Friedrich Wagner

1882

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/reisenumdiewelt341gers

Fritzi Edle von Diemmer

gez. v. G. Kühn.

gest. v. H. Winkl.

Straussen Heerde.

Reisen um die Welt.

Ein Familienbuch.

Von

Friedrich Gerstäcker.

Dritter Band.

Mit vier Stahlstichen.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1847.

RBR
Jante
#1159
Bd. 3, 4

Inhaltsverzeichniß.

Dritter Band.

1. Negervölker und Sklavenhandel an der Westküste Afrika's.

Die Sieger. — Madame Wegmeier. — Der Kruman. — Die List. — Der Ueberfall. — Der Kampf. — Die Entscheidung. — Traurige Folgen. — Das Meerbegräbniß. — Weibliche Pflege. — Absicht der Neger. — Neues System des Sklavenhandels. — Auswanderungsplan für freie Neger von Afrika nach Westindien. — Damit getriebener Misbrauch. — Freiheit des Sklavenhändlers. — Die Purrah. — Die Aschantis. — Der Fetischdienst. — Despotische Regierungen. — Hausssklaverei. — Die Sklavenjagd. — Der Missionair und die Frauen. — Entrüstung der Madame Wegmeier. . . . . S. 1—33

2. Die Westküste Süd-Afrika's.

Anabon. — Der schwarze Gouverneur. — Klima und Vegetation. — Der Butterbaum. — Sonderbare Tabakspfeifen. — Farbenmooose und Mineralien. — Plötzliche Windstöße. — Eigene Wolkenbildung. — Die Wasserhose. — Wasser- und Sandwirbel. — Das Sternbild des Kreuzes. — Den Todten ist wohl! — Der alte Bleede. — Bleede's Sage. — Bobby. — Bobby und Jonas. — Die Rache. — Die Versöhnung. . . S. 34—57

3. **Benguela.**

Land. — Die Landung. — Schlaflose Nacht. — Die Jäger. — Benguela. — Die Stadt. — Sklavengehöfte. — Die Eingebornen. — Rüstungen. — Ochsentreiber. — Transportwagen. — Der Morgen. — Die Störung. — Der Pavian. — Schlangen. — Der Honigvogel. — Der Kraal. . . . . S. 58—77

4. **Der Jagdzug.**

Negerputz. — Der Missionair. — Glaubenswechsel der Neger. — Vorsicht gegen die Eingebornen. — Antilopen-Arten. — Das Gnu. Jonas als Jäger. — Giraffen-Jagd. — Jagdpartie zu Fuß. — Oskar's Schuß. — Das Chamäleon. — Die Giraffe. — Der nächtliche Besuch. — Der Löwe. — Die Hyäne. — Riesen- und Zwergthiere. — Christenthum für Land. . . . S. 78—194

5. **Die Rückkehr und Abfahrt.**

Die Ueberraschung. — Jonas reitet. — Der schwarze Vogel. — Wunderbare Erscheinung. — Mazeppa. — Das Nashorn. — Das Flußpferd. — Der Familienrath. — Alle am Bord. — Die Abfahrt. — Wogen der See. — Oel in's Meer gegossen, die Wogen zu besänftigen. — Die fremde Brig. — Der englische Capitain. — Befreiung der Neger. — Der Sklavenhändler. — Herr Kaffalt. — Der Unbekannte. — Insel Itschiboe. — Der Guano. — Regeres Leben an Bord. — Schnelle Fahrt. — Wiedervergeltung. — Das Familiengeheimniß. — Schaukeln des Schiffes . . . . . S. 95—132.

6. **Das Cap der guten Hoffnung.**

Die Capstadt. — Besitznahme des Cap's. — Uneinigkeit der Bewohner. — Die Kaffern. — Die Buschmänner. — Produkte. — Constantia. — Die Braunschweiger. — Des Rittmeisters Bruder. . . . . S. 133—147

1

Negervölker und Sklavenhandel an der Westküste Afrika's.

Wir haben am Ende des vorigen Capitels die Mannschaft der Amazone in gar böser, mißlicher Lage verlassen; gebunden und in den Händen ihrer wilden Feinde, wußten die Armen im ersten Augenblick wirklich nicht wie ihnen geschehen und von woher dieser plötzliche Schlag gekommen. Dann aber, wenn sie bedachten wie erbittert die Neger im Allgemeinen auf Sklavenschiffe und überhaupt auf die Schiffe der Weißen sind, die sie alle für Sklavenhändler halten, überfiel sie banges Entsetzen und sie sahen sich schon im Geist als Racheopfer jener dunkelen Tausende fallen, die in fremden Welttheilen unter der Geißel ihrer weißen Henker schmachten.

Die Sieger jubelten und sprangen indessen in wilder, ausgelassener Freude auf dem Verdeck umher, denn auch das kleine Fahrzeug mit dem Licht an Bord, von dem jene wunderlichen Töne hergekommen, war herangefahren und hatte seine Mannschaft an Bord der Amazone gesandt, wo sich diese augenblicklich den Siegern zugesellte. Es blieb jetzt keinem weiteren Zweifel unterworfen daß die Lichter, und überhaupt das ganze Geheimnißvolle des im Dunkeln näher und näher rückenden Bootes nur dazu hatte dienen sollen, die Mannschaft der Amazone irre zu führen und so zu beschäftigen, daß sie das andere Fahrzeug, was

indessen an der Starbordseite mit umwickelten Rudern herbeiglitt, gar nicht bemerkten.

Das war den Räubern auch vollständig gelungen, denn jene Klagetöne und das grelle, hin- und herschweifende Licht hatte eine so gewaltige Anziehungskraft ausgeübt, daß selbst die wachthabenden Matrosen auf kurze Zeit jede nöthige Vorsicht hintan setzten und an die Larbordseite ihres Schiffes eilten, um dem fremden wunderlichen Gegenstand so nahe wie irgend möglich zu sein.

Die Sieger versammelten sich jetzt mitsammen auf dem Hinterdeck und schienen eine, von sehr lebhaften und heftigen Gestikulationen begleitete Berathung zu halten, wobei den unglücklichen Gefangenen nicht mit Unrecht die Herzen an zu klopfen fingen, denn es ließ sich kaum verkennen wie hier ihr Schicksal — Leben oder Tod — abgehandelt wurde.

Der Obersteuermann, wie sämmtliche Passagiere lagen noch dort wo man sie überrascht hatte, und zusammengebunden auf der Erde, die Matrosen aber mehr nach vorn, auf dem Vordercastell, wo dicht hinter dem Fockmast der Untersteuermann ebenfalls von seinem Geschick in Form eines unvorhergesehenen und schwerlich geahnten Keulenschlags ereilt worden war. Als er wieder zu sich kam, fand er sich, als wahrscheinlich für todtgehalten, allein und ohne Wache da liegen, aber nichts destoweniger mit fest auf den Rücken gebundenen Händen und jeder Bewegung unfähig. Bei den Matrosen dagegen, die in etwa zehn Schritt Entfernung von ihm verwahrt wurden, konnte er deutlich die dunkelen, drohenden Gestalten der Sieger erkennen, die, theils an Bord gelehnt zusammen plauderten und lachten, theils sich drohend gegen ihre Gefangenen wandten und ihnen durch Zeichen zu verstehen gaben, wie die geringste Bewegung, ja vielleicht schon ein trotziger Blick, schwere Ahndung zur Folge haben würde.

Von den Passagieren konnte Leslie nichts hören noch sehen, vermuthete daher das Schlimmste; denn unerklärlich war es ihm wie sonst Madame Wegmeier sich so ganz ruhig und leidend verhalten hätte; freilich kannte er die näheren Verhältnisse nicht. Diese Dame schien nämlich im Anfang fest entschlossen gewesen zu sein, mit Hülfe ihres schmetternden Soprans das erste beste Kriegsschiff herbeizurufen, um Rache an den „Raubern" zu nehmen; dem mochte aber der Führer der Bande, ein entschlossener wilder Bursche und Häuptling seines Stammes, nicht ganz beigestimmt haben, denn mit einem Schlag seiner Faust streckte der unhöfliche Bube die unglückliche Frau nieder, und als sie wieder zur Besinnung kam, fand sie ihren ganzen Mund so gedrängt voll von ihrem eigenen wollenen Halstuch, daß sie den thränengefüllten Blick nur Hülfe suchend zu den Sternen erheben konnte, ihre Zunge aber — o des ruchlosen Bösewichts — unlösbar gefesselt fand. Ihre beiden Töchter lagen in Angst und Furcht neben ihr, und kein Wort, kein Laut kam über ihre Lippen; die armen Kinder waren vor Schreck und Entsetzen mehr todt als lebendig.

Die Stelle am Steuerrad hatte indessen ein Neger eingenommen und die Sieger veränderten jetzt den Cours des Schiffes, indem sie, trotz der Nähe des Strandes, noch mehr landeinwärts hielten; mit den Tauen und Segeln wußten sie aber vortrefflich umzugehen und wie die Katzen kletterten sie bald in allen Masten herum.

Leslie starrte in trübem Sinnen zu ihnen empor und ein bitterer Fluch theilte seine Lippen, als plötzlich eine der Gestalten mit Blitzesschnelle zu ihm niederglitt und sich neben ihn, das Antlitz ebenfalls den Sternen zugekehrt zu Boden warf, in welcher Stellung er mehrere Secunden lang regungslos verharrte. Leslie

um lästiger Bewachung zu entgehen, rührte ebenfalls kein Glied und suchte seine Rolle als Erschlagener fortzuspielen.

Da flüsterte sein halb nackter Nachbar plötzlich mit leiser, kaum hörbarer Stimme:

„Sir — Master — Master Leslie!"

„Wer bist Du?" frug der Angeredete schnell, wandte den Kopf halb nach seinem neuen, noch unbekannten Freund um.

„Kullo" — zischelte dieser zurück — „Kullo, Master — aber bleibt still — will Euch die Stricke durchschneiden — können vielleicht nachher den Andern auch helfen."

Ohne Zeitverlust ging er daran das Versprechen zu erfüllen, und in wenigen Secunden fühlte Leslie seine Arme wieder frei; kaum war übrigens dieser Liebesdienst geglückt, als sie einen ihrer Feinde auf sich zu kommen sahen und nun, um dessen Verdacht nicht zu erregen, beide still und regungslos liegen blieben. Der Eingeborne wußte jedoch vielleicht nicht einmal daß hier ein Gefangener lag, oder schien es gar nicht zu beachten, denn er wandte seinen Blick nicht von einem jetzt vor dem Schiff befindlichen Gegenstand ab, der immer näher und näher zu kommen schien. Es war ein fremdes Segel das hier, wie sich gar nicht mehr verkennen ließ, kreuzte, denn es hatte vorher, als es Jener zuerst erblickt, in die offene See hinausgehalten und kam nun, wahrscheinlich als es die Amazone gewahr geworden, wieder näher dem Lande zu.

Kullo richtete sich auf, als jener Mann, der Führer der Bande an ihnen vorüber gegangen war, und erkannte bald, was jenes Aufmerkamkeit gefesselt; ganz mit den Sitten und Gebräuchen dieser Völker aber vertraut, wußte er auch nur zu gut, was die Absicht der Sieger, was das Loos der Gefangenen sein würde. Ein bedeutendes Lösegeld hätte den Weißen vielleicht ihre Freiheit wieder verschafft, das Schiff wäre aber verloren und zum Skla-

gez. v. G. Kuhn

gest. v. H. Winkles

Ein Jagga Krieger.

venhandel bestimmt und er selbst mit seinen Landsleuten rettungslos zur Sklaverei verdammt gewesen, wenn nicht schnell, und zwar ehe sie die Küste erreichen konnten, Hülfe ward.

Was war zu thun? Die Neger beherrschten Verdeck und Cajüte, und hätten zwei Menschen es wagen können, mit solcher Ueberzahl den ungleichen Kampf zu wagen? Mußte nicht durch übereiltes Handeln ihr Schicksal noch rascher, noch fürchterlicher entschieden werden?

Wohl gingen dem armen Teufel alle diese und noch entsetzlichere Gedanken durch den Kopf, denn er kannte die Grausamkeit seiner Landsleute, wie unmenschlich sie nicht selten mit den Besiegten umgingen. Zum Ueberlegen blieb aber keine lange Zeit, was geschehen sollte, mußte schnell geschehen und jetzt ließ auch vielleicht das Ueberraschende, Unerwartete eines plötzlichen Angriffs wenn auch schwache Hoffnung schöpfen.

Kullo flüsterte dem Steuermann zu, sich noch einen Augenblick ruhig zu verhalten und glitt dann, auf die Schwärze seiner Haut und die Dunkelheit der Nacht vertrauend, schnell dem Vordercastell zu. Hier ergriff er eine am Boden liegende Handspeiche und trat nun plötzlich, zwar mit klopfendem Herzen aber festem Schritt, mitten zwischen die am Boden zerstreut umherliegenden Gefangenen hinein, als ob er zu den Wachen gehöre und nur sehen wolle, daß auch alle fest gebunden und verwahrt wären. Seine List gelang ihm vollkommen, denn theils war jetzt ein großer Theil der neuen Mannschaft mit den Segeln beschäftigt, theils interessirte das immer mehr sichtbar werdende Segel die Sieger so, daß sie den langsam zwischen ihnen herumschlendernden, und mit gewichtiger Handspeiche bewehrten Landsmann kaum eines Blickes würdigten, und zufrieden schienen wie er sich um die Gefangenen bekümmere.

Kullo ersah dabei schnell genug seinen Vortheil und wo er

auf Augenblicke sich unbeachtet wußte, zerschnitt er mit scharfem Stahl zuerst die Bande der stärksten Matrosen und dann auch die seiner Brüder, der drei anderen Kru's oder Krumanen, während er ihnen jedoch bedeutsam dabei zuflüsterte, noch kurze Zeit still und ruhig zu bleiben. Gern wäre er ebenfalls auf das Hinterdeck gegangen, dort die Befreiung der Uebrigen zu versuchen, das wäre aber zu gewagt gewesen, denn dort standen die Führer der Schaar, und mehre da aufgehangene Laternen verbreiteten ein zu helles Licht um nicht eine Entdeckung fürchten zu müssen.

Wie aber Waffen bekommen? am großen Mast lagen zwar, wie er gesehen hatte, sämmtliche vorgefundene Beile und Gewehre, ein Posten stand aber auch neben diesen und nicht ein einziges Stück hätte er davon nehmen können ohne Entdeckung fürchten zu müssen. Kullo war übrigens nicht der Mann der sich leicht von einer Schwierigkeit zurückschrecken ließ, noch dazu, da hier überhaupt seine eigene Freiheit, ja vielleicht sein Leben auf dem Spiel stand. Da sah er plötzlich wie die Gefangenen vom Hinterdeck, die man jetzt auch noch größerer Sicherheit wegen geknebelt hatte, nach vorn zu getragen wurden, und leicht begriff er weßhalb dieß geschehe. Man wollte sie wahrscheinlich vom Deck und an einen sichern Ort schaffen, damit sie nicht allein oben den Weg frei ließen, sondern auch nicht so leicht im Stande wären ihre Banden abzuschütteln und gegen ihre Sieger aufzutreten, die sich jetzt alles Ernstes rüsteten das andere Schiff nicht allein zu bekämpfen, wenn es ihnen Hindernisse in den Weg legen würde, sondern vielleicht gar freiwillig zu entern und ebenfalls zu ihren schwarzen Zwecken zu verwenden. Es waren nämlich Fulahs und der Führer zwar, wie es sich später erwies, jener berüchtigte Sklavenhändler, der in kurzer Zeit das Schrecken der Küstenländer und ein unbezahlbarer Schatz für die portugiesischen und spanischen Sklavenschiffe geworden war.

Eben trugen nun zwei stämmige Neger die breite, jetzt freilich ganz in sich zusammengesunkene Gestalt des alten Herrn Wegmeier an dem Kruman vorüber, als dieser in raschem Entschluß zu dem Platz zurückschritt, wo er den Untersteuermann verlassen hatte; neben diesen legte er die Handspeiche hin und flüsterte dann leise:

„Springt auf, wenn Ihr den ersten Schuß hört." Dann ging er, als ob er mit zu den Trägern gehöre, ruhig auf den Posten zu, der bei den Waffen Wacht hielt, und fing an, diese zusammen zu packen und aufzuraffen.

Das fremde Fahrzeug, eine kleine nordamerikanische Brig, kam indessen immer näher und der Führer der Raubschaar, der jetzt mit seinem Sprachrohr auf dem Hinterdeck stand, schien mit jedem Augenblick den Anruf derselben zu erwarten.

„Hallo mein Bursche!" rief Jenen in diesem Augenblick der Posten an — „laß einmal die Sachen liegen, die werden gleich wieder gebraucht."

„Faß lieber mit an und halt das Maul," knurrte Kullo in der Sprache der Fulahs, ohne sich weiter stören zu lassen, „Du wirst doch wohl keine Gegenbefehle geben wollen? — da — nimm die Gewehre und komm mit."

In demselben Moment schallte der Zuruf des Amerikaners herüber und Kullo eilte schnell nach vorn, denn er fürchtete mit Recht, die Reihe des Forttragens könne auch an die Matrosen kommen und wenn man dann zu früh entdeckte, daß sie nicht gebunden seien, so war vielleicht sein ganzer Plan vereitelt.

In die Luke des Vordercastells wollte man eben den Rittmeister hinunterlassen, als Kullo mitten zwischen die Matrosen hinein, seine verschiedenen Waffen trug.

„Wer hieß Dich die hierher schaffen!" fuhr ihn einer der Neger jetzt an — „Teufel noch einmal — wer bist Du denn eigentlich? —" und die schlanke Gestalt des Kriegers sprang über

die offene Luke hinweg, auf ihn zu. Es war aber sein letzter Sprung auf dieser Welt gewesen, denn Kullo's langer Dolch traf im nächsten Moment sein Herz und er stürzte mit dem Todesschrei auf den Lippen zurück. Starr vor Ueberraschung ließen die Fulahs indessen ihren Gefangenen fallen und griffen, dem unbekannten Feind zu begegnen, nach den Waffen; Kullo dagegen, nicht gesonnen sein Werk halb vollendet zu lassen, raffte des Rittmeisters Doppelflinte, die gerade vor ihm lag, auf, spannte den rechten Hahn und schoß den ihm zunächst Stehenden nieder.

Mit wildem Jubelruf sprangen bei dem Knall der Flinte die Matrosen auf, die mit kaum zu bezähmendem Eifer irgend ein Zeichen erwartet hatten, ergriffen was ihnen gerade in die Hände fiel und warfen sich auf den Feind, während Kullo rasch und gewandt des Rittmeisters Bande löste. Der Schuß aber, der die Freunde zusammenrief, verrieth auch augenblicklich dem Feind den wahren Stand der Dinge und der Fulah Häuptling, daran gewöhnt, der schnell emporwachsenden Gefahr auch eben so schnell und kühn zu begegnen, flog, die Nähe des Amerikaners ganz vergessend, mit den Seinen schnell nach vorn die neuerstandenen Gegner zu bekämpfen.

Hier aber fand er zu seinem Entsetzen die Lage des Schiffes viel schlimmer als er erwartet und sah sich, da er auch einen Theil der Seinen auf den eigenen Fahrzeugen hatte zurücklassen müssen, plötzlich seinerseits von einem Feind angefallen, der zum Aeußersten getrieben, auch mit verzweifelter Wuth das Aeußerste wagte. Trotzdem aber begann er unerschrocken den Kampf, und die Ersten die sich ihm entgegenstellten, fielen wie schwache Halme unter den fürchterlichen Schlägen seiner Kriegskeule, die er mit entsetzlicher Geschicklichkeit schwang. Nach preßte jedoch die Zahl der wackern Matrosen und Bleede, der Günthers Doppelflinte ergriffen, aber schon ein paar Mal vergebens damit geschnappt

hatte, da die Sicherheitsschraube vor war und der Hahn nicht auf das Zündhütchen niederschlagen konnte, wandte sie um und zielte ganz kaltblütig mit dem Kolben nach dem Schädel seines grimmigen Feindes.

Schwerlich hätte er indessen seinen Schlag so unbehindert geführt, denn der Fulah sah ihn anstürmen und hob schon zähnefletschend den scharfen Scimitar, da zitterte das Schiff bis in seine innersten Planken hinein und das eigenthümliche Geräusch, was durch die Berührung zweier großen Fahrzeuge entsteht, war nur der Vorbote eines wilden Aufjauchzens und einer Masse schnell hervorgestoßener englischer Flüche.

Der Fulah wandte sich unwillkürlich halb nach den neuen Feinden um, brach aber auch noch in dieser Bewegung, von Bleede's trefflich gemeintem Kolbenschlag getroffen, zusammen und lag in der nächsten Minute von dem würdigen Matrosen selbst überdeckt, der den leichten Kolben mit dem ersten Schlag abgebrochen hatte, als er denselben aber wiederholen wollte zu kurz traf und, durch die Stärke seines Hiebs nach vorne gerissen, über den vor ihm liegenden Körper der Länge nach hinstürzte. Dieser Fall war übrigens sein Glück, denn er rettete ihn vor einer nach seiner Stirn zielenden Kugel, die jetzt seinen unglücklichen Hintermann traf und aller weiteren irdischen Sorge überhob.

„Hurrah, my boys!" schrie da plötzlich eine sonore Stimme, im Rücken der Fulahs, und diese so von zwei Seiten bedrängt, und mit dem Schicksal wohl bekannt das ihrer wartete, wenn sie lebendig in die Hände der Sieger fielen, stießen einen besonderen, schrill tönenden Ruf aus und sprangen, Kopf voran, in See, es den beiden Parthien überlassend sich miteinander zu verständigen. Das geschah dabei schneller als man sonst wohl in der Dunkelheit der Nacht hätte vermuthen können, denn Leslie, der mit seiner Handspeiche bis jetzt wacker und redlich gearbeitet, rief

den so zu glücklicher Stunde erschienenen Rettern ein fröhliches Willkommen entgegen, so daß diese, als sie die Muttersprache hörten, in ihrem Angriff einhielten und nun in wenigen Worten den Stand der Dinge erfuhren.

Die Fulahs hatten indessen Zeit gewonnen ihre, durch das gegebene Zeichen herbeigerufenen Fahrzeuge zu erreichen, und ehe die Amerikaner wie Deutschen nur recht wußten, wo sie ihren wirklichen und jetzt flüchtigen Feind zu suchen hatten, schoß dieser schon bei dem Winde und in so gerader Richtung dem Lande zu, daß die tiefer im Wasser gehenden Fahrzeuge es gar nicht wagen durften ihm zu folgen.

Vor allen Dingen befreite man nun die Gefangenen, und die Mannschaft mußte wenden, um aus der allzu großen Nähe der Küste zu kommen, vor der sie der amerikanische Capitain warnte, dann aber sah man auch nach den Verwundeten und — Gebliebenen und fand deren Anzahl leider viel größer, als man früher gehofft und erwartet hatte.

Drei Matrosen und einer der Kru's lagen todt und in ihrem Blute auf dem Verdeck, neben ihnen freilich auch manche der Feinde und unter diesen der kecke Häuptling derselben, den Kullo's Messer noch dreimal getroffen, während schon jeder einzelne Stich ein sicherer Todesbote gewesen wäre.

Verwundet waren sieben, unter diesen der Rittmeister, der Obersteuermann, der Capitain und Herr Bodmer; der letztere dabei so gefährlich, daß Günther der ihn in seinen Armen in die Cajüte hinunter trug, jeden Augenblick fürchtete, er würde an seinem Herzen verscheiden und Oskar die einmal gefaßte, eiskalte Hand des Vaters nicht wieder loslassen wollte.

Der Amerikaner war eine Boston Brig, die hier kreuzte, um eine von Liberia kommende Barke zu erwarten. Das sonderbare Benehmen der Amazone und die schnelle Aenderung ihres

Courses hatte ihn zuerst aufmerksam gemacht, und da er nun näher gekommen den Schuß hörte, so glaubte der Capitain nicht anders, als es sei Empörung an Bord des fremden Fahrzeugs ausgebrochen, das er jetzt unbehindert enterte und so gerade zur glücklichen Zeit kam die Mannschaft, wenn nicht wirklich zu retten, doch noch vor einem bösen Blutbad zu bewahren.

Freilich hatte er das einmal geschehene Unglück nicht verhindern können, und verließ nun traurig, aber von dem herzlichen tiefgefühlten Danke des Capitains Barring wie der Seinen begleitet, die Amazone, um an Bord seiner eigenen Brig zurückzukehren, und seine Fahrt fortzusetzen.

Der nächste Tag brach trübe und schwer herein. Herr Bodmer war in den Armen seiner Söhne verschieden und Oskar lag, als der Capitain die Coje betrat, schluchzend über der Brust des Vaters hingebeugt, in einem Thränenstrom dem gepreßten Herzen Luft machend; Günther saß stumm an seiner Seite und hielt die kalte, starre Hand des Todten. Trostworte vermochten hier auch keinen Gram zu lindern, das wußte der brave Seemann wohl — der Schmerz mußte austoben, die Brust wieder frei von Thränen und Seufzern sein, die jetzt ihr Inneres zu zersprengen drohten und vor allem andern der Gegenstand dieser Thränen hinweggeschafft werden, nachher werden Zeit und Wechsel der Umgebung die besten Aerzte, auch das herbste Leid zu stillen, oder ihm doch wenigstens die peinigende Schärfe zu nehmen.

Die Vorbereitungen zum Begräbniß der Leichen wurden deßhalb zwar ernst und fast schweigend, aber doch rasch und ohne weiteres Zögern getroffen, denn in dem engen Raum eines Schiffes dürfen die Todten nicht so lang in der Gesellschaft der Lebenden bleiben, wie das wohl auf dem festen Lande der Fall ist. Scheintod war hier auch nicht zu fürchten und Leslie, von vier Matrosen dabei unterstützt, begann bald seine ihm obliegende

Arbeit, die Leichen nämlich in ihre letzte Kleidung — in große Stücken weißen Segeltuches fest einzunähen, wonach sie dann der dunklen Tiefe übergeben werden sollten. Das war in kaum einer Stunde geschehen; einige große Stücke abgebrochener Eisenschienen, die der Steward zu irgend einem Zweck in seiner Vorrathskammer bestimmt hatte, wurden dann in schnell angefertigte Säcke gethan und an die Füße der starren Körper befestigt, daß diese durch solch Gewicht hinabgezogen würden, und nicht, ein Spiel der Wellen, auf der Oberfläche der See einhertrieben, wovor der größte Theil der Seeleute eine fast abergläubische Furcht hegt.

Alles war, bis zum Einsenken, vorbereitet und die Matrosen standen in ihren Sonntagskleidern ernst und lautlos auf dem Verdeck, die Ankunft des Capitains erwartend. Die Todten lagen in Reih und Glied neben einander, jede Leiche auf einem besonderen Bret, an der Leeseite des Schiffes. Es waren ihrer fünf; denn die erlegten Feinde hatten die, über den Tod der Kameraden erbitterten Seeleute schon in der Nacht und ohne weitere Ceremonien über Bord geworfen. Das war denn auch wohl die Ursache, daß zwei gewaltige Haifische dem Schiffe seit Tagesanbruch folgten und an den hoch aus dem Wasser stehenden Flossen konnte man deutlich erkennen wie sie, einem kleinen Piratenschiffe nicht unähnlich das eine fremde Küste bewacht, im Fahrwasser der Amazone hin- und herkreuzten, und neue Beute zu erwarten schienen.

Der Capitain kam endlich, von Günther und Oskar gefolgt, an Deck, und auf seinen Wink hoben die Matrosen alle fünf Leichen auf ihren Brettern über den Rand des Schiffes, so daß die Körper — die Füße nach außen gekehrt — nur noch von den Händen der hinter ihnen Stehenden im Gleichgewicht gehalten wurden. Capitain Barring nahm nun seinen Hut ab und sprach, während alle Uebrigen ein Gleiches thaten, mit lauter deutlicher Stimme

ein kurzes Gebet. Es war ein Nachruf an die Gebliebenen — es war die ausgesprochene Hoffnung eines besseren Lebens, eines freudigen Wiedersehens, und dann — als nach langer stiller Pause, und von der Feierlichkeit des Augenblicks tief ergriffen, ein Jeder selbst ein paar leise, brünstige Worte an seinen Gott gerichtet — hob er langsam und mit abgewandtem Antlitz die Hand, und die Männer wollten der blauen Tiefe das Ihre zusenden. Da sprang, wie von unbezwingbarem Schmerz getrieben, Günther noch einmal vor und ergriff den Arm des Matrosen, der seines Vaters Leiche hielt, so daß dieser und mit ihm alle Uebrigen, in ihrem traurigen Amt einhielten, und den armen jungen Mann mitleidig anblickten. Es war aber auch nur ein Augenblick gewesen, der ihn angetrieben sich dem Unvermeidlichen entgegen zu werfen; mit glanz- und thränenlosen Augen sah er wenige Secunden auf den starren festumhüllten Leichnam nieder und ließ dann, sein eigenes Antlitz in den Händen bergend, den bis jetzt krampfhaft gefaßten Arm los. Ein nochmaliges Zeichen des Capitains beschleunigte den letzten Act des Todtenamts. Die Matrosen hoben gleichmäßig das Kopfende der Breter empor, die Leichen glitten durch ihre eigene Schwere und durch die daran gehangenen Gewichtstücke gezogen hinab, und in der nächsten Secunde schlugen die hochaufspritzenden Wogen über ihnen zusammen, während die beiden Haie mit Blitzesschnelle herbeischossen, den Platz einmal umkreisten und dann nachtauchten, die ihnen entgangene Beute zu verfolgen.

Das Schiff verließ schnell den Platz und die Sonne schien so hell und freundlich über die krystallenen, leiseplätschernden Wogen, und so golden und rein funkelte das blitzende, schaukelnde Meer, als ob es nichts berge unter der wonnigen, schwellenden Fläche, als Glück und Frieden, und nur ein böser Traum den Menschen gesagt habe, daß eben jetzt, in dem nämlichen Augenblick, fünf

ſtarre Leichen hinabſänken in dieſes ätherreine Element, und die Ungeheuer der Tiefe ihnen mit gierig fletſchenden Zähnen folgten. — O wie manche ſchöne Hülle birgt in ihrem Innern Tod und Verdammniß! —

Das trauliche Verhältniß an Bord des Schiffes war jetzt freilich auf einige Tage geſtört worden, ſo daß man ſelbſt, als der Wind wieder günſtiger wurde, die Linie paſſirte, ohne die ſonſt in dieſem Falle gebräuchliche Meertaufe vorzunehmen; man hatte die Todten noch nicht vergeſſen und ſelbſt die Verwundeten erholten ſich unter den glühenden Sonnenſtrahlen nur langſam, und bedurften der ganzen Pflege, die ihnen in einem ſo engen Raum wie ein Schiff iſt, gewährt werden konnte.

Hier aber bewieſen die beiden Töchter der Madame Wegmeier zum erſten Mal eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit und ein gutes, freundliches Herz, denn trotzdem, daß ihnen ihre Mutter mehre Vorleſungen über „den guten Anſtand" und das „was ſich für Fräuleins ſchicke und nicht ſchicke," hielt, ſo ließen ſie ſich doch, von ihrem Vater ebenfalls dabei unterſtützt, nicht irre machen, und pflegten und warteten die Verwundeten nach beſten Kräften und mit wirklich unermüdeter Sorgfalt. Auch der alte Wegmeier brachte, als ſie ſich wieder zu erholen anfingen, zum Entſetzen und Aerger ſeiner Frau, eine Maſſe von eingemachten Früchten und anderen Delikateſſen herbeigeſchleppt, die ſich jene ſehr ſorgfältig und heimlich verſteckt hatte. Er wie ſeine Töchter gewannen ſich aber auch dadurch die Herzen der rauhen Seeleute auf das Vollkommenſte, während dagegen Madame in ihrer Achtung bedeutend fiel; ja ſie konnte ſich ſogar glücklich ſchätzen, daß die Feier des Aequator-Paſſirens bei ſolchen Umſtänden unterblieb, ſie ſowohl wie Jonas wäre einer ſtrengen wenigſtens muthwilligen Ahndung nicht ſo leicht entgangen.

Jetzt aber, als sich die Patienten unter so sorgsamer Pflege nach und nach wieder erholten, kamen auch immer und immer wieder ihre Gedanken und Gespräche auf jenen Ueberfall zurück, der so schlau ausgeführt, fast dem Schiff wie der Mannschaft verderblich geworden wäre, ja selbst noch jetzt so ernst und schwer in ihr freundliches Leben hineingegriffen hatte.

Nach alle dem zu schließen was vorgefallen und wie sich die Räuber überhaupt betragen, blieb es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß es Sklavenhändler und nicht Piraten gewesen seien, in deren Macht und Gewalt sie gewesen, denn die letztern würden sich nur um die Ladung bekümmert haben, jenen aber schien es um das ganze Fahrzeug zu thun zu sein, das, groß und geräumig, ihnen die Aussicht auf fast unbeschränkten Handel und Transport bot. Kühn und schlau genug war dabei der ganze Plan ausgeführt und man hätte das Leben der Mannschaft und Passagiere wahrscheinlich geschont, wenn der Räuber nicht vielleicht, von einem englischen Kriegsschiff überrascht, zum Aeußersten hätte schreiten müssen, alle Zeugen nämlich verschwinden zu lassen, die ihm verderblich werden mußten. Dann freilich wäre ihr Loos ein entsetzliches gewesen, denn man hat schon Beispiele gehabt, daß in diesem Falle ein so zur eigenen Rettung getriebener Verbrecher sämmtliche Mannschaft, mit Gewichten an den Füßen lebendig in's Meer warf, um nur keine Blutspur an Deck zu haben, und schnell von den Zeugen seiner That befreit zu sein.

Wie Herr Kaffalt fest behauptete, so waren diese Männer Fulahs gewesen, und auch Kullo, der Kruman, dem sie eigentlich ihre Rettung verdankten, stimmte ihm darin bei. Capitain Barring hatte übrigens dessen wackeres Betragen erfahren und behandelte ihn von da an wirklich mit einer Bevorzugung, die auf jeden Fall und unter jedem anderen Verhältniß, den bitteren Neid

seiner weißen Schiffsgenossen erregt hätte, wäre es nicht Allen bekannt gewesen, wie sie ihm eigentlich ihre Rettung, ja vielleicht ihr Leben dankten.

Kullo war aber auch, seiner genauen Bekanntschaft mit all den westlichen afrikanischen Stämmen wegen, am besten dazu geeignet, ihnen ziemlich genaue Auskunft, nicht allein über jene Raubbanden, sondern über alle seine schwarzen Brüder, die diese Regionen bewohnten, zu geben und er that dieß mit einer solchen Bereitwilligkeit und doch wieder auch Bescheidenheit in seinem ganzen Wesen, daß er sich besonders des Rittmeisters Liebe in hohem Grade erwarb.

Wunderlicher Weise gab er aber und das ziemlich bestimmt, in diesem Raubanfalle einzig und allein den Engländern Schuld, die nicht allein eine entfernte, sondern ganz nahe und unbezweifelte Ursache einer wirklich erneuten Thätigkeit im Sklavenhandel wären; seit einem erst kürzlich gegebenen Gesetz sollte wenigstens das Sklavenstehlen in jenen Länderstrecken wirklich überhand genommen haben. Der Rittmeister wollte das zwar bestreiten, Leslie aber, trotz seiner englischen Abkunft, schlug sich auf Kullo's Seite und behauptete ebenfalls, daß dieser Recht habe, und er selbst fest davon überzeugt sei, das neue Auswanderungssystem der Neger nach den Westindischen Inseln sei — wenn nicht die einzige doch sicher eine Hauptveranlassung, die jetzt eine Menge Schiffe in Thätigkeit setze, befreite Sklaven nach Sierra Leone zu führen. um sie von hier aus freiwilliig nach Jamaika und den dortigen englischen Besitzungen auswandern zu lassen.

„Daß die Engländer," sagte er, „trotz den strengen Strafen welche in England selbst auf dem Sklavenhandel stehen, doch die eigenen Hände nicht ganz frei von diesem Geschäft haben, leidet wohl keinen Zweifel; englische Zeitungen haben sich sogar schon darüber ausgesprochen. Die Art, wie sie das anfangen ist auch

schlau genug, sie werden nämlich in England für diesen Handel ausgerüstet, wenigstens in soweit, daß sie augenblicklich dazu verwandt werden können, und gehen nun bis Cadix, wo sie unter irgend einem Vorwand anlegen, und dann für irgend ein anderes Schiff — Instruktionen mitnehmen und direkt nach der Sklavenküste segeln. Sollten sie wirklich von einem Kreuzer angehalten werden, so sind nur diese Papiere und noch dazu für ein anderes Fahrzeug an Bord, — kommen sie aber glücklich an Ort und Stelle an, so finden sie dort gewöhnlich das Schiff für welches die Instruktionen bestimmt waren und tauschen nun dafür die eigenen, die auf eben solche Art dorthin befördert wurden, ein. Manchmal geschieht es auch, daß der Eigenthümer selbst mit an Bord ist und dann natürlich erst in Afrika, und nach Befinden seine Anordnungen trifft."

„Das freilich sind nur, von Privatleuten ausgehende Schiffe, und die Regierung hat nichts mit ihnen zu thun, ja würde sie, im Fall sie ertappt werden sollten, wohl eben so streng und vielleicht noch strenger bestrafen, als Ausländer; nun aber hat auch neuerdings die englische Regierung einen Schritt gethan, der wohl sicher nicht den Zweck hatte den Sklavenhandel zu befördern, aber doch sicherlich vielen Anstoß gab, und in mancher Hinsicht dem gerade entgegen arbeitete, was er bewirken sollte. Zwischen den sogenannten Abolitionisten oder Negerfreunden und der englischen Regierung kam es immer mehr und mehr zu Mißhelligkeiten, wobei nicht einmal die Pflanzer auf Seiten der letzteren waren, so daß sich diese endlich genöthigt sah, auf irgend eine Weise einen Ausweg zu suchen. Damals — es war glaub ich 1842 — wurden zwei Parlamentscommittéen niedergesetzt, von denen die eine den ökonomischen Zustand Westindiens, die andere aber die Lage und Verhältnisse der englischen Niederlassungen auf der Westküste Afrika's untersuchen sollte. Das Resultat — ja vielleicht auch der Zweck

derselben — war die Einleitung einer Auswanderung von Negern, aus ihrem Vaterland nach den westindischen Inseln.

„Die westindischen Pflanzer hatten dem englischen Parlament nämlich dringende Vorstellungen gemacht, und um Arbeiter, und zwar schwarze Arbeiter gebeten, da sonst ihre Pflanzungen — das Einzige was jene Inseln bis jetzt zu solcher Blüthe brachte — dem Verfall nahekämen. Das war sehr natürlich eine unausbleibliche Folge der Negeremancipation, und durch eine freiwillige Auswanderung hoffte man dem abhelfen zu können.

„Dagegen opponirten sich aber die Negerfreunde auf das heftigste und behaupteten, wohl nicht mit Unrecht, eine solche Maaßregel, wenn auch von der Regierung geleitet, werde nur dazu dienen, den schändlichen Negerhandel an der afrikanischen Küste zu vermehren, und den Grund zu einer neuen Art der Ausführung zu legen.

„Sie hatten Recht — allerdings nicht in dem Umfang wie sie es meinten, denn der Neger wird durch diese Auswanderung zwar seinem Vaterland entführt, aber schon auf der Reise besser, wenigstens menschlich behandelt, und tritt auch nicht, in seiner neuen Heimath, in ein so grelles, bestimmtes Verhältniß der Sklaverei; daß er aber dort ganz als freier Arbeiter betrachtet wird, ist offenbare Täuschung, indem man die aus Sklavenschiffen entführten oder geretteten Neger, an Plantagenbesitzer auf sieben Jahr vermiethet, was sie denn höchstens, um es nicht mit dem häßlichen Namen Sklaverei zu taufen, zu ihrer Beruhigung „Lehrzeit" nennen können.

„Die Regierung bestimmte nun, daß nur gesunde kräftige Neger übersiedelt, und gemäße Verhältnisse zwischen den Geschlechtern beobachtet werden sollten, wobei auch, wie schon gesagt, nur eine freiwillige Auswanderung stattfinde. Mit der sieht's aber freilich traurig genug aus, denn was wissen die, von ihren Häupt-

lingen und Königen despotisch beherrschten Schwarzen von einem freien Willen? Ihr Herr und Gebieter, durch Geschenke gewonnen, führt irgend einen ausbedungenen Theil seines Volkes nach der Küste, und dieser muß schon gehorchen und den fremden weißen Männern folgen, denn auf Ungehorsam stände — Tod.

„Die erste wirklich freiwillige Auswanderung ging übrigens gut genug von statten. Ein Mr. Hamilton, der Agent der Insel Trinidad, kam im März 1841 nach Sierra Leone, und hatte schon nach vier Tagen 245 Personen, die sich bei ihm zur Uebersiedelung meldeten; hiervon nahm er jedoch nur 181 und langte mit ihnen, nach 28tägiger Fahrt, glücklich in Westindien an. Unter denen waren besonders viele Krumen — lauter wackere Arbeiter, und gern und willig gingen diese mit einem trefflichen Beispiel voran. Ihnen folgten aber manche andere, auch Maronneger, die dann — vielleicht weil sie überhaupt arbeitsscheu waren, oder auch das Leben dort nicht so gefunden hatten wie man es ihnen geschildert — höchst ungünstige Berichte über die Colonieen nach Afrika hinüber sandten, und dadurch der freiwilligen Auswanderung einen harten Stoß gaben.

„Die Pflanzer der Colonien gaben nun, da sie wohl die Wirkung sahen, aber die Ursache nicht kannten, dem Colonialminister Lord Stanley, und dem Gouverneur von Sierra Leone, Schuld, die Auswanderung nicht nach Kräften zu befördern.

„Es bestand nämlich, nach dem Sierra-Leone Emigrations-Act, ein Gesetz, in welchem bestimmt ist, daß Niemand aus der Colonie auswandern dürfe, der sich nicht wenigstens vier Wochen darin aufgehalten, und der Gouverneur wie Lord Stanley verlängerten diesen Termin auf sechs Wochen. Sie hielten ihn aber sehr wahrscheinlich nicht für hinlänglich, um die gehörige Anzahl freiwilliger Auswanderer aus dem Innern zusammen zu bringen, und fest überzeugt bin ich, daß sie beide dabei nur das

Beste der westindischen Colonien, sicher nicht das der Neger im Auge hatten.

„Die Agenten in Afrika bekommen nun natürlich, vielleicht von den Colonieen, vielleicht von England selbst ausgehend, eine gewisse Summe für die freiwilligen Neger, die sie den westindischen Plantagen senden; was ist das aber anders als eine Prämie, der ähnlich, die von den Türken für Köpfe, oder von den Engländern selbst früher für — Scalpe an die nordamerikanischen Indianer gezahlt wurde? Wie gewissenhaft solche Agenten zu Werke gehen, kann sich Jeder leicht denken, und allerdings haben die Abolitionisten recht, wenn sie behaupten, es sei dadurch ein neuer Weg eröffnet, wirklichen Sklavenhandel unbehindert treiben zu können, denn kein englisches Schiff wird einem mit Negern beladenen Fahrzeug irgend ein Hinderniß in den Weg legen, oder gar seine Bahn aufhalten, wenn es „freiwillige Auswanderer nach den westindischen Colonien" an Bord hat.

„Wie leicht ist es nun also auch für Einzelne, ja für jeden Privatmann, die Erlaubniß zu erhalten sein Fahrzeug dazu herzugeben, freiwillige Auswanderer nach Sierra Leone von den Küstenländern überzuführen, um sie von da an auf größere, dazu bestimmte und dafür gehaltene Fahrzeuge zu schaffen, und wer ist dann im Stande diese Pirateers zu verhindern, wenn sie eine solche Ladung haben und sich unbemerkt wissen, diese an das erste beste Sklavenschiff was ihnen aufstößt zu verkaufen? Wie diese kleinen, auf eigene Hand gehaltene Schooner und Schaluppen überhand nehmen, davon, denk' ich, haben wir selbst ein untrügliches Beispiel gehabt."

„Auf der Karte ist, zwischen dem Volta und Benin Fluß, das Land ganz besonders die Sklavenküste genannt," unterbrach ihn hier der Rittmeister, der mit dem Arm in der Binde, unfern dem

Erzählenden auf einer Matratze ausgestreckt lag. „Wird in jener Gegend der Sklavenhandel noch stärker getrieben als anderswo?"

„Nein! sicher nicht," erwiederte Leslie, „stärker schwerlich, aber fast ausschließlich; sonst finden Sie es in gleichem Maaße im ganzen Konglande, in ganz Guinea. Besonders in dem südlicher liegenden Loanda treibt man den Sklavenhandel ganz öffentlich und geschäftsmäßig; die reichsten und angesehensten Kaufleute stehen ihm vor. Englische Schiffe sind aber auch dort besonders thätig, da ihre Wachtsamkeit nicht selten den reichsten Lohn erntet, und oft werden schwerbeladene Schiffe weggenommen und nach Sierra Leone gesandt."

„Ein dortiger Kaufmann hatte einst, und zwar noch vor kurzer Zeit, die Frechheit, den Capitain des vor der Stadt kreuzenden englischen Kriegschiffes zu sich an Bord, auf sein eigenes Schiff zu laden und ihm da lachend zu erzählen, daß dieses Fahrzeug noch wahrscheinlich in derselben Nacht, mit Sklaven befrachtet, die Küste verlassen würde; der Engländer antwortete aber ganz ruhig, daß er es dann auch wieder zu betreten hoffte, und richtig — schon am folgenden Tage schickte er demselben Kaufmann eine Einladung auf sein eigens Schiff, und meldete ihm dabei zugleich, daß er das gefangene Sklavenschiff soeben nach Sierra Leone befördert habe."

„Daß sich aber die Neger nicht gemeinschaftlich diesem schändlichen Menschenhandel widersetzen," sagte Günther, der zum ersten Mal nach seines Vaters Tod Theil an der Unterhaltung nahm und bis jetzt augenscheinlich jede Gesellschaft, ja fast jedes Gespräch mit seinen Reisegefährten vermieden hatte — „eine solche Masse von Menschen, wenn sie nur einmal einig wäre, müßte ja die weißen Seelenverkäufer nicht allein unschädlich machen, sondern sogar aus dem Lande vertreiben können."

Herr Kaffalt lächelte, Leslie nahm aber das Wort und sagte:

„Ja Sir, wenn sie einig wären; das ist aber das große Geheimniß, warum noch soviel Elend und Despotie, warum noch überhaupt souveraine Herrschaften und Monarchieen existiren; die Völker sind nicht einig — sie kennen ihre Kraft nicht und unterliegen deßhalb einzeln den Stärkeren? Wer kennt nicht die Fabel mit dem Pfeilbündel? Bei keiner Nation der Welt ist das aber mehr anwendbar, als gerade bei den Negern, denn schon von Jugend auf an sklavischen Gehorsam gewöhnt, lassen sie sich von jedem kleinen Fürsten und Herrn, wie eine Heerde Schlachtvieh treiben und verkaufen?"

„Und doch ist das nicht bei allen Stämmen der Fall," fiel Herr Kaffalt ein. „Haben Sie nie von der Purrah gehört, die besonders unterhalb Sierra Leone ihr Wesen treibt."

„Gehört, ja —" erwiederte Jener, „aber nie etwas ganz Genaues darüber erfahren können; es scheint fast als ob die Stämme selbst, in denen sie existirt, nichts Bestimmtes von ihr wissen oder wenn das wirklich der Fall ist, sie zu sehr fürchten, um davon zu sprechen. Sollte uns unser Kruman nicht irgend einen Aufschluß geben können? er ist doch jetzt ihrem Bereich entnommen und braucht keine Angst vor den Folgen seiner Schwatzhaftigkeit zu haben."

Kullo wurde herbeigerufen, warf aber fast unwillkürlich den Blick scheu nach allen Seiten hin, als er den, in seinem Lande so gefürchteten Namen, hier so frei und offen aussprechen hörte. Nach und nach, besonders als er sich überzeugte daß keiner seiner Kameraden in der Nähe war, wurde er jedoch zutraulicher und gab nun stehend, denn er konnte durch Nichts bewogen werden einen ihm zugeschobenen Stuhl anzunehmen, das was er selbst über die Purrah wußte zum Besten.

Seiner Aussage nach existirte das „Gericht der Purrah“ vorzüglich im Lande der Scherbro und sogar noch nach Sierra Leone hinein, auf keinen Fall aber südlicher als bis zur Zahnküste und ein undurchdringliches Geheimniß lag auf den unmittelbaren Verhandlungen dieses fürchterlichen geheimen Gerichtshofs, der, (wie die Vehme in uralten Zeiten in Deutschland) im Verborgenen sein Urtheil über den Schuldigen oder schuldig Befundenen sprach und es auch gleich, mit entsetzlicher Sicherheit und unwiderstehlicher Gewalt, ausführte.

Die Mitglieder der Purrah leben in den undurchdringlichen Wäldern jener Gegend, und durch gewisse nur ihnen bekannte Zeichen erkennen sie sowohl einander, als bestimmen auch andere, oft ganz öffentliche Orte zu ihren Zusammenkünften; was besonders dann geschieht, wenn sie irgend einen Angeklagten zur Verantwortung ziehen oder gar bestrafen wollen.

Wehe in einem solchen Falle dem Uneingeweihten, der in der Versammlung getroffen würde — er wäre ein Kind des Todes: ja, alle die nicht zur Purrah gehören, müssen, wenn ein solcher Zug nur durch Dorf oder Stadt geht, in ihre Häuser flüchten, und den Frauen besonders ist es dabei ebenfalls unter Todesstrafe geboten, so lange in der Mitte ihres eigenen Wohngebäudes zu bleiben und fortwährend in die Hände zu schlagen bis auch das letzte Zeichen der heimlichen Richter verschollen ist.

Als besonderes, äußeres Kennzeichen tragen die Purrahs einen tättowirten Ring um den Leib, und Aufnahme in ihren Bund soll nur dadurch zu erlangen sein, daß sich die in der Purrah befindlichen Freunde dessen, der um Aufnahme bittet, eidlich verpflichten ihn augenblicklich selbst zu tödten, sobald er entweder wieder austreten wollte, oder den mindesten Verrath übe. Die Feierlichkeiten der Aufnahme sollen dann besonders darin bestehen, daß des jungen Purrah Muth durch außerordentliche, wenn auch

nur verstellte Gefahren oder sonst plötzliche Schrecken geprüft werde und erst nach vielen und sehr geheimnißvollen Ceremonien, wird er vollständig eingeweiht, wobei er ganz hauptsächlich unbedingten und blinden Gehorsam in Allem schwört, was das Gericht der großen Purrah anordnet. Die „große Purrah" ist nämlich ein Ausschuß der ganzen Verbindung und wählt aus sich wieder ein allgemeines Oberhaupt (wie etwa die Cardinäle den heiligen Vater in Rom wählen). Um ein Mitglied der Purrah zu werden, muß man dreißig, um aber in die große Purrah zu gelangen, funfzig Jahr alt sein.

Wer die ihnen heiligen oder von ihnen bewohnten Oerter betritt, und sei es wirklich auch nur zufällig, ist verloren, wenigstens hat man von solchen Unglücklichen nie wieder gehört. Durchreist daher ein Fremder jene Gegenden wo die Purrah hauptsächlich haust, so ist es nicht allein gut, sondern sogar unumgänglich nöthig, daß er einen Führer und zwar einen Purrah selbst, mit sich nimmt; er wird dann unbehindert und sicher seinen Weg fortsetzen können, im anderen Fall jedoch kaum sein Ziel erreichen. Merkwürdig ist die Art wie sie ihre Strafe vollziehen, und sie allein schon zeigt das Schrecken, das in jenen Distrikten dem Namen folgt. Wenn nämlich ein Verbrecher verurtheilt ist, so trifft ihn der Tod, und sei er viele Meilen weit von dem Platze entfernt, wo sich das Gericht versammelt. Plötzlich steht ein vermummter Krieger vor ihm — die dumpfe Stimme spricht den Namen der großen Purrah, spricht das Todesurtheil über den Erbleichenden aus, und während Alles aus seiner Nähe flieht, nur er selbst, wie der, von dem Baseliskenblick der Schlange bezauberte Vogel, kein Glied rühren, keinen Arm zu seiner Vertheidigung heben kann, stößt ihm der Abgesandte den Dolch ins Herz. Ist Jemandem ein Unrecht geschehen und er verklagt den, der es ihm angethan bei der Purrah, so rächt ihn diese, die eine Hälfte des Er-

beuteten fällt aber dem Gericht anheim, während er selbst die andere als Schadenersatz erhält.

Kullo und Leslie wurden hier abgerufen und Herr Kaffalt nahm das Gespräch an ihrer Statt auf.

„Eines der mächtigsten und zahlreichsten Negervölker an der Westküste," sagte er, „sind wohl unstreitig die Aschantis. Ihr Volk beläuft sich auf ungefähr eine Million, aber wohl drei Millionen Sklaven und Vasallen beherrschen sie; ihr circa 14000 Quadratmeilen großes Land liegt größtentheils nördlich von der Goldküste. Die Aschantis zeichnen sich aber nicht allein in Macht und Anzahl vortheilhaft vor ihren Nachbarn aus, sondern sind auch in Gewerken und Ackerbau wohl erfahren. Es wird hier ein ausgezeichnetes Baumwollenzeug verfertigt und sie verstehen dabei Metalle zu schmelzen und große und geräumige Wohnungen zu bauen. Sonst sind ihre Sitten freilich noch entsetzlich wild und roh, das Leben eines Sklaven besonders wird gar nicht geachtet. Als damals die Gebrüder Lander jene Gegend durchzogen, durch die Neugier und Zudringlichkeit der Einwohner aber belästigt wurden und sich deßhalb bei dem König beklagten, so gab ihnen dieser ganz trocken zur Antwort: „Sie möchten nur niederschießen, was ihnen in den Weg käme, er gäbe ihnen die volle Erlaubniß dazu, das würde ihnen nachher die Bahn schon frei halten." Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, daß sie von einer so fürchterlichen Erlaubniß *keinen* Gebrauch machten. Die Vielweiberei in diesem Lande geht wirklich in's Fabelhafte und der König der Aschantis darf sich *dreitausend* Weiber nehmen.

„Die gewöhnlichen Wohnungen bestehen aus Flechtwerk, das in doppelter Wand immer mit Erde ausgefüllt wird; dann übertüncht man die also hergestellte Mauer mit Lehm und drückt Zweige, Blumen und andere erhabene Gegenstände hinein, wonach das Ganze wieder übertüncht oder weiß angestrichen werden

muß. Die dadurch hervorgebrachten Verzierungen erinnern an die Hieroglyphen. Der festgestampfte Fußboden ist im Innern erhöht, und die Bewohner begießen ihn täglich mit einem rothen Wasser, dessen Hauptbestandtheile wahrscheinlich Eisenocker sind. Statt der Fenster haben sie Bambusgitter, die oft auf das reichste verziert werden und besonders prachtvoll ist der Palast des Königs hergestellt, in welchem vorzüglich die kostbarsten Meublen prangen. Ihre Religion ist der der übrigen Negervölker ähnlich, und wenn auch die Ahnung eines einzigen Gottes in ihnen schlummert, so liegt sie doch im Aberglauben und Priesterthum tief verhüllt. So wie aber der Glauben an einen Gott, oder überhaupt an ein höchstes Wesen, bei allen wilden Völkern besteht, mögen sie nun heißen und wohnen wo sie wollen, von den eisigen Zonen des Nordpols bis zu den sonnigen Regionen des warmen Südens, so findet sich auch bei fast allen der Fetischdienst. Unter Fetisch wird nämlich der Schutzgeist verstanden, den sich jeder einzelne Mensch entweder selbst erwählt, oder der ihm von einem mächtigeren Wesen gegeben wird.

„Nichts ist auch natürlicher auf der Welt, als der Glaube an Fetische oder Schutzgeister. Der Gott, den der Wilde in der ihn umgebenden Natur glaubt und anbetet, liegt ihm zu fern; er verehrt ihn allerdings als ein höchstes, mächtigstes Wesen, aber er bedarf eines näheren Schutzes, er bedarf einer Hausgottheit zu der er in den kleinen Bedrängnissen des alltäglichen Lebens flehen, und von der er Hülfe erwarten will. Ein gewisses, ihm selbst noch unklares Gefühl macht ihn glauben, daß er jene Macht die das All regiert, nicht mit solchen unbedeutenden Bitten belästigen müsse, und er verlangt nun gewissermaßen eine Zwischengottheit, die ihm entweder das um was er bittet, gleich selbst verschafft, oder doch am Throne des Allerhöchsten ein gut Wort für ihn einlege.

„Auch selbst bei den Aegyptern herrschte dieser Fetischdienst, und die Anbetung der verschiedenen Thiere leitete sich sicherlich von nichts Anderem her; ja der Fetischdienst ist, wenn auch hie und da von anderen Religionen in den Hintergrund gedrängt, doch noch immer wenn auch nicht mehr in seiner ursprünglichen Stärke zu erkennen. Die amerikanischen Indianer haben ihn noch in ihrem Manitou und ihrem „Medicinsack" und selbst Muhamedaner und Christen sind nicht frei davon, wenn sie dem Kind auch einen anderen Namen geben und mit Verachtung auf ihren schwarzen Nachbar herabsehen. Greift in euer eigenes Herz ihr Herren und sagt euch selbst — wenn ihr es auch nicht laut bekennen wollt — wie euer Fetisch heißt.

„Zwar sind jetzt in allen Theilen Afrika's zahlreiche Missionaire eifrig bemüht, das Christenthum in jenem wilden Lande zu verbreiten, hier und da ist es auch gelungen, der Muhamedanismus, der dort aber ebenfalls seine eifrigen Apostel hat, thut jenem entsetzlichen Schaden, wobei besonders das wohl die Schuld trägt, daß er einem südlichen Klima mehr angemessen ist und die Vielweiberei erlaubt, die das Christenthum streng verbietet.

„Die Regierungen sämmtlicher afrikanischen Fürsten sind, wie schon früher erwähnt, despotisch, und zwar so unumschränkte Gewalt üben diese kleinen menschlichen Götter, diese verschiedenen „Herren der Erde" wie sie sich gewöhnlich selbst nennen aus, daß sie, durch sklavische Unterthänigkeit ihrer Umgebung nur noch mehr darin bestärkt, oft zu den lächerlichsten Uebertreibungen schreiten und Einer z. B. jeden Morgen der Sonne ihren Lauf vorschreibt — wobei er sich jedoch wohl in Acht nimmt, nicht von dem gewöhnlichen Cours abzuweichen, während ein Anderer sein elendes Mahl verzehrt und dann stolz gespreitzt vor die Hütte tritt, allen übrigen Völkern der Welt zu erlauben, sich ebenfalls ihrer

Speiſen zu erfreuen ꝛc. ꝛc. Hierin liegt aber auch, und wahrſcheinlich in den ſeit frühſten Zeiten beſtehenden inneren Kriegen, die wirkliche Urſache — die Geburt des Sklavenhandels, und mit ziemlicher Gewißheit läßt ſich annehmen, daß ihn die Europäer nicht nach Afrika brachten, ſondern hier ſelbſt zuerſt dazu aufgemuntert wurden."

„Freilich iſt die Sklaverei in Afrika ſelbſt von der in fremden Ländern himmelweit unterſchieden; es herrſcht bei der erſteren mehr ein patriarchaliſches Verhältniß vor, und bei den meiſten Völkern dürfte kein Herr, wenn es nicht der König ſelbſt iſt, über Leben und Tod ſeines Sklaven verfügen. Durch die Transportation aber, nach fernen Welttheilen, wurde der unglückliche Sohn Afrikas aus allen Verhältniſſen, die dem Menſchen das Heiligſte ſind, herausgeriſſen und zu Noth und Elend verdammt, und es giebt jetzt noch ganze Nationen, die da glauben, Gott habe den Neger eben ſo gut zum Arbeiten für den ihm überlegenen Weißen beſtimmt, als das Waſſer zum Trinken, die Früchte zum Eſſen und die Faſerſtoffe zur Bekleidung. Solche Ideen vererbten ſich denn vom Vater auf den Sohn, und da die Afrikaniſchen Fürſten ſelbſt der Europäiſchen Habſucht ſo wacker in die Hände arbeiteten, ſo wurde zuletzt ein förmliches Syſtem daraus, das jetzt, je mehr es Widerſtand findet, nur neue Kraft durch den Gegendruck zu gewinnen ſcheint und man ein wirkliches Ende einzig und allein durch die Bebauung Afrikas erwarten kann. Arbeiter müſſen hier erſt einen Werth erhalten, nachher wird man ſich hüten, ſie zu exportiren."

„Der Sklavenhandel ſelbſt iſt allerdings unmenſchlich," fuhr Herr Kaffalt fort, „aber er läßt ſich auch entſchuldigen, denn die Entdecker fremder Welttheile behaupten ja, Gott wolle nicht, daß der wilde Sohn der Wälder ſolch' ungeheure

Waldstrecken für sich behalte, sondern daß der Boden zur Cultur und zum Ackerbau bestimmt sei. Um so etwas aber wahr zu machen, bedarf es fremder und in heißen Himmelsstrichen schwarzer Hände, und da nicht, wie es jetzt das Beispiel in den Westindischen Inseln zeigt, alle Arbeiter freiwillig erworben werden können, so —"

„Entschuldigt das doch noch immer nicht ein so niederträchtiges Gewerbe" — unterbrach ihn hier, und zwar viel heftiger, als es sonst gewöhnlich seine Art war, der eben wiedergekehrte Untersteuermann, „Herr Kaffalt — Sie vertheidigen hier eine Sache, die Sie vielleicht nicht in ihrer ganzen Ausdehnung kennen."

Herr Kaffalt sah ihn zuerst erstaunt an, bei den letzten Worten aber umspielte ein leises, fast höhnisches Lächeln die fest zusammengepreßten Lippen. Leslie jedoch fuhr, ohne sich dadurch unterbrechen zu lassen, fort:

„Wären Sie mit der Sklaverei so genau vertraut geworden wie ich — hätten Sie dieselbe in ihrer ganzen Scheußlichkeit gesehen, Sie müßten — ich weiß nicht was sein, wenn Sie dann auch nur noch mit einer einzigen Sylbe dafür auftreten könnten."

Herr Kaffalt schwieg noch immer, und da auch Leslie, jetzt scheinbar mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, still vor sich nieder sah, so unterbrach endlich der Rittmeister diese plötzliche Pause und wandte sich mit der Frage an den Steuermann, welches einzelne Beispiel er anzugeben wisse, was ihn mit so unüberwindlichem Abscheu erfüllt habe?

„Ich war einst von einem Damel oder Fürsten der Sklavenküste gefangen genommen," erwiederte der junge Mann, „weil ich mich, ohne ihm die üblichen Geschenke zu überreichen, auf sein Gebiet gewagt hatte; zwar bot ich ihm Lösegeld und er war

auch gesonnen, es anzunehmen, befand sich aber gerade auf einer sogenannten „Sklavenjagd" und schleppte mich nun, einen unfreiwilligen Zeugen, zu einem Schauspiel, das sich ein Teufel nicht fürchterlicher hätte erdenken können, alles Elend der Welt auf eine kurze Stunde zusammenzuhäufen."

„Wahrscheinlich hatte er auf die gewöhnliche Art — im ehrlichen Krieg und durch Handel — nicht mehr die ungeheueren Sklavenforderungen befriedigen können, in denen damals Spanier und Portugiesen besonders, sonst aber auch noch viele andere gebildete und christliche Völkerschaften, wetteiferten, und war nun auf einen anderen Plan gefallen, Gefangene zu machen. Das Volk kannte zwar wahrscheinlich schon Seine Herrlichkeit und hütete sich, freiwillig in seinen Bereich zu kommen, deshalb suchte er hier durch List, wenn das nicht ein viel zu milder Ausdruck für solch niederträchtige Büberei ist, seinen Zweck zu erreichen. Gegen Tagesanbruch, doch bei fast tageshellem Mondscheine, erreichten wir das unglückliche, von dem Tyrannen ausersehene Dorf, und während seine Leute es zu Fuß und zu Roß umstellten, hielt er selbst, und ich als Gefangener, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an seiner Seite, auf einem niedern, benachbarten Hügel, von dem wir das Ganze vollkommen gut übersehen konnten."

„Mit bis dahin versteckt gehaltenen Feuerbränden warfen sich nun einige der feigen Helfershelfer zwischen die dürren Rohr- und Schilfhütten der Unglücklichen, so daß schon wenig Secunden darauf die Flamme aus zehn verschiedenen Orten zugleich aufstieg; wie die höllischen Schaaren, mit markdurchschneidendem Schrei, stürmten zu gleicher Zeit von allen Seiten die Bewaffneten hinein in das Dorf, und als die zum Tode erschreckten Bewohner, nackt und wehrlos, aus ihren kleinen Gehöften sprangen, der Mann vielleicht noch halb im Schlafe, die Kriegskeule nur

instinktartig gefaßt, da er nicht wußte, wer und wo sein Feind sei, die Mutter mit dem Säugling im Arme, die älteren Kinder an der Hand — da — mich schaudert noch jetzt, wenn ich daran zurückdenke — da warfen sich die Henker jubelnd über ihre Schlachtopfer her, schlugen zu Boden, was sich ihnen widersetzte, und banden und knebelten die Niedergeworfenen."

„Das Wehegeschrei jener Elenden mischte sich in den höllischen Triumphruf der Sieger, und an die Schwänze der Pferde gebunden, von der Peitsche Nachfolgender getroffen, mußten sie, wie zur Schlachtbank getriebenes Vieh, die Stätte verlassen, wo ihr Heerd, wo ihre Hütte stand, um im fremden Lande, unter der Geißel eines grausamen Herrn ihr Leben zu vertrauern. Herr, wer das gesehen hat und dann noch dem Sklavenhandel das Wort reden kann, der muß entweder kein Mensch, oder — selbst ein Sklavenhändler sein."

Herr Kaffalt hatte erst mit kaum bemerkbarem Lächeln, was vielleicht gerade die letzte Aeußerung hervorgerufen, zugehört, bei diesen Worten aber deckte sein ohnedies aschfarbenes Antlitz eine noch bleichere Farbe, und er heftete die dunkeln, tiefliegenden Augen fest auf den jungen Mann, als ob er in seiner innersten Seele lesen wolle, wie ernst diese letzten Worte gemeint seien, oder ob es nur eine flüchtig hingeworfene Rede gewesen; seine Züge nahmen aber gleich darauf wieder den kalten, ernsten Ausdruck an, der ihnen eigen war, und er erwiederte ruhig:

„Sie scheinen meine Worte zu ernst genommen zu haben; daß ich den Sklavenhandel nicht vertheidige, versteht sich wohl von selbst, daß aber englische oder vielmehr westindische Pflanzer ohne denselben nicht existiren können, daß wenigstens die Erzeugung tropischer Produkte, als Kaffee und Zucker ꝛc., in den letzten Jahren und besonders seit der Negeremancipation, um die Hälfte abgenommen hat, steht ebenfalls wieder auf einem andern

Blatt, und wir können es jenen Männern nicht so ganz verdenken, wenn sie gegen etwas eifern, was ihren Wohlstand zu untergraben droht. Wer weiß, ob wir es in einem ähnlichen Fall besser gemacht hätten."

„Ein komischer Fall, die Sitten der Neger zu ändern, kam unter den Mandingos oder Fulahs vor, ich weiß nicht mehr recht bei welchen," sagte Capitain Barring jetzt, der dem Gespräch eine andere Richtung zu geben wünschte. — „Dort hatte nämlich ein christlicher Missionair eine Anzahl der Andersgläubigen bewogen, seinen Worten zu folgen und vor allen Dingen der Vielweiberei zu entsagen. Dadurch waren aber eine Menge von Frauen plötzlich mann- und zugleich obdachlos geworden, denn die neuen Christen hielten sich auch in ihrer neuen Religion nicht verbunden, die in der alten übernommenen Pflichten zu erfüllen, und wollten für ihre früheren Ehehälften nicht mehr sorgen. Die natürliche Folge davon war, daß diese nun den frommen Mann schaarenweise heimsuchten und mit Vorwürfen überhäuften, ja ihm endlich sogar drohten, es nicht einmal bei den Drohungen bewenden zu lassen, so daß er sich endlich in aller Noth und Gefahr genöthigt sah, die Neugetauften um Gotteswillen zu bitten, ihre früheren Frauen und mit diesen natürlich auch ihren früheren Glauben nur wieder zu nehmen."

„Und thaten sie denn das?" frug Herr Wegmeier jetzt, indem er neugierig einen Schritt vortrat.

„Ja, da fragen Sie mich zu viel," lachte der Capitain, „mir fehlen darüber authentische Nachrichten."

„Es werden nicht solche Unmenschen gewesen sein wie Du," — meinte Madame Wegmeier, über die Frage ihres Ehemannes entrüstet — „Du freilich hättest nicht einmal Gewissen genug einzusehen, was eine arme redliche Frau mit euch

Sclaven Einschiffung auf Flössen.

Männern für Sorge hat. Du wirst's aber noch lernen — Du wirst's noch begreifen, wenn ich einmal nicht mehr bin."

Herr Wegmeier lächelte gutmüthig und sagte seiner Frau, indem er ihr freundlich auf die breite Schulter klopfte — wobei sich diese aber sehr verächtlich abwandte — sie sei ein ganz braves, liebes Weibchen, solle jedoch Herrn Kaffalt nicht weiter stören, da dieser in seiner Erzählung fortzufahren wünschte.

Herr Kaffalt hätte freilich am allerliebsten das Gespräch hier abgebrochen, denn des Untersteuermanns Bemerkung schien ihn fatal getroffen zu haben; er wurde aber von allen Seiten so mit Fragen und Erkundigungen nach den Ländern bestürmt, mit denen sie sich jetzt in einer Breite befanden, daß er nicht gut, wenigstens unter keinem glaublichen Vorwand ausweichen konnte, und endlich den fallen gelassenen Faden wieder aufnahm.

2.

Die Westküste Süd-Afrika's.

„Wir befinden uns nun schon in einer Breite mit jenem Theile Afrikas, der zu Süd-Afrika gezählt wird, und haben hier die Reiche von Loango, Kongo, Angola und Benguela; vorher muß ich aber noch ein paar wichtige Inseln nennen, an denen wir vorbeigeschifft sind, ohne sie gesehen zu haben. Es ist dies St. Thomas, Fernando Po, die Prinzeninseln und Annabon.

„Fernando Po war früher spanisch, ist jetzt aber eine englische Colonie geworden und wird mit in den Interessen der westafrikanischen Colonie zur Civilisirung der Neger und insbesondere befreiter und freier Neger benutzt.

„Die Eingeborenen dieser Insel sind die „Bubies", ein Stamm, der in all seinen Kennzeichen mehr der Neger- als der weißen Race huldigt, wenn auch seine Farbe nicht ganz die Ebenholzschwärze des wirklichen Negers hat. Um sich aber doch so viel als möglich zu entstellen, beschmieren sie sich die wollenen Haare mit einer aus Ziegelerde und Oel bestehenden Mischung und ölen sich die dunkelbraune Haut, was denn allerdings, mit der bei ihnen wie bei den Negern bestehenden pestilenzialischen Ausdünstung, wenig geeignet ist, sie liebenswürdig zu machen. An Kleidung tragen sie kaum mehr als einen Schurz um die Lenden; das Klima möchte hier aber allerdings ein etwas größeres Negligee erlauben, als sowol weiter nördlich als südlich nöthig ist, denn St. Thomas liegt fast

ganz und die übrigen Inseln ebenfalls nicht fern vom Aequator, also mitten unter den senkrecht niederbrennenden Strahlen der heißen Tropensonne.

„Ein Agent der Westafrikanischen Compagnie verwaltet die Interessen der hier angelegten englischen Colonie, die Einwohner von Clarencetown scheinen aber, besonders in letzter Zeit, nicht sehr zufrieden mit ihm zu sein, denn es fielen häufige Unruhen vor und eine Menge von Sachen kamen zur Sprache, die gerade kein sehr gutes Zeugniß für ihn ablegten.

„Annabon ist eine der lieblichsten Inseln jener Gruppe; dicht bewaldet und gebirgig erscheint es dem armen Wanderer des Oceans wie eine Insel der Seligen, die er plötzlich betritt; leider aber sieht er, wenn er wirklich darauf gelandet, wie hier Alles verwildert und verwächst, wie Menschenhände fehlen, die der Fruchtbarkeit des Landes helfen, indem sie die übergroße Thätigkeit der Vegetation, jenen ungeheuern Reichthum von Schlingpflanzen und Rankengewächsen niederhalten und den nützlichen und nutzbaren Früchten zu keimen und gedeihen gestatten.

„Das Hauptdorf der Insel, denn Stadt kann man den kleinen Ort kaum nennen, besteht aus zwei sich in einem Winkel kreuzenden Hauptstraßen, deren vier Theile regelmäßig ausgebaut und an jedem Ende mit einer kleinen Kapelle versehen sind. Die Häuser bestehen, in dem Klima angemessener Bauart, aus geflochtenen Bambuswänden, selten aus Bretern, und die Thür ist oft nur ein bloßer, selbst nicht einmal verhangener Ein- und Ausgang. Das Dach wird aus Binsen und Palmblättern so fest und regendicht hergerichtet, daß es selbst gegen die tropischen Güsse schützt, und das will gewiß viel sagen. Hier und da findet man noch an den Häusern einen kleinen, eingefriedigten Hof für zahmes Vieh, in der Regel sucht sich das aber — ein freies Volk — die freie, offene Straße zu seinem Wohn- und Speisesaal.

„Annabon gehört auf jeden Fall zu den fruchtbarsten Inseln an der Afrikanischen Küste, und das Volk ist, wenn auch noch unwissend und uncultivirt, doch gutmüthig und — so viel sich das von solchen Eingeborenen erwarten läßt — ehrlich. Sie wurde 1498 von den Portugiesen entdeckt, 1641 von den Holländern erobert, kam einige Jahre später wieder an Portugal, das sie 1778 mit Fernando Po an Spanien abtrat, und ward endlich 1843 mit jener von den Engländern gekauft.

„Auf der ganzen Insel wohnt jetzt nicht ein einziger Europäer, selbst der Gouverneur ist schwarz wie die Nacht; Tam erzählt übrigens von diesem, in seinem interessanten Bericht über die Südwestküste Afrikas, eine sehr nette Anekdote. Don Antonio nämlich, den er als eine kleine, wunderliche, häßliche Figur schildert, die mit einem zerdrückten alten Filzhut, einem leichten, recht schmuzigen Mantel von rothem Kattun, einem weiß gewesenen Hemde, einer dunklen Weste, grünen Beinkleidern und sehr plumpen Schuhen und Strümpfen auf das Vorderdeck ihres Schiffes kam, versprach, die Reisenden mit Wasser und frischen Lebensmitteln zu versehen, erzählte aber dabei und zwar in sehr schlechtem Portugiesisch, daß er der Gouverneur der Insel sei und die höchste Macht in Händen habe. Ohne seinen Willen dürfe Niemand von dem fremden Schiffe landen, wenn man ihn aber mit europäischen Kleidern und sonstigen Sachen, unter denen natürlich einige Kannen Wachholder besonderes Gewicht haben würden, versehen wolle, so werde er sicherlich alle Wünsche der Fremden zu befriedigen suchen. Die beiden ihn begleitenden Neger, die sich von der übrigen neugierig herzugeströmten Schaar nur durch einen, dem des Gouverneurs ähnlichen alten Filzhut unterschieden, machten gleichfalls Anspruch auf Geschenke. Bei Tische aber, nachdem er sich auf eine erstaunliche Weise mit wirklich bedeutenden Quantitäten Salzfleisch und anderen Provisionen versehen hatte, bat er seine freundlichen

Wirthe ganz offen, ihm auch zu erlauben, seiner Frau einige Lebensmittel senden zu dürfen. Die Bitte wurde ihm natürlich nicht abgeschlagen, und er, ohne weiter um ein passendes Gefäß in Verlegenheit zu sein, ließ sich augenblicklich den Hut seines einen Adjutanten geben und schaffte jetzt, von seinem eigenen Teller aus in diesen, einen nicht unbeträchtlichen Vorrath hinüber. Die Operation wurde übrigens mit den Händen verrichtet, und zu allerseitigem Erstaunen und auch wohl Ergötzen ließ er noch zum Beschluß einige Löffel voll Kartoffelmuß über das Fleisch thun, welches herrliche Gericht er dann seiner Gattin, der Frau Gouverneurin von Annabon, übersandte, die es sich, wie man später erfuhr, hatte trefflich schmecken lassen.

„Die Küste von Longo und Angola oder Kongo ist sich ziemlich gleich, das Klima dabei, trotz der Nähe am Aequator, nicht übermäßig heiß, und durchschnittlich würde sich die größte Hitze im Schatten auf 23° R. belaufen. Kleidung wie Wohnungen sind aber auch dafür eingerichtet und kein Europäer wird sich in den späten Morgen- oder Nachmittagsstunden den Strahlen der Sonne aussetzen. Ja, noch mehr fast als diese fürchtet man den heißen, sandigen Boden, und muß der Nordländer zu solcher Zeit die schattige Wohnung verlassen, so läßt er sich entweder von zwei starken Negern in einer Tipoia tragen, oder er besteigt eins der kleinen muntern Creole-Poneys, dem ein Neger zu Fuße folgt, um schnell, wenn der Weiße absteigt, den ihm zugeworfenen Zügel aufzufangen.

„Die Gewächse sind die der schon erwähnten Tropenländer, Palmen vorzüglich, und die Vegetation ist hier wirklich so üppig, daß Rankengewächse und andere Wucherpflanzen das Durchdringen im Sumpfland liegender Strecken förmlich unmöglich machen. Das aber, mit der heißen drückenden Luft, ist auch die Ursache jener unseligen Küstenfieber, die dem Fremden, und

besonders dem aus den kalten Regionnen hierher Kommenden, so oft gefährlich, ja verderblich werden.

„Mit geringer Mühe ließen sich hier dem Boden die reichsten Ernten abgewinnen, Baumwolle gedeiht außerordentlich, der Indigo wächst wild und wird fast gar nicht, auf jeden Fall unverhältnißmäßig wenig benutzt; das trefflichste Bauholz füllt die Waldungen; wilder Kaffee, dessen Frucht ausgezeichnet sein soll, gedeiht überall. Gummiakazien und hochstämmige Euphorbien drängen ihre Blattkronen durch stachliche Aloe- und Kaktuspflanzen, der Wunderbaum prunkt mit seinen traubenähnlichen Blüthen und Fruchtreben; zwischen Bambus und Schilf keimt und wächst das Zuckerrohr, und die Natur scheint ihre Gaben über dieses Land wirklich mit unerschöpflichem Füllhorn ausgegossen zu haben.

„Besondere Erwähnung verdient vielleicht hier noch, von den dort heimischen Pflanzen, der Butterbaum oder der Schi, auch Onougoa, wie er in der Landessprache heißt. Er gehört zur Familie der Sapotilliers und seiner rothen Blume folgt eine fleischige Frucht, die eine vier bis sechs Bohnen enthaltende Hülse umschließt. Jene werden gekocht und das oben auf dem Wasser schwimmende Oel abgeschöpft, was, wenn erkaltet, wie frische Butter schmeckt. Es ist dies die sogenannte Galams Butter.

„Die Baumwolle, die sogar langfaseriger, und daher besser als die brasilianische sein soll, wird fast gar nicht benutzt und der Indigo wie Unkraut behandelt; nur zur Zeit der Jesuiten soll in der Nähe der Coanza Mündung eine nicht unbedeutende Indigoplantage bestanden haben, von der jetzt aber freilich fast jede Spur verschwunden ist.

„Reis, Mais und Maniok sind die einzigen Produkte, die gezogen werden, doch selbst von diesen die ersten beiden in

keineswegs bedeutender Quantität. Nur die Maniokwurzel wird viel gebaut, zum Gebrauch erst über großen Tonnen auf unförmlichen Reibeisen gerieben, und dann der geriebene Rückstand nach starkem Waschen, in abgesägten und trichterförmig ausgehöhlten Baumstämmen zu feinem Mehl gestoßen.

„Im Lande selbst wird ebenfalls Weizen wie Roggen wild angetroffen, von den Negern aber ebenfalls nur wenig gebaut. Selbst den Tabak, den sie Alle stark, entweder rauchen oder schnupfen, cultiviren sie fast gar nicht, sondern beziehen ihn lieber aus dem Innern des Landes, von woher er in geflochtenen Zöpfen kommt und theils nach Gewicht, theils nach dem Maß verkauft wird. Wunderlich sind dabei ihre Tabakspfeifen, die gewöhnlich aus einer recht großen Calebasse (Flaschenkürbis) verfertigt werden. Eine kleine Röhre führt in diese hinein, und dient dazu den Rauch herauszuziehen; so unförmlich groß der also hergerichtete Kopf der Pfeife aber auch aussieht, so klein ist er oft, denn ein keineswegs geräumiges Behältniß von schwarzer Thonerde ist im Innern des Flaschenkürbis befestigt und enthält allein den Tabak, während die große glatte Außenseite seiner Umhüllung entweder tättowirt, oder auch, wie die Kriegskeulen der Amerikanischen Indianer, mit breitköpfigen Messing-Nägeln in Form von Figuren und Sternen beschlagen ist.

„Von Gewürzen ist fast nur der Pfeffer heimisch, und dieser zwar derselbe, welcher der weiter nördlich liegenden Pfefferküste den Namen gegeben hat. Er wird aus einer kleinen Schmarotzerpflanze mit herrlich grünen Blättern und einer fingerartigen Frucht gewonnen, die, wenn geöffnet, viele aromatische Körner enthält. Diese wurden, als man die Pflanze zuerst nach Europa brachte, wo sie noch Niemand kannte, sehr schmeichelhaft „Paradieskörner" genannt; später aber, da man erst die viel kostbareren Arten Indiens entdeckte, verlor der von hier ausgeführte sehr an

Werth. Die Eingeborenen benutzen ihn übrigens sehr stark, und überhaupt ist der häufige Gebrauch des Pfeffers in heißen Ländeon sicherlich etwas sehr Empfehlenswerthes. Nur auf den Prinzeninseln wie an einigen Küstenpunkten, wächst außerdem Zimmt, Nelkenpfeffer und Muskatnuß.

„Noch ist eine dort wild gedeihende und sehr nützliche Pflanze zu erwähnen, die Orseille, ein Farbemoos, das als Flechte an niedrigen Baumstämmen vorkommt. Ein mit diesem Moos beladenes Schiff erhielt in Benguela viel bessern Preis, als ihn sonst die, besonders auf den Capverdischen Inseln wachsenden Farbemoose lösen, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß noch tausende von Hülfsquellen in diesem jungfräulichen Lande schlummern, die es einst zu einem der blühendsten Küstenstriche des Erdballs machen müssen; jetzt aber, wo nur der arbeitsscheue Neger seine Rohrhütte dort aufschlägt, ist keine Hoffnung, daß Afrika andere Produkte als die ausführe, die man nur eben so wegnehmen kann.

„Wo die Bewohner harte Arbeit so scheuen, wie diese Wollköpfe, und wo überhaupt das Klima einer wirklich angestrengten Körperbewegung widerstrebt, da erklärt es sich leicht von selbst, daß die Minenarbeiten sehr vernachlässigt werden mußten. Gold soll im Innern vorkommen, zu selten trifft man es aber im Schmuck der Neger, als daß es häufig gefunden werden könnte; Eisen ist schon mehr vorhanden und an Kupfer ist Benguela wirklich reich, obgleich die Portugiesen bis jetzt noch keinen Nutzen davon gezogen haben. Sonst gehören zu den dort vorkommenden Mineralien noch: Schwefel, Steinsalz, Erdharz und Gyps."

„Warum erwähnen Sie aber gar nichts vom Thierreich?" frug endlich der Rittmeister. „Sie scheinen von Allem so gut

unterrichtet zu sein und übergehen Das, was den größten Theil von uns doch sicherlich am meisten interessirt, fast gänzlich; West-Afrika muß reich an wilden Thieren, ja sogar an Raubthieren sein; Süd-Afrika ist wenigstens in dieser Hinsicht berühmt."

„Das ist allerdings wahr," erwiederte Herr Kaffalt, „um die Bestien habe ich mich aber nie bekümmert; es genügte mir, wenn ich die eßbaren gebraten auf dem Tische sah. Interessirt Sie das übrigens wirklich, so können Sie es zur Genüge in Benguela erfahren, denn Capitain Barring schafft dorthin den größten Theil seiner Fracht und muß wenigstens auf vier oder fünf Tage einlaufen. Ein kleiner Jagdzug ins Innere wird Sie in solchem Falle schneller, wenn nicht mit allen, doch dem größten Theil der wilden Bestien Afrikas bekannt machen, als Ihnen vielleicht lieb ist, und Sie haben noch den großen Vortheil dabei, die Naturgeschichte praktisch zu studiren."

Die immer drückender werdende Hitze des Tages störte endlich ihr Gespräch; die Verwundeten befanden sich dabei am schlimmsten; die Sonne brannte in kaum zu ertragender Schwüle auf die fast ruhige Wasserfläche nieder, und von einem schwachen Ostwind nur leise getrieben, bewegte sich die Amazone, wie selbst lebensmüde, langsam über die leise schwankenden Wogen hin. In diesen Gewässern darf der Seefahrer aber nie dem schlummernden Winde trauen; nur leichte, dem Unerfahrenen kaum beachtenswerthe Wölkchen, sind oft die sicheren Vorboten eines wüthend schnell heranrasenden Sturmes, und der sorglose Leichtsinn des Schiffers muß dann seine Unachtsamkeit mit Segeln und Takelwerk, oft sogar mit Stengen und Masten zahlen, wo dann die eben so schnell wieder folgende Ruhe den Armen nur noch zu verspotten scheint, wenn er, ein Wrack, auf den Wellen treibt, während das rasch be-

ruhigte Meer ihn schon wieder in Spiegelglätte und crystallener Reine umgiebt.

Capitain Barring war indeß nicht der Mann sich von einem Wetter überraschen zu lassen, das vorher auch nur die leisesten Anzeichen seines Kommens gab, und zum Erstaunen der Passagiere wurden plötzlich, bei heiterem Himmel, und kaum einem Luftzug, die entsetzlichste Hitze zu mildern, alle mögliche Vorbereitungen zu einem Sturm getroffen. Einer jener Tornados, die oft diese Küsten und das benachbarte Meer heimsuchen, ließ denn auch gar nicht so lange auf sich warten; die schwachen Dunststreifen, die dem treuen Auge des Seemanns zuerst sein Kommen verrathen, dichteten sich mehr und mehr und stiegen höher und höher am Horizont herauf, wurden endlich zu Wolken und nahmen immer schwärzere und drohendere Farbe und Gestalt an. Schaurig war dabei die fast durch Nichts gestörte Ruhe, die noch immer auf der See herrschte; es schien beinahe, als bestehe Meer und Himmel aus zwei ganz unabhängig dastehenden Gewalten, deren eine sich wenig darum kümmere, ob die andere wüthe oder tobe. Das sollte aber nicht lange so fortdauern, die spiegelglatte Fläche der See fing leise an zu kochen und zu gähren; kleine Wellen zischten, wie einzeln heraußgestoßen, empor und hie und da brach sich schon der Kamm einer noch unbedeutenden, winzigen Woge. Der Himmel hatte indessen ein zwar großartiges, aber doch auch wieder wunderliches Aussehen bekommen; lange dunkele Streifen zeichneten einen Theil des Firmaments wie mit einem Muster, und nur hie und da lag auf den fast schwarzen Nebelmassen eine schneeweiße, aber gewitterschwangere Wolke.

Die Verwundeten waren, um vor dem Unwetter geschützt zu sein, in die Cajüte gebracht worden, wohin sich die Damen ebenfalls zurückzogen, Herr Kaffalt aber blieb mit den beiden

jungen Bodmers und Jonas Wegmeier auf dem Verdeck und betrachtete mit prüfendem Blick das sich mehr und mehr entwickelnde Phänomen.

Da rauschte und brauf'te plötzlich, gar nicht so fern von ihnen, das Meer auf eigene, schauerliche Art, und Herr Kaffalt, sich schnell dorthin wendend, rief erschreckt aus:

„Großer Gott — was ist das — ein Strudel — sehen Sie dort —"

„Kein Strudel," meinte Capitain Barring, der, als er an ihnen vorbeiging, nur einmal flüchtig den Kopf nach jener Seite hindrehte, sonst aber keinen Blick von seinen Masten und Segeln verwandte — „kein Strudel, sondern eine ganz ordentliche, anständige Wasserhose, die dort steht. Passen Sie nur ein Bischen auf, so können Sie die ganze Geschichte mit ansehen."

Er hatte Recht — leewärts zu bildete, gerade unterhalb einer düster und schwer niederhängenden Wolke, das Meer gewissermaßen einen Kessel, in dem die kleinen zischenden Spritzwellen eine kurze Zeit lang brauf'ten und kochten und sich dann sämmtlich, wie von allen Seiten zusammengeblasen, der Mitte zudrängten, so daß sie zuletzt dem untern Ende einer ungeheuern Trompete ähnlich sahen, die aufgerichtet auf dem Wasser stand. Zu derselben Zeit zeigte sich eine ähnliche Veränderung in der darüber hängenden Wolke, und wie von unten hinauf die wie durch Zauberhand zusammengehaltene Fluth emporwirbelte, so drehte sich eine gleiche Masse in ganz ähnlicher Form nieder, bis sich die beiden Kegel auf halbem Wege begegneten und vereinigten. Hier hatten sie kaum mehr als etwa zwei bis drei Fuß im Durchmesser und zogen sich nun, eine bewegliche Wassersäule, bis hinauf zu den wetterschwangeren Dunstmassen.

Es war ein schauerlich, großartiger Anblick; dort, ganz durch sich selbst gehalten, stieg die schwere Fluth des Meeres empor, und

nieder neigten sich die Wolken, sie zu grüßen und zu küssen; Günther und Oskar besonders waren ganz in den ihnen neuen Anblick verloren. Aus einem, davon sehr verschiedenen Gesichtspunkt, betrachtete dagegen der Capitain die Sache.

„Hol' der Teufel die Hose!" schrie er. „Wir treiben wahrhaftig gerade darauf zu; am Ende müssen wir ihr doch noch eine Kugel auf den Pelz brennen."

„Sie neigt sich nach Süden," sagte Leslie, der in diesem Augenblick zu ihm getreten war. „Die Gegenströmung des Windes wird uns bald von ihr befreien; sehen Sie — der obere Theil der Säule biegt sich schon zur Rechten; ich glaube kaum, daß wir etwas von ihr zu fürchten haben."

Er hatte recht gesehen; verschiedene, nicht gleichmäßig wirkende Windstöße drängten den oberen Theil nach dieser, den unteren nach jener Seite; die Säule brach förmlich ab und löste sich in der nächsten Secunde in ihr früheres, ursprüngliches Element auf. Die ganze Erscheinung hatte auch kaum drei Minuten gestanden, obgleich der Capitain versicherte, er sei schon solchen Wasserhosen begegnet, die Stunden lang gedauert hätten.

„Woher aber entsteht dieses merkwürdige Phänomen?" frug Günther den Capitain, „ist es ein Zug aus den Wolken, der das Wasser in solcher Masse zu sich emporreißt?"

„Das wohl nicht," erwiederte dieser; zwar ist uns selbst keine genaue Ursache bekannt, aber das Ganze läßt sich, glaub' ich, füglich einem gewöhnlichen starken Wirbelwind oder noch besser zwei verschiedenen Winden zuschreiben, die sich begegnen und mit gleich starker Kraft gegen einander pressen. Auf dem festen Lande sehen wir das ja oft, wie, besonders häufig vor einem Gewitter, der sich erhebende Wind Staub und Blätter im Kreise herumdreht und nicht selten häuserhoch emporkreist. Ein Gleiches ist es mit den Wassern des Oceans, und auch in

den Wüsten faßt der herannahende Sturm manchmal den lockern Sand, wirbelt ihn zu ungeheuern Säulen empor und trägt ihn meilenweit über die glühende Ebene hin."

„Ein neuerer Reisender, Caille, den ich in London sprach, beschrieb mir einst einen solchen Sandsturm. „„„Er traf uns,"" erzählte er mir, „„„gerade in unserem Lager, warf Zelte und Sitze um und schleuderte uns selbst auf eine Art gegen einander, daß wir, von allen Seiten in heißen Sand eingehüllt, Himmel und Erde nicht mehr von einander unterscheiden konnten und uns zuletzt, fast verschmachtet vor Gluth und Durst, auf den Boden niederwerfen mußten""! Diese Wasserhosen kommen besonders häufig im Mittelländischen Meere vor, und ich habe deren schon acht und neun zu ein und derselben Zeit gesehen."

„Sind sie denn den Schiffen gefährlich?" frug Oskar, der sich indessen, wenn auch vergeblich, am ganzen Horizont nach einer zweiten umgesehen hatte.

„Kaum," sagte der Capitain, „wenigstens nicht leicht großen Fahrzeugen, kleinere aber, besonders wenn sie viele Segel führen, werden manchmal, von den verschiedenen entgegengesetzten Luft-Strömungen erfaßt und umgeworfen. In frühen Zeiten schoß man auch oft Kugeln auf solche Wasserhosen ab, um ihre Gewalt zu brechen, das ist übrigens ein sehr unsicheres Mittel und man hat ihm wohl dann und wann einen Erfolg zugeschrieben, wenn die Wirbelsäule auch schon ohnehin, wie die, die wir selbst vor kurzer Zeit sahen, geborsten wäre."

So schnell sich die Wolken nun gebildet hatten, so schnell entschwanden sie auch wieder und, nach kaum einer Stunde brannte die Sonne aufs Neue in solcher entsetzlichen Gluth auf's Verdeck nieder, daß Alles, selbst die Matrosen nicht ausgenommen, den Schutz des Sonnensegels suchen mußte. Das Pech lief dabei

aus den Fugen des Verdecks und die einzige Arbeit, welche die Leute zu verrichten hatten, war, die der Sonne ausgesetzten Theile des Decks dann und wann mit Wasser zu begießen. Nur die Kru's schienen sich in dieser fürchterlichen Gluth vollkommen wohl zu befinden, und nahmen sich nicht einmal die Mühe den Schatten aufzusuchen; mit bloßem Kopf lagen sie, den Schädel ruhig der Sonne zugekehrt, auf irgend einem alten Segel ausgestreckt, und standen nur dann auf, wenn die ganze Mannschaft zu einer neuen Begießung schritt.

Erst die Nacht brachte wieder die so heiß ersehnte Labung, und ein kühler Luftzug, der, wie ihnen Herr Kaffalt sagte, auf dem festen Lande und selbst unter dem Aequator, oft zum recht streng kalten Thau würde, erfrischte die von der Tagesgluth erschlafften Glieder. Die Nacht war aber auch bezaubernd schön und der tiefblaue Himmel prangte in aller Sternenpracht der südlichen Zone. Besonders hell glühte heute Abend das Kreuz, jener Vierstern, der unseren nördlichen Regionen nicht leuchtet, und Günther konnte sich nicht satt sehen an dem herrlichen Licht, das von jenem Körper aus selbst den ihm nächsten Sternen erhöhten Glanz zu geben schien.

Das Sternbild des Kreuzes ist auch den südlichen Zonen dasselbe, was uns der Wagen oder große Bär ist, denn erstlich deuten — wie bei diesem die Außensterne dem Polarstern — so hier der obere und untere dem Südpol zu, und da es sich gleichmäßig bewegt, so dient es dort, wie der Wagen hier, zum Zeitmesser, an welchem die, die es sehen, augenblicklich erkennen können, ob und wie lange Mitternacht schon vorüber sei, da es um Mitternacht gerade auf und nieder steht. Das Kreuz ist auch das beste Kennzeichen für den Wanderer in Wald und Wüste, seine Richtung danach beizubehalten, denn ein solcher Führer, wie wir Nordländer im Polarstern selbst haben, der unverändert

und still seinen festen Platz an unserem Firmament behauptet, fehlt der südlichen Halbkugel.

Die stille heilige Ruhe die auf dem Wasser lag, übte dabei ihre Gewalt über Geist und Körper der Kranken, wie der Gesunden aus; die Athemzüge der in bequemer Ruhe, doch unter dem dichten Schutze sorgfältig ausgespannter Segel an Deck Ausgestreckten, wurden länger und regelmäßiger, und bald waren es nur noch die in gleichmäßigen Pausen über das lautlose Meer hinschallenden Schritte der Wachthabenden, welche die tiefe heilige Ruhe unterbrachen.

Nur Günther hatte lange und in trübe, schmerzliche Gedanken versenkt, allein — mit dem Rücken an den Schiffsrand gelehnt — gesessen und die Blicke über die mondbeschienene Wasserfläche schweifen lassen, unter der — o so tief unten in endloser Nacht — sein armer Vater fern von der heimischen Erde schlummerte; Thräne nach Thräne war ihm dabei an den jugendfrischen Wangen niedergeträuft, und immer mehr sich dem lang verhaltenen Schmerze hingebend, immer heißer und lebendiger vor seine Seele das liebe — ach! verlorene Bild des Vaters heraufbeschwörend, brach sich endlich sein Gram in einem lindernden Thränenstrom Bahn, und das Antlitz in dem Tuche bergend, gab er sich ganz der Erinnerung und seinem Schmerze hin.

„Den Todten ist wohl," sagte da plötzlich eine leise Stimme an seiner Seite, und schnell und erschrocken auffahrend aus seinen Träumen — denn wie ein Geistergruß klang ihm die leise Rede — schreckte Günther empor und starrte mit den feuchten Augen in das ruhige, aber freundliche, vom Mondeslicht beschienene Antlitz des alten Bleede, der jetzt die dargebotene Hand ergriff und herzlich schüttelte.

„Den Todten ist wohl," wiederholte er dann nochmals nach kurzer Pause — „recht wohl da unten, in ihrer neuen,

wunderherrlichen Welt; aber die armen Ertrunkenen, die haben's schlimm dagegen, sehr schlimm, und sind doch so selten schuld daran, an ihrem frühzeitigen Tode."

Der alte Bleede war augenscheinlich in der rechten Stimmung, ein Stückchen von seinem Märchenschatze herzugeben, und da Günther selbst sich danach sehnte in eine andere Stimmung zu kommen und seinen schmerzlichen Träumen entrissen zu werden, ging er gern darauf ein und frug, die Hand des alten Seemanns noch immer nicht loslassend, mit leiser Stimme:

„Und sollen's die Einen besser als die Anderen haben, Bleede? Liegen sie nicht alle wohl aufgehoben in der blauen Tiefe, bis ihr Geist hinaufschwebt zu den ewigen Räumen des Lichts, Die, die ihnen lieb und theuer sind, wieder aufzusuchen?"

Bleede schüttelte wehmüthig mit dem Kopf und sah dem jungen Manne ernst und trüb ins Auge, dann aber, während ihm selbst der Blick feucht und schwer zu werden schien, sagte er seufzend:

„Ach, ich wollte, es wäre wahr, aber — leider ist's anders. Wär's nicht so, dann hätt's mein armer Bruder auch besser, aber so — als Fisch die endlose Fluth zu durchschneiden —"

„Als Fisch?" frug Günther erstaunt.

Bleede nickte schweigend mit dem Kopf und fuhr dann, als Jener nichts erwiederte, sondern die Erklärung dieser Behauptung zu erwarten schien, also fort:

„Wer so, ohne sich weiter etwas dabei zu denken, die blaue Tiefe anstarrt und die Wogen sieht, die sich rastlos eine hinter der andern herdrängen, der ahnt dann auch schwerlich, was Alles jene dunkele Nacht birgt, die eine dem Menschengeschlechte unbekannte oder doch nur Wenigen enthüllte Welt verbirgt. Den Wenigen aber, die es erkannt, was da unten treibt und keimt, den Wenigen, die es wissen und fühlen, wie eng verbunden wir

mit den da unten Begrabenen sind, denen bringt jede aufbäumende Woge einen Gruß von lieben Lippen, denen sagt jede aufwirbelnde Luftblase Nachricht von längst Dahingeschiedenen, und wenn auch tausend Meilen davon getrennt, so sind sie den Verlorenen doch immer nah und vergessen nie, was ihnen einst lieb und theuer gewesen."

Günther richtete sein Auge fest auf den Sprecher, und dieser fuhr, dem Blick weich, doch ernst begegnend, fort:

„Man bindet den Leichen, die sich an Bord eines Schiffes befinden und in die See gesenkt werden sollen, Gewichte an die Füße, damit sie schnell hinunter sinken zum Grund; wozu aber? etwa um den Raubfischen nicht zur Beute zu fallen, die gierig auf jeden in See geworfenen Körpen harren?"

Der alte Mann schüttelte mit dem Kopf und sagte dann, die Worte fast mehr an sich selber, als an den jungen Mann richtend:

„Nein — des wäre thöricht — wenn das nicht einen andern Grund hätte, so könnte man die Leichen ruhig dem Hai und seinen Consorten zur Beute lassen; aber so gut wir, wenn wir beten, den Blick nach oben richten, weil uns eine innere Stimme sagt, dort oben in jenen lichten Räumen throne Der, zu dem wir flehen und zu dem wir die Augen heben — eben so sagt uns dasselbe innere Gefühl, wenn ihm auch Tausende keinen Grund zu geben wissen, daß wir die Gestorbenen so schnell zum Grund des Meeres befördern müssen wie nur möglich, damit sie dort alle die, ihrer harrenden Freuden beanspruchen können. Kaum hat nämlich der versenkte Leichnam eine gewisse Tiefe erreicht — was ihm aber nur möglich ist, *wenn* er eben Gewichte an den Füßen hat, die ihn niederziehen — so kehrt ein neues, herrliches Leben in seine starren Glieder zurück; von der bisherigen irdischen Hülle sieht er sich befreit, wenigstens verwandelt sich diese, indem sie die alte Form beibehält, in eine durchsichtige Lichtmasse, die nun, mit der Seele

zu einem urkräftigen Ganzen zusammengeschmolzen, dieser von allen bisher empfundenen Gefühlen nur das unendliche, bis jetzt ungeahnter Seligkeit läßt. Alle Schmerzen sind verschwunden, alle trüben Erinnerungen für immer getilgt und von wehenden Seepalmen überschattet, in ihren ambraduftenden Häusern, wo die stille Perlmuschel weilt und die Korallen sich liebend und sehnend in den Armen liegen, da träumen sie und träumen, und Jahrhunderte werden ihnen zu kurzen Stunden, in dem süßen Wonnegefühl seliger, liebender Unsterblichkeit."

„Und dort bleiben sie allein und freundlos liegen in ihrer einsamer Pracht?" frug Günther mitleidig, „dort schlummern sie den langen, endlosen Schlaf und haben kein Herz an ihrer Seite, das früher, als sie noch auf der alten Erde wandelten, freudig und liebend für sie schlug? Ach, lieber Bleede, so schön, so herrlich auch die Umgebung sein mag, das müßte doch ein trostloses, elendes Leben sein."

„Wie Sie es verstehen, junger Herr, wie Sie es verstehen," erwiederte der alte Mann lächelnd; darin aber haben Sie Recht, die wirkliche Seligkeit könnte das nicht sein, wenn man noch Jemanden hat, der Einem recht, so recht von Herzen lieb und theuer ist, und man müßte ihn nun fern wissen, weit, weit entfernt, unter der schweren kalten Erde — in Holz oder Blei eingeschlossen, wo vielleicht noch gar auf der Gruft ein riesiger Stein liegt, der Luft und Licht gleich fern hält von dem trostlosen Grab. Ja — das wäre auch traurig, aber da haben's die Todten im Meere besser; wenn sie Jemanden wissen, der gestorben ist und den sie zu sich herabwünschen in ihr herrliches Reich, dann sagen sie's dem Sturm, der auf flüchtigem Fittich daherbraust, und der nimmt sie in den starken Arm und führt sie mit Gedankenschnelle zum dunklen Haus, in dem das ihnen theure Herz schlummert. Das aber muß in stiller Mitternacht geschehen, und dann, an der

feuchten Kirchhofsmauer, bei dem flackernden Licht des unsteten Irrwisches, während Wolf und Schuhu ihr trauriges Lied heulen, zieht er den auf dem Grabe trauernden Geist des darunter Verscharrten zu sich hin, und kehrt mit ihm zurück zu dem Wohnsitz seliger Ruhe. Nachtgeister giebt es nun zwar oft, die dem Meeresbürger das Liebste, um das er vielleicht tausende von Meilen gekommen war, streitig machen wollen, die sich dazwischen werfen und durch allerlei Spukgebilde ihn zu schrecken suchen, der feste Wille siegt aber über solchen Trotz und eine Vereinigung mit dem was wir hier auf Erden so recht lieb und werth hielten, findet nach dem Tode statt, wie wir es uns jetzt in den kühnsten Träumen nicht denken, wie wir es nicht einmal hoffen können."

„Und die Ertrunkenen?" frug Günther fast tonlos, denn die eifrige Rede des alten Mannes, der das Alles wirklich mit einem Feuer erzählte, als ob er es selbst gesehen, selbst erfahren habe, hatte ihn mit eigenem, unheimlichem Schauer durchbebt — „und die Ertrunkenen?"

„Ja die haben's freilich schlimmer, viel schlimmer," sagte der Matrose, indem er dazu traurig und gar bedeutungsvoll mit dem Kopf nickte — „den armen Teufeln lacht weder Zukunft noch Wiedersehen. Daran ist aber nur ihr leichter Körper schuld, dem die angehangenen Gewichte fehlen; sie können nicht tief genug hinab, zu den Crystallwohnungen der Seligen, und öde und trostlos treiben sie sich erst, wenn sich nicht gleich im Anfang ein mitleidiger Hai ihrer erbarmt, auf der Oberfläche des Meeres einher, bis sie endlich selbst, mit jedem Tage mehr und mehr — zu Fischen werden."

„Zu Fischen?" frug Günther erstaunt.

„Ja, zu Fischen!" fuhr der Alte, der jetzt einmal im Gange war, mit scharfer Betonung fort, „zu wirklichen und wahrhaftigen Fischen. Da zeigt sich's denn aber klar und deutlich, wie droben über den Sternen eine Vergeltung wacht, die das Gute belohnt und

das Böse bestraft. Dann empfinden Die nämlich, welche in ihrem irdischen Leben gesündigt haben, wie es thut, wenn man von Anderen Böses erleidet oder ihnen nur zum Spielball ihrer Leidenschaften und Launen dient; denn in diesem neuen Körper wechseln die Charaktere die Rollen, und was früher biß, das wird jetzt gebissen. Einst unglückliche und mishandelte Sklaven, von Piraten gemordete Seeleute, Arme, Unglückliche, die sich ihr Lebelang schinden und plagen mußten und doch kaum das Brod erwerben konnten, von dem sie den nagenden Hunger befriedigten, das werden jetzt die gefräßigen Ungeheuer der Tiefe, die Haie mit all' ihrem räubrischen Geschlecht; darum sind sie aber auch so unersättlich, darum lechzen sie immer und immer wieder nach Blut, denn jeder Tropfen gehört ja Denen an, die sie einst verachteten und unter die Füße traten. Jene Sklavenhändler, die das Fleisch ihrer Mitmenschen wie eine Waare feil bieten und verkaufen, die das Kind von der Mutterbrust, den Gatten aus dem Arme der Gattinn reißen, das werden die fliegenden Fische, Tag und Nacht von ihren früheren Opfern, den jetzigen Delphinen, verfolgt, Tag und Nacht getrieben und gehetzt, immer gefangen und verschlungen, immer die entsetzliche Todesangst ausgestanden, und immer wieder neu geschaffen, das fürchterliche Spiel von vorne zu beginnen. Die reichen Wucherer werden zu Wallfischen, die Fett auf Fett häufen und die endlich der Wallfischfänger auch des letzten Tropfens beraubt. In Heringe verwandeln sich die Soldaten, die sonst in die Reihen der Feinde hineinwütheten, und jetzt ebenfalls wieder schaarenweis von ihren Feinden verschlungen werden, und sofort, ohne Ende; was auch immer die Menschen auf Erden oder auf der See gewesen sind, hier kommen sie in eine Lage, wo sie sich doch wenigstens, zum Trost für ihr sonstiges Unglück, an ihren früheren Feinden rächen können."

„Aber bester Bleede," sagte Günther, der jetzt den frühe-

ren Gram abgeschüttelt und der Erzählung des alten Matrosen mit vielem Interesse gelauscht hatte — „das spricht ja ganz und gar gegen alle Beweise, die wir sonst von der versöhnenden Liebe und Güte Gottes haben. Sie schildern ihn ja, wie ihn die alten Juden sich dachten, als einen rachsüchtigen, gestrengen Herren; ein guter Mensch würde kaum so handeln.

„Ach was da," brummte Bleede, dem der Einwurf vielleicht ein wenig unerwartet kommen mochte — „ein Mensch sieht auch nicht über seine Nase hinaus, und ist ungefähr wie ein Mann auf offener See, der sieht eben auch nur was er greifen kann und höchstens einen Klafter in die See hinein; der liebe Gott aber da oben, der schaut tief, tief hinab bis auf den Grund, darum muß er auch andere Maaßregeln nehmen. Wenn er gegen Alle gut und gnädig sein, wenn er Allen verzeihen wollte — nun ja so wäre das für die Bösewichter und die nichtsnützigen Gesellen eine herrliche Sache, die kämen gut genug weg, was aber hätten die armen Teufel davon, die, so lange sie lebendig in ihren Schuhen staken, Jammer und Elend ertragen mußten, und von denen ein großer Theil doch nie sündigte? Nein, denen wäre ja dann jede Vergeltung benommen gewesen, und so dürfen sie doch wenigstens ordentlich zubeißen."

„Und soll das so in alle Ewigkeit fortdauern?" frug Günther, dem Bleede's Begriff von einer einstigen Vergeltung gar wunderlich vorkam.

„Ja, das ist mehr als wir schwachen Menschen sagen können," erwiederte aber der alte Mann, sehr ernst. „Wir überblicken nur eine kurze Spanne Zeit; die wenigen Jahre die wir hier verleben, was sind sie im Meer der Ewigkeit? Gott wird indessen nicht länger strafen, als wir gesündigt haben, und demnach wie wir gesündigt haben, wird unsere Strafe sein. Was freilich nachher geschieht, welche Stelle wir dann in dem ungeheueren All aus-

füllen sollen, das weiß nur Er, er wird's aber schon weise einrichten. Hat er mich übrigens lieb, so läßt er mich auf der See, auf dem Lande glaub' ich stürb ich, wie eine Auster. Doch es ist Zeit für Sie zum Schlafengehen — das Kreuz steht schon fast gerade und sie werden gleich die Wache anschlagen; es muß Mitternacht sein."

Günther verstand den Wink, Bleede hatte es nämlich sehr gern, daß er sich, nachdem er eine von seinen Geschichten erzählt hatte, noch eine Zeitlang nachher seinen eigenen stillen Gedanken überlassen konnte, was denn auch wohl die Ursache war, weshalb er sie sich immer fester und inniger einprägte, und von ihrer Identität und Wahrhaftigkeit zuletzt so fest überzeugt wurde, daß er eher sein Leben gelassen, als irgend Jemandem einen Zweifel auch an der unbedeutensten Kleinigkeit gestattet hätte. Günther dankte ihm also jetzt erst herzlich für seine freundliche Mittheilung des Gehörten, und zog sich dann auf seine Schlafstätte zurück. Bleede aber, der gleich darauf seine Wache antrat, saß noch lange und träumend mit dem Rücken an die, auf dem Verdeck befestigte Barkasse gelehnt, und starrte schweigend auf das Meer hinaus, das seiner Meinung nach die Seelen der Verstorbenen barg.

So verging wieder eine kurze Zeit auf dem Schiff in völliger Ruhe und Eintracht und nur Jonas hatte ein kleines Abenteuer mit dem Affen, das er sich aber ebenfalls selbst und seiner früheren Neckerei zuschreiben konnte.

Bobby hatte nämlich, wie schon früher einmal erwähnt, noch ein Hühnchen mit Jonas zu pflücken, und obgleich dieser, gutmüthig wie er überhaupt war, den kleinen früher gehabten Streit längst vergessen, ja vielleicht sogar geglaubt hatte, daß wenn überhaupt Jemand Grund habe böse zu sein, er unfehlbar diese Person sein müsse, da er ja zuletzt gebissen worden, so dachte doch Bobby ganz anders darüber. Wenn also auch Jonas seit jenem

unglücklichen Nasenstüber oft wirklich mit dem besten Willen von der Welt versucht hatte, wieder ein freundliches Verhältniß zwischen ihnen herzustellen, so war ihm das trotz unzähligen Stückchen Zucker und Kuchen und Nüssen dennoch nie vollkommen gelungen. Bobby nahm zwar das ihm Dargereichte stets an, Jonas mußte es aber mit größter Fürsorge, möglichst weit zurückgebogenem Oberkörper und weit ausgestrecktem Arme dem an der Kette liegenden hinreichen, und selbst dann noch, gewöhnlich gleich nachher, einen verzweifelten Rücksprung machen, um aus der für ihn so gefährlichen Nähe zu kommen, denn Bobby war ein paar Mal, mit Hintansetzung jeder Beschädigung seinerseits, in aller Wuth und Wildheit nach des Menschen Kopf gefahren, von dessen gütigen Händen er in demselben Augenblick noch Nuß oder Zucker, was es nun war, im Munde trug — das undankbare Vieh. Trotzdem buhlte Jonas aber immer und unverdrossen wieder um die Freundschaft, oder doch um die Duldung des kleinen, komischen Wildfangs; er sollte nur wenigstens ein Pfötchen geben, oder sich vielleicht nur Rücken und Hinterkopf kratzen lassen. Es half aber Alles nichts, Bobby blieb verstockt, und sobald der junge Wegmeier nur in die Thür trat, bezeugte er schon seine Unzufriedenheit durch rastloses Umherfahren — so weit ihm das nämlich seine kleine Kette erlaubte — und durch unbegrenztes Zähnefletschen und Kreischen und Pfeifen.

An diesem Tage nun war Jonas auch, vielleicht gerade recht zur Versöhnung aufgelegt und fest entschlossen Frieden mit dem kleinen Possenreißer zu schließen, denn ein Streit mit einem solchen bringt ja so nicht einmal Ehre. Die Gelegenheit schien auch günstig, Bobby lag, an eine Pardune des Besanmastes befestigt, ruhig auf dem breiten Gelände, das den ganzen Rand des Schiffes umlief, und war sanft und süß eingeschlafen. Jonas also der an ihn herangekommen war, ohne ihn gleich bemerkt

zu haben, fand sich plötzlich in seiner Nähe, sah daß er trotzdem ruhig blieb, oder ihn doch wenigstens nicht beachtete, und begann nun, um die Friedensunterhandlungen gleich in Feindes Gebiet zu tragen, damit, den ihm zugekehrten kleinen gebogenen Buckel zu kratzen. Zu seinem freudigen Erstaunen ließ sich Bobby das auch ruhig gefallen, ja noch mehr — er streckte sich sogar mit allen vier Beinen, bog den Kopf zurück, schloß die Augen und schien überhaupt alle Zeichen eines unendlichen Wohlbefindens an den Tag zu legen. Jonas, treuen, guthmüthigen Herzens, selbst keine falsche Ader in der Brust, glaubte ihm das Alles auf's Wort, wurde immer dreister, krabbelte ihn jetzt an Hals und Nacken und schob zuletzt sogar seine rechte Hand unter den kleinen malcontent Kopf den er emporheben und küssen wollte.

Den Augenblick mußte aber das boshafte Vieh zu seiner Rache ausersehen haben; Jonas war ganz Versöhnung, ganz Hingebung, Bobby ganz Hinterlist und Falschheit und eben als jener sich liebkosend zu ihm niederbog, ja so weit jeder Vorsicht entsagt hatte, daß er sogar den Hut abnahm, da fuhr die kleine gewandte Bestie plötzlich mit Blitzesschnelle auf, faßte den zum Tod Erschreckten mit beiden winzigen, aber darum kaum minder festen Fäusten in's etwas struppige Haar, und biß ihn nun mit solcher ingrimmigen Malice und so zauberschnell auf einanderfolgenden Bewegungen in Stirn, Backen, Nase, Ohren und Hände, daß Jonas ein Zetergeschrei erhob und nur noch glücklich von seiner eigenen Mutter erwischt wurde, die ihn in aller Angst um den Leib faßte, den Klauen des wüthenden Thieres entriß und auf die andere Seite des Schiffes zog.

Die Wunden waren übrigens nur leicht, und das einzige Unangenehme bei der Sache blieb, daß Jonas mehrere Wochen lang wie geschunden aussah. Sonderbarer Weise änderte aber auch Bobby von diesem Augenblick an gänzlich sein früher gegen

Jonas beachtetes Betragen und schien ordentlich damit sagen zu wollen: „Siehst Du — ich wollte Dich nur erst wieder richtig auszahlen, nun habe ich meine Rache gehabt und nun können wir wieder gute Freunde sein;“ was denn auch wirklich im Lauf von wenigen Tagen geschah, obgleich Madame im ersten Aerger große Lust hatte, dem kleinen „Racker“ wie sie sich ausdrückte, den Hals umzudrehen.

3.

Benguela.

In den letzten Tagen des Monat November näherte sich endlich die Amazone der Küste und mit ihr der Stadt Benguela. An Bord war aber Alles wieder wohl und wenn auch die fast unerträgliche Sonnengluth gewissermaßen einen lähmenden Einfluß auf Mannschaft wie Passagiere ausübte, so wurde die wirkliche Schädlichkeit der Hitze doch immer wieder durch die feuchten Winde gemildert, und die kühle Frische der Nächte stärkte und erquickte die den Tag über ermatteten Glieder. Mehr als je sehnten sich aber die müden Wanderer des Oceans nach dem kühlen Schatten der Wälder, nach den duftigen Hainen des schönen Tropenlandes; es hatte sich in der letzten Zeit nämlich schon fast fühlbarer Wassermangel gezeigt, denn wenn auch noch genug von diesem vorhanden war, so wirkte die Temperatur doch so bösartig darauf ein, daß in der That Ueberwindung dazu gehörte es zu trinken. Der Capitain ließ es freilich sämmtlich, selbst für die Matrosen, durch die für den Nothfall mitgenommenen Filtrirsteine gießen, es blieb aber trotzdem, wenn es auch klar wurde, ein mattes, fades Getränk das kaum mit Wein oder Essig vermischt trinkbar wurde.

Um so mehr entzückte sie daher endlich der Anblick der ersehnten Küste.

„Land," jubelte Günther eines Morgens von der Bramrae des großen Mastes herunter, in die er noch vor Tagesanbruch hinaufgeklettert war, da ihm der Steuermann vor der Mitternachts- oder Hundewache fest versichert hatte, er höre das donnernde und viele Meilen weit schallende Geräusch der Brandung, die sich mit voller Kraft an diesen Küsten breche. —

„Land! jubelte er, Land!" und wahrlich, der dunkle Küstenstreifen, dessen Nähe das scharfe Ohr des Seemanns so viel früher entdeckt wurde mit jeder Minute, als die Sonne höher und höher stieg und die dunstigen Morgennebel zertheilte, sichtbarer. Nur langsam näherte sich aber das Schiff dem Lande und die Strömung fast allein trieb es vorwärts, da der Seewind kaum stark genug war die Segel zu heben. Immer deutlicher ließen sich jedoch, zuerst die Umrisse der Gebirge, dann sogar einzelne Palmen und Schluchten am Ufer erkennen, und dann, wie nach und nach aus dem Boden aufsteigend, wurde der ganze Reichthum jener ungeheueren Vegetation sichtbar. Ein grünes, allem Anschein nach undurchdringliches Gewebe von Pflanzen deckte den Hügelabhang, der sich bis zu dem weißen und steilen Ufer hin erstreckte, und nur die Riesen der Waldung, die mächtigen Baobabs oder Affenbrodbäume, die schlanken majestätischen Palmen und einzelne starre Kaktusarten ragten aus diesem engen Gewirr, aus diesem Reichthum von Frucht und Blüthen, hervor, und schienen ordentlich hoch aufzuathmen, daß sie dem drückenden Gefühle so engen Beisammenstehens enthoben wären.

Gegen Abend lief die Amazone glücklich in den Hafen ein, der einer der besten an der Westküste Afrika's und gegen alle Winde dieser oft stürmisch genug durchtobten Landstrecken vollkommen geschützt ist. Wie reizend lag nun, eben noch von dem rothglühenden Licht der untergehenden Sonne bestrahlt, das unter Cocos- und breitblättrigen Fächerpalmen fast verdeckte Benguela vor den

Augen der Neuangekommenen. Einzelne hellere Dächer schimmerten nur wie Gartenhäuser aus dem saftigen Grün der Pflanzen vor, und der Blick schweifte trunken und entzückt über das ganze liebliche Bild dahin, immer neue Schönheiten entdeckend und kaum im Stande das Alles, was sich jetzt so überraschend schnell dem Schauenden bot, zu fassen und zu begreifen.

Die Ungeduld der Passagiere ließ jetzt dem Capitain kaum Zeit, die Yolle auszusetzen und Alle drängten sich herzu die Ersten zu sein, die das herrliche, zauberisch schöne Land beträten. Mit freudigem Dank nahmen sie dabei Herrn Kaffalts Versprechen an, daß er ihnen hier, wo er viele Freunde habe und überhaupt sehr bekannt sei, ein kleines Gebäude und mehre Neger zur Bedienung verschaffen wolle, in dem sie sich die Zeit über, die Capitain Barring hier bleiben würde, aufhalten könnten. Dieser übernahm es dabei, alles Nöthige zu ihrer Bequemlichkeit vom Schiffe aus ebenfalls landen zu lassen, und noch an demselben Abend wurden vor allen Dingen Schlafstellen für sie hergerichtet, auf denen sie die erste Nacht verbringen konnten; wobei man es auf den nächsten Morgen verschob alles Uebrige in Stand zu setzen.

An diesem Abend ließ sich überhaupt nicht viel mehr vornehmen, denn es wurde sehr bald dunkel und da besonders noch das Heulen einzelner wilder Thiere gehört ward, das, wie ihnen Herr Kaffalt versicherte „nur von Hyänen herrührte, so wäre, von der Wegmeier'schen Familie zum Beispiel, keiner (ja Madame Wegmeier betheuerte sogar „nicht um eine Million") zu bewegen gewesen, den sichern Schutz der Mauern zu verlassen, Auch die Uebrigen verschoben daher ihre Wanderung bis auf den nächsten Morgen und bezogen deshalb, gleich nach eingenommenem Abendbrod die für sie bestimmten Wohnungen. An einen Uebelstand hatten aber nur Wenige gedacht, und doch war dieß etwas, das fast keinem von ihnen verstattete, ein Auge zu

schließen — die Mosquitos. Wie versessen schienen die blutdürstigen Geschöpfe auf die warmen Adern der Europäer zu sein und peinigten fast noch mehr durch ihr ewiges Trompeten, das Zeichen zum Angriff, die sich ängstlich und schlaflos auf ihrem Lager Umherwerfenden. Das ferne klagende Geheul einzelner Raubthiere und das monotone Singen eines alten Negers der — Gott weiß aus welchem Grunde — die ganze Nacht ein einziges melancholisch langweiliges Lied ertönen ließ, das wenigstens fünfhundert Verse haben mußte, diente gleichfalls nicht dazu sie in Schlaf zu wiegen.

Mit der Morgendämmerung schienen ihre Quäler noch einmal neue Kraft zu sammeln; der alte Neger war jedoch eingeschlafen, oder hatte wenigstens sein Lied beendigt, so daß auch unsere jetzt wirklich todesmüden Reisenden in einen kurzen, unruhigen Schlummer fielen, aus dem sie jedoch mit dem ersten Strahl des jungen Morgens Herr Kaffalt erweckte. Ein schon bereitetes Frühstück erwartete sie, und das verzehrt, stand ihrem Umherstreifen in der ihnen noch neuen Umgebung nichts mehr im Wege.

Wie herrlich lachte ihnen jetzt der junge Morgen — die ganze Natur athmete neu belebt, neu erfrischt; an den grünen vollen Blättern, an den würzigen Blüthen und süßen, schwellenden Früchten hing noch der klare Nachtthau; ein unbeschreiblich aromatischer Duft schien aus dem Boden aufzusteigen, und darüber ausgespannt lag so klar und rein der wonnige tiefblaue, Himmel, daß die Brust voll auf und in langen, durstigen Zügen diese balsamische Luft einsog.

An diesem Tage nun, als an einem Sonntag, beschlossen sie ihre ganze Zeit darauf zu verwenden die Stadt selbst und ihre nächste Umgebung zu betrachten, am nächsten dagegen, mit des Gouverneurs Erlaubniß (die ihnen Herr Kaffalt noch an dem-

selben Morgen auswirkte) einen Jagdzug in das Innere zu unternehmen, an welchem jener freilich, wie er erklärte seiner Geschäfte halber nicht Theil nehmen konnte, dafür aber den kühnen Jägern einen Führer — einen von Portugiesen abstammenden Creolen verschaffte, der sie eine Strecke Weges in das Innere führen, und wieder glücklich zurückbringen sollte. Sonst bedurften sie aber noch zu ihrer Ausrüstung eines kleinen, von Ochsen gezogenen Wagens und auch zweier Pferde, denn der Rittmeister wie Günther wünschten vielleicht eine Giraffe oder Antilope zu jagen. Das machte ihnen freilich bedeutende Schwierigkeiten, denn zu ihrem Staunen fanden sie, daß Benguela an Pferden entsetzlich arm sei. Glücklicher Weise war aber erst vor zwei Tagen ein Sklavenhändler mit seinen Begleitern von den weiter südlich liegenden Massamedes zurückgekehrt, und hatte von dort einige Pferde mitgebracht. Das war auch gerade derselbe Kaufmann, mit dem Herr Kaffalt seine Geschäftsverbindung zu haben schien, wenn er auch nicht recht mit der Sprache herauswollte, welcher Art die sei, und er vermochte ihn seinen Reisegefährten die Thiere, natürlich gegen eine nicht unbedeutende Vergütung für die wenigen Tage ihres Aufenthalts zu überlassen.

Die Ochsen zu treiben hatten sie noch einige Kongo-Neger gemiethet und fanden nun, als freiwillige Jagdgefährten, Oskar, den jungen Tischler, Herrn Wegmeier und — Jonas der trotzdem daß ihn seine Mutter um Gotteswillen beschwor sein Leben nicht in so fürchterliche Gefahr zu bringen, fest darauf bestand die Jagd mitzumachen, denn er behauptete ganz richtig „nicht deßhalb nach Afrika zu den Mohren gekommen zu sein, um in der Stube sitzen zu bleiben."

Herr Kaffalt indessen, der sich in letzter Zeit sehr viel mit den Damen beschäftigt hatte und besonders zuvorkommend gegen Madame Wegmeier gewesen war, erbot sich, diese in der Stadt

herumzuführen, und ihr und ihren Fräulein Töchtern alles das zu zeigen, was, wenn auch nicht merkwürdig an sich, ihnen doch gewiß interessant sein würde. Auch die Jäger benutzten dieses freundliche Anerbieten und die kleine Caravane durchstreifte bis etwa um acht Uhr Morgens, wo die Strahlen der Sonne anfangen unerträglich zu werden und alle Europäer das schützende kühle Dach der Häuser suchen, die Straßen und Umgebung Benguelas. Was sie im Lauf des Tages von der Gegend in welcher sie sich befanden hörten, war etwa Folgendes:

Das Reich Benguela, unter portugiesischer Herrschaft, erstreckt sich vom 11. bis 18. Grad südlicher Breite an der Küste hin; das Innere desselben ist aber freilich, wie der größte Theil Afrika's noch zu wenig bekannt, um etwas Bestimmtes darüber angeben zu können; nur liefern die Wenigen, die mit Handelscaravanen weiter gen Osten vordrangen, entzückende Beschreibungen von dem Lande, das übrigens auch manche Schattenseite hat, da nicht allein wilde Thiere besonders dem einsamen Wanderer gefährlich werden, sondern auch die wilden Jaggastämme, die noch dazu zu den Menschenfressern gehören, manchmal die Dörfer und Ansiedelungen überfallen, nnd sogar ihre Gefangenen lieber selbst verzehren als verkaufen sollen.

Hätte das Madame Wegmeier gewußt, Jonas wäre sicherlich nicht von ihrer Seite gekommen.

Das Land, vorzüglich um die Stadt Benguela herum, ist sumpfig und ungesund; mit drei bis vier Fuß graben trifft man gewöhnlich schon auf Wasser. Dies Wasser ist, besonders für Weiße nachtheilig und die Europäer lassen sich das ihrige gewöhnlich aus dem nicht sehr entfernten kleinen Flüßchen Catumbella holen. Benguela wird übrigens von Portugal aus als eine Art Verbannungsort betrachtet, wenn auch nicht gerade in solchem Maaße, als Botany Bai von England, und es läßt sich daher

leicht erklären, wie dort Laster und Ausschweifungen, von einem südlichen Klima noch unterstützt, überhand nahmen. Die Klimafieber wüthen dazu noch oft entsetzlich unter den Fremden und es ist erklärlich, daß nicht selten Schaaren solcher Deportirten es vorzogen, wilden Menschen und Thieren lieber Trotz zu bieten und den unbekannten Gefahren im Innern des Landes entgegen zu gehen, ehe sie an der Küste blieben, einen fast gewissen Tod, oder doch wenigstens einen siechen Körper zu erwarten.

Das Gouvernement soll übrigens jetzt, wie es heißt, nach dem südlicher und viel gesunder und zweckmäßiger gelegenen Massamedes verlegt werden, was ebenfalls eine treffliche Lage und nicht so gefräßige und fatale Eingeborne zu Nachbarn hat, als Benguela.

Benguela ist wieder, wie alle afrikanischen Länder, in eine Menge einzelner Königreiche eingetheilt; die Hauptnegeraçe ist aber hier die der Kongo's, wenn auch die Jaggas manchmal aus dem Innern hervorbrechen um, obgleich selten, sogar das Küstenland zu überfallen. Vor sechs oder sieben Jahren waren sie selbst bis Benguela vorgedrungen, hatten einen großen Theil der Stadt, auch das die Landseite schützende Fort zerstört und viele Gefangene mit fortgeschleppt. Wie wenig man dabei wunderbarer Weise einen zweiten solchen Ueberfall fürchtet, beweist die Sorglosigkeit, mit der man diese Befestigungswerke noch nicht einmal wieder ausgebessert hat. Auch ist das ohnedies nicht bedeutende Militair, (ein Bataillon Linien-Truppen und eine Compagnie Artillerie) nie vollzählig. Kehrte jener Stamm in gut geregeltem Angriff zurück, so möchte es bös und traurig um die armen Bewohner des einsam gelegenen Städtchens aussehn.

Benguela ist dabei der Mittelpunkt des in diesem Staat getriebenen Sklavenhandels, oder war es wenigstens, denn es wurden von diesem Ort aus eine so ungeheure Menge von Sklaven

verschifft, daß die Engländer ihre Aufmerksamkeit ganz besonders auf diese Küste richteten und auch nicht ohne Erfolg mehre Kriegsschiffe hier fortwährend kreuzen ließen. Manches schwerbeladene Schiff wurde dadurch den weißen Seelenverkäufern entrissen, und in letzter Zeit haben sie sich genöthigt gesehen, die Aufmerksamkeit der Engländer auf verschiedene andere Punkte zu gleicher Zeit hinzulenken, um nicht ganz in diesem so einträglichen Handel gestört zu werden.

Die dortigen Sklavenhändler sind mit wenigen Ausnahmen Portugiesen, und haben an ihren Häusern förmliche, mit hohen festen Mauern umgebene Gehöfte, wo sie die unglücklichen Schlachtopfer so lange aufbewahren, bis sie entweder eine volle Schiffsladung zusammen bekommen, oder Gelegenheit finden, sie in gewissen Quantitäten an Schiffscapitaine zu verkaufen.

Nichts ist fürchterlicher, als der Anblick eines solchen Gehöfts, wo jene Elenden, oft zu Hunderten zusammengesperrt, Regen und Sonnenhitze gleich ausgesetzt, den Augenblick erwarten müssen, der sie zwar von diesem Platz des Jammers und der Qual erlöst, um sie aber nur einem noch schlimmern, dem untern Schiffsraum zuzuführen. Doch fort von diesem entsetzlichen Bilde, das die Seele jedes *Menschen* mit Abscheu und Grausen erfüllt und vor dem nur jene *Seelenverkäufer* mit kaltem, gleichgültigem Herzen stehn — fort — fort — lieber zu den Wilden hin, die ihren Gefangenen schlachten und verzehren; sie wissen es nicht besser, ihre vom Vater auf den Sohn vererbten Gebräuche, ihre religiösen Ceremonien verlangen es vielleicht, sie halten diese Opfer möglicher Weise noch für ihrem Gotte oder Fetisch wohlgefällig; jene aber, im christlichen Glauben erzogen, *wissen*, was sie thun, und treten trotzdem jedes Gefühl, das einem Menschen heilig sein sollte, rücksichtslos mit Füßen.

Was die dort eingeborenen Negerstämme betrifft, so sehen

sie, trotzdem daß sie meistens schön und schlank gewachsen und auch sonst nicht häßlich sind, doch in Folge ihres Bemalens oder Beschmierens, wie man eher sagen könnte, schrecklich und ekelhaft aus; mit rother und weißer Erde bedecken sie sich förmlich das Gesicht und lassen selbst ihre wolligen Haare nicht frei, die dann noch obendrein in Zöpfe oder vielmehr Knollen geflochten, von Farbe, Staub und Schweiß zusammenkleben. Dabei tättowiren sie ihren Körper und putzen sich auf die wunderlichste Weise mit Federn, Perlen, Schellen, Zähnen wilder Thiere und bunten Lappen und Quasten heraus. Sonst sind sie aber unerschrocken und tapfer, was sie, leider zu ihrem eigenen Schaden, am häufigsten in den innerlichen Kriegen beweisen, in denen sie durch die Portugiesen, anstatt zum Frieden ermahnt, immer noch mehr aufgemuntert werden, die Gefangenen bekommen diese ja nachher als Sklaven an die Küste geliefert, was ihnen viel bequemer und vortheilhafter ist, als wenn sie solche einzeln aufkaufen oder — stehlen müßten.

Die Vegetation übertrifft, wie schon gesagt, selbst die kühnsten, ausschweifendsten Erwartungen des Europäers, der um so freudiger hier überrascht wird, wenn er noch, zwischen all diesem tropischen Luxus, seine bescheidenen Lieblingsgemüse aus der alten Heimath vorfindet, die hier ebenfalls trefflich gedeihen.

Die Stadt selbst ist regelmäßig und größtentheils in europäischem Geschmack gebaut, doch haben die Häuser, gewöhnlich nur aus mit Palmzweigen gedeckten Lehmwänden bestehend, sehr selten mehre Stockwerke. Ein gar tristes, ödes Aussehen geben dabei der Stadt die vielen Gehöfte, von denen fast jede Wohnung einen oder mehre hat und die, von hohen Mauern umschlossen, dem Auge nichts Lebendes zeigen; ganze Straßen werden durch diese Mauern gebildet. Desto lebhafter sieht es dafür in den Gassen aus, die einzig und allein von Negern bewohnt

sind und wo denn auch nicht selten die alte Negerbauart — aus Binsen und Palmblättern bienenkorbartig geflochtene Hütten — vorherrscht.

Doch wir müssen zu unseren Jägern zurück, die, trotz der drückenden Schwüle des Tages, dennoch sich nicht abschrecken ließen ihre Vorbereitungen zu dem morgenden Zug so weit zu treffen, als sich diese nämlich im Innern eines kleinen mit Palmblättern gedeckten Hauses und bei 23 Grad Hitze treffen ließen. Die Anordnungen des Ganzen mußten sie aber überhaupt Dem überlassen, dessen Führung sie sich anvertrauen wollten, und sie konnten nur ihr Schießzeug in Stand setzen und alle möglichen transportablen Provisionen zurecht machen, daß sie nicht etwa gar, wenn sie Unglück auf der Jagd hätten, durch Hunger zu einem zu schnellen Rückzug gezwungen würden.

Zu ihrer Freude erfuhren sie dabei, daß ebenfalls morgen eine nach dem Innern des Landes zurückkehrende Handelscaravane, theils aus Portugiesen, theils aus Eingeborenen bestehend, von Benguela aus abgehen würde, und erhielten leicht die Erlaubniß, sich dem Zuge, so weit sie ihm folgen wollten, anzuschließen. Das in Ordnung gebracht, suchten sie freudig ihr Lager, und da sie in dieser Nacht auch durch die Fürsorge des Capitains mit Mosquitonetzen (d. h. großen dichten Ueberhängen von dünnem Tüll oder Gaze über die Betten) versehen waren, daß diese lästigen Insekten sie nicht länger stören und quälen konnten, so entschliefen sie bald sanft und süß, um am nächsten Morgen mit neuen Kräften allen, freilich ungewohnten, Anstrengungen begegnen zu können.

Ein weitschallendes Horn rief noch vor Tagesanbruch die Schlummernden von ihrem Lager auf, und scheu verließ die gierige Hyäne ihren Raub und floh in das schützende Dickicht der Wälder zurück, während die schweren, unbeholfen aussehende

Wagen der Caravane schon ebenfalls langsam durch die Straßen rollten, die frühe kühle Morgenstunde zu benutzen und eine so weite Strecke wie möglich zurückzulegen, ehe die Sonne senkrecht auf ihre Scheitel brannte. Unsere Reisenden waren auch bald gerüstet und eine halbe Stunde später verließ der Zug die noch lautlose, menschenleere Stadt, den prachtvoll herrlichen Urwald, die weite ungeheure Wildniß zu betreten.

Die zu solchen Transportzügen gebrauchten Wagen von Benguela sind denen ähnlich, wie man sie im ganzen südlichen Theil von Afrika und besonders viel in der Kapcolonie benutzt; sie sind groß und geräumig und mit allen den Bequemlichkeiten versehen, die man, so fern von jeder Civilisation, doch nicht gern entbehren will. Wunderlich aber sieht es manchmal aus, wie sie, besonders wenn schwer geladen, bespannt werden; von zehn bis oft zwanzig Ochsen ziehen dann, immer zwei in einem Joch, in merkwürdig langem Gespann den vierrädrigen Koloß und kaum weiß man, ob man dabei die Gelehrigkeit der Thiere oder die Geschicklichkeit der beiden Treiber, die diesen langen Zug mit der größten Ruhe und Gemüthlichkeit regieren, bewundern soll. Ein Neger geht nämlich gewöhnlich neben dem ersten „Sattelochsen" (welcher Ausdruck um so eher erlaubt sein wird, da die Eingeborenen die Ochsen auch zum Reiten benutzen) und führt dabei mit wirklich fabelhafter Geschicklichkeit eine ungeheure bambusstielige Peitsche, während vorn ein anderer Eingeborener bei dem Leitochsen bleibt, um, besonders im dichten Wald und auf steilen Wegen, den Zug doch in etwas regieren zu können. Jeder Ochse hat seinen Namen, den er auch selbst sehr bald lernt und, wenn aufgerufen, augenblicklich durch schärferes Anziehen oder wohl gar einen scheuen Seitenblick nach der gefürchteten Peitsche, anerkennt. Auf ebener Straße ist ein solcher Führer aber gar nicht nöthig und diese Thiere sind so gelehrig und willig, daß sie,

wenn einmal in Gang gebracht, selbst in der dunkelsten Nacht ruhig ihre Bahn fortsetzen. Die besten Ochsen werden in solchem Fall natürlich immer vorn hin gespannt und leiten, die Nasen dicht auf der Erde, um der einmal angenommenen Spur treu zu bleiben, den Zug.

Der Wagen selbst, obgleich beim ersten Anblick rauh und ungeschickt gebaut, eignet sich dennoch vollkommen für jene Gegend, die er befährt; auf sehr geschickte Weise ist jeder kleine Raum desselben benutzt, um so viel und sicher wie möglich alles das unterzubringen, was oft auf langer Reise nöthig wird. Selbst die einzelnen Theile aus denen er besteht, können leicht und bequem auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt werden, so daß selbst im Fall eines Umschlagens nur wenige Menschen erforderlich sein würden, ihn wieder aufzurichten und in Gang zu bringen.

Der von Benguela nach einem kleinen, nicht sehr entfernt liegenden Negerdorf führende Weg lag durch den dichten Wald, und hier herrschte noch, als sie die Richtung der Stadt verlassen hatten, tiefes, schauriges Dunkel; das veranlaßte denn auch die Führer, an beiden Seiten des Zuges Neger mit brennenden Fackeln gehen zu lassen, um die etwa dort herum lauernden wilden Thiere abzuhalten, die oft noch vor und in der Morgendämmerung am gefährlichsten sind. Das Ganze gewann dadurch ein ungemein pittoreskes Ansehen und die hohen schlanken Gestalten der Eingebornen, mit ihrem wunderlichen Kopfschmuck und den großen lebhaften, nicht selten ängstlich in das benachbarte Dickicht gerichteten Augen, wie die hohen leinenbespannten Wagen gaben dem Ganzen den Anstrich einer ungeheuern Leichenprocession, die sich schweigend, und nur manchmal durch den Ruf der Führer und das Knallen der langen Peitschen unterbrochen, vorwärts bewegte. Das widerliche Geheul der dem Licht entfliehenden Hyänen, und

einmal sogar das ferne, donnerähnliche Brüllen eines Löwen, welches die Europäer hier zum ersten Mal vernahmen, mehrte nur noch das Schauerliche und Unheimliche ihrer Umgebung. Endlich brach sich das goldne Licht, selbst durch die wild verwachsenen Laubmassen des Urwalds Bahn; aus den thauigen Zweigen zwitscherten und schrien die kleinen Sänger des Waldes und buntfarbige muntere Peroquets; hie und da kreischte auch wohl ein prachtvoller Papagei aus voller fröhlicher Brust hinein in die klare Morgenluft, als ob er es dem Walde künden wolle, wie wohl, wie unendlich wohl ihm sei; winzige Kolibris schwirrten von Blüthe zu Blüthe und schlugen, indem sie mit den langen, zarten Schnäbeln den süßen Thau aus den Blumen sogen, so wunderschnell mit den winzigen Flügelchen, daß der kleine Körper oft nur in einem durchsichtigen Nebelkreis zu schwimmen schien. Weit darüber hin strich dann auch wohl ein stattlicher Reiher aus den benachbarten Sümpfen, und drehte aufmerksam bald nach der rechten, bald nach der linken Seite den schönen Kopf. Durch das Dickicht schlich aber die wilde Bestie ihrer Höhle, oder dem fast eben so undurchdringlichen Rohre zu, um dort die heiße Tageszeit zu verträumen und mit der dämmernden Nacht aufs Neue auf Raub auszuziehen; manch gefräßiger Schakal verließ, wenn auch ungern, die Beute; doch der Sonnenstrahl paßt schlecht zu seinem Leichenschmaus und er scheute sich selbst, ein solches Mahl vom reinen Lichte bescheinen zu sehen.

Außer der wundervollen, in immer neuer und immer wieder schöner Pracht wechselnden Natur bot aber dieser Tag wenig Interessantes für die Jäger; nur einmal sprengte eine Heerde von Pallahs, einer munteren Antilopen-Art, an ihnen vorüber und unsere beiden berittenen Jäger folgten in wilder Eile. Der Wald war jedoch hier viel zu dicht und die freien Plätze, die sie trafen, zu selten und zu wenig umfangreich. Ihr Führer vertröstete sie

dabei auf den morgenden Tag, wo sie die Ebene erreichen und unendliche Massen von Wild antreffen würden, und so verträumten sie die Gluthenhitze des Tages im Schatten einiger breitfaltigen Cocuspalmen und am Ufer einer klaren Quelle, die über ihr kiesiges Bett hin ins Thal hinabrieselte.

Wie es nun heißer und immer heißer wurde, verstummte auch nach und nach der Gesang der Vögel. Die Blätter, von denen längst die kühle Morgenfrische geschwunden, senkten sich leise nieder und wurden welk und matt — kein Laut ward gehört, selbst das Zugvieh lag erschöpft und schläfrig in einem feuchten Grund, den eine Biegung des Baches hier gebildet. Der mitgenommene Thermometer zeigte 29° R.

Unsere Reisegefährten hatten sich bis jetzt noch immer hinter der Caravane gehalten und lagerten auch jetzt etwa hundert Schritte von ihr entfernt, indem sie die Zeit so gut es ging zu benutzen suchten, um wenigstens durch Speise und Trank zu der Fortsetzung ihres Marsches die Glieder zu stärken.

Günther hatte noch nicht lange so gelegen, als er sich plötzlich, kaum mehr als etwa funfzig Schritt von ihm entfernt, die Büsche bewegen sah, und gleich darauf blitzten ihm von dorther ein paar kleine dunkele Augen entgegen. Im ersten Moment erschrak er heftig, denn er glaubte nicht anders, als daß es eine Bande von Wilden sei, die in stiller Mittagsruhe ihr Lager überfallen wollten, und mit schnellem Griff faßte er die Hand des neben ihm auf dem Boden ausgestreckten Rittmeisters, um ihn auf das, was seinen Verdacht erregte, aufmerksam zu machen. Zu gleicher Zeit hatte übrigens ihr Führer gesehen, was das Staunen, vielleicht die Furcht des jungen Mannes erweckt haben mochte, und hob, ohne weiter ein Wort darüber zu verlieren, die Büchse. Die beiden Augen jedoch, wem sie nun auch immer gehört hatten, verschwanden in derselben Secunde; gleich darauf

raschelte es dort in den Zweigen und gewandte, dunkele Gestalten glitten von Ast zu Ast, während ihr rauhes Bellen, das fast wie höhnisches Lachen klang, zu den Männern herüberschallte.

Günther sah den Creolen fragend an, dieser aber streckte sich behaglich wieder aus und sagte lächelnd in ziemlich gutem Englisch:

„Baboons (Paviane) sind's, die hier wahrscheinlich an ihrem gewöhnlichen Platz zu Wasser kommen wollten und jetzt, durch die Gegenwart menschlicher Wesen verscheucht, ihrem Aerger und Grimm in etwas Luft machen."

Er gab den Reisenden über diese Affenart noch etwa folgende Auskunft.

Die Baboons halten sich am liebsten in den steilen und wilden Hügeln auf, nähern sich jedoch gar nicht selten den Plantagen der Europäer und Eingeborenen und dann zwar in keiner andern Absicht, als die Obstgärten zu plündern und so viel sie können, mit fortzuschleppen. Sie sind dabei keck und wild und die Männchen sogar im Stande, einen selbst starken Hund ohne viel Schwierigkeit umzubringen. Beim Angriff bedienen sie sich nicht allein ihrer starken muskulösen Arme, sondern auch der überaus scharfen Zähne und selbst unter einander liefern sie sich oft grimmige und blutige Gefechte.

Von diesen Pavianen erzählt man sich auch, daß sie auf eine so einfache wie lächerliche Art gefangen werden könnten. Die dabei angewandte List gründet sich nämlich auf die Gier und Gefräßigkeit der Thiere, und die Eingeborenen sollen in eine Calabasse (Flaschenkürbis), die sie an dem Boden befestigen, ein Loch hineinschneiden, in das ein ausgewachsener Pavian gerade seine Hand schieben kann. Dieser Kürbis wird mit Mais gefüllt, den jene leidenschaftlich gern fressen und so verlassen. Der Pavian wittert bald das leckere Mahl in der Nähe, kommt herbei, greift mit der

Hand in die Oeffnung und faßt die Faust voll, kann sie aber nun natürlich, so gefüllt, nicht wieder zurückziehen, da die Oeffnung zu klein ist, und müßte, um frei zu werden, den einmal gefaßten Mais loslassen. Das thut er aber nicht — festgezwängt in dem Kürbis liegt er da, und hört vielleicht seinen gefährlichsten Feind — den Menschen — nahen, aber die schon gewonnene Beute loslassen? — nein, das ist ihm nicht möglich und er wird so entweder geschossen oder lebendig gefangen.

Diese Anekdote klingt übrigens unglaublich und ist auch eigentlich nicht recht verbürgt; möglich wäre sie indessen, denn auch andere Thiere, nicht minder wild und scheu in ihrer Freiheit als der Pavian, werden auf ähnliche Art überlistet. So baut der Amerikanische Jäger dem Truthahn eine ganz einfache Falle, ein bloßes Gestell, in das der Vogel, den Hals niedergebogen um den vorgestreuten Mais aufzupicken, hineintritt und sich nun dort, plötzlich in einem engen Raume befindlich, hoch aufrichtet und den Ausgang sucht; der ist aber ziemlich niedrig im untern Theil des Gestells, und das geängstigte Thier flattert nun fortwährend und bleibt oft Tage lang in einer Umzäunung sitzen, in der er nur den Kopf zu beugen brauchte, um frei und ungehindert, wie er hereinkam hinaus zu gehen.

Von einem Koranna erzählt Mr. Methuen in seinen Skizzen ebenfalls eine interessante Anekdote. Dieser besaß einen zahmen Baboon, der aber noch immer die alte angeborene Scheu vor den Schlangen hatte und einst so komische Sätze machte, als er eine todte Schlange in seinem Wege fand, daß sein Herr, in etwas grausamem Scherz, ihm das früher getödtete Reptil trotz alles Sträubens und Schreiens um den Hals band.

Kaum fühlte das arme Thier die kalten Ringe seines ärgsten Feindes auf seinen Schultern, als es still und regungslos und mit dem Ausdruck der tödtlichsten Angst in den aschgrau

gewordenen Zügen, wohl eine Stunde lang da saß, bis ihm die Schlange endlich wieder abgenommen wurde und er nun schüchtern und furchtsam in seines Herrn Wohnung kroch. Dieser rief ihn nach kurzer Zeit wieder auf, daß er ihm, wie er das zu thun pflegte, den Kopf kratzen möge; er weigerte sich aber, sich zu rühren, und der Koranna, ärgerlich darüber und nachdem er ihn mehre Male vergeblich gerufen, stand auf und schlug ihn mit einem Stocke über den Rücken.

So gut nun auch der Pavian alles bisher auf ihn Gehäufte ertragen hatte, so mochte ihm jetzt doch endlich die Geduld reißen, und mit wildem, kreischenden Zornruf warf er sich auf Den, der ihn gemishandelt. Die Nachbarn kamen auf das Hülfeschreien des Mannes herbeigerannt, konnten aber lange Zeit Nichts in der Hütte erkennen als eine wirbelnde Staub- und Aschenwolke, aus welcher der Kampf und Hülferuf hervorschallte. Plötzlich erschien der Affe, im höchsten Grade von Wildheit in der Thür, sprang mit flüchtigen Sätzen durch die Menge und verschwand bald in dem angrenzenden Wald; sein Herr aber lag schwer verwundet im innern Raum und mußte mehre Wochen das Lager hüten.

Die Schmerzen, die er nun während dieser Zeit ausstand, erfüllten ihn mit solcher Wuth gegen den Urheber solcher Leiden, daß er ihm unversöhnliche Rache schwur und auch schon, kaum genesen, mit seiner Flinte auszog, den Flüchtling zu finden und zu erlegen. Das Glück war ihm günstig, er traf seinen entflohenen Affen, den er deutlich von den andern zu unterscheiden vermochte, hinter einem vorragenden Felsen, über den er vorsichtig den Kopf streckte. Kaum hob übrigens der Koranna die Flinte, so tauchte Meister Pavian unter und schob einen seiner Kameraden vor, und als jener endlich, entschlossen seine Rache an dem frühern Diener zu kühlen, vorsprang, so floh dieser schnell

und gewandt in die steilen Felsschluchten jener Gegend, so daß sich der Jäger endlich genöthigt sah, unverrichteter Sache wieder heimzukehren.

Günther erkundigte sich nach Schlangen und frug, ob die Gefahr von ihnen gebissen zu werden, so groß sei, als man sonst gewöhnlich glaube; dies verneinte der Creole jedoch gänzlich und behauptete, er sei nun dreißig Jahre alt, wisse aber erst vier Beispiele, wo Leute von Schlangen gebissen und gestorben wären. „Nur die Boa Constriktor wird hier und da gefunden," fuhr er fort, „und allerdings ist mit ihr einige Gefahr, da sie, wenn hungrig, auch selbst Menschen anfällt und erdrückt, sonst aber kann man sich, mit nur geringer Vorsicht, vor allen giftigen Schlangen hüten, und wenn Leute gebissen wurden, so war es gewöhnlich, weil sie unvorsichtig und sorglos im Walde umherstrichen und auf Das sahen, was flog, anstatt, wie es sich gehört, auf und vor die Füße zu gucken.

Einer der Neger, der wenige Schritte entfernt von ihnen, fast eben so wie die, in der Nähe ruhenden Stiere, mit der unteren Hälfte seines Leibes im Bach, mit der oberen dagegen in der Sonne lag, wobei er sich jedoch vollkommen wohl und behaglich zu befinden schien, richtete sich plötzlich auf und deutete auf einen kleinen Vogel, der, unähnlich seinen Kameraden, von der übergroßen Hitze nicht sehr ergriffen zu sein, sondern durch ein eigenthümliches Locken die Männer aufzufordern schien, ihm zu folgen.

„Wie sonderbar," sagte Günther, „man sollte ordentlich denken, das kleine Thier suche unsere Gesellschaft."

„Das thut er auch wahrscheinlich," erwiederte der Rittmeister; „wenn ich nicht irre, so ist das der Honigvogel, der nur haben will daß wir mit gehen, um uns zu einem Honigbaum zu führen."

Oskar wünschte jetzt, trotz der Hitze, dem schönen Thierchen zu folgen, das, wie er schon oft in Europa gehört hatte, Menschen zu Hülfe zu rufen scheint, da es sonst den schon aufgefundenen Honig nicht erlangen kann; ihr Führer wollte sich aber nicht darauf einlassen, im vollen Mittag eine vielleicht nutzlose Suche zu beginnen. Ueberdies schien er auch nicht recht an die Eigenschaften des Honigvogels zu glauben und meinte, die Leute legten ihm wohl gewöhnlich mehr Schlauheit unter, als er wirklich besäße.

„Der Honigvogel," sagte er, „sucht allerdings die Bäume auf, in denen sich Bienen befinden, und geht dadurch nur seiner Nahrung nach; die Menschen haben das nun nach und nach an ihm bemerkt, und wenn sie sehen, daß er pfeift und unruhig wird — eine Angewohnheit, die er, wie der Specht, beim Suchen seines Futters hat — so folgen sie ihm und reden sich dann ein, er habe nur ganz allein ihretwegen einen solchen Spektakel vollführt."

„So sprechen Sie also dem Vogel jenen Verstand ab, der ihn lehrt, den Stärkeren zu benutzen, seine Beute zu erlangen?"

„Nein, nicht ganz," sagte der Creole, „aber ich kann mir nicht denken, daß ihn die allweise Natur darauf angewiesen haben sollte, einem solchen Zufall seinen Lebensunterhalt noch dazu in einem Lande zu verdanken, das verhältnißmäßig so schlecht bevölkert ist. Der Zufall mag hier mehr Schuld sein als irgend etwas Anderes. Was mich selbst betrifft, so habe ich wenigstens die Erfahrung auf meiner Seite, denn ich bin dem kleinen Schreier schon oft nachgegangen, konnte aber durch seine Hülfe noch nie einen Honigbaum finden."

Der Honigvogel hatte sich indessen nicht weiter um die Gelagerten bekümmert, sondern war mit seinem eigenthümlichen Schrei im Laube verschwunden.

Die Reisenden verzehrten jetzt das frugale mitgenommene Mahl und legten sich dann zu kurzem Schlummer nieder, als aber die Sonne tiefer und tiefer sank und die Schatten länger wurden, trieben die Kongos unter Schreien und Rufen ihre Zugstiere wieder zusammen, bespannten die Wagen, klatschten mit den schweren langen Peitschen und setzten die Caravane auf's Neue in Bewegung, denn sie wollten noch gern vor einbrechender Dunkelheit den Kraal, oder das Dorf der befreundeten Neger erreichen, da besonders diese Gegend in dem bösen Ruf stand, ziemlich stark von Löwen besucht zu sein. Mit Sonnenuntergang erreichten sie wirklich den Fuß der letzten Hügel, wo eine weite, nur durch einzelne Baumgruppen unterbrochene Ebene vor ihnen lag, und dort entdeckten sie auch, inmitten eines dichten Gebüsches hochstämmiger Tropengewächse, die spitzen Hüttendächer des ersehnten Stammes. Eine halbe Stunde später hielten ihre Wagen, und Günther sah sich hier plötzlich von einem Leben und Treiben umgeben, wie es sich die glühendste Phantasie kaum bunter und wunderlicher hätte erdenken können.

4.

Der Jagdzug.

Von allen Seiten strömten die Eingebornen herbei den Zug zu beschauen, der ihnen ja auch verschiedene Waaren, größtentheils Putz, aus der Stadt bringen sollte; schwatzend und lachend hingen sie sich an die Wagen, und plapperten und sprangen, und zeigten die beiden Reihen blendendweißer Zähne, daß man ihnen keine Noth und Sorge ansah nnd sie für die freisten, glücklichsten Menschen hätte halten müssen. Und doch umgab sie von allen Seiten Gefahr, jeden Augenblick konnten sie von einem anderen Stamm, ja von ihrem eigenen König überfallen und in ewige Sklaverei fortgeschleppt, oder vielleicht gar von den cannibalischen Jaggas zum Abendbrod verspeist werden. Das kümmerte aber diese gutmüthigen Kinder der Natur wenig; eine Gefahr die sich ihnen noch nicht zeigte, machte ihnen auch keine Sorge und sie lebten jetzt nur für den Augenblick, der ihnen durch die angekommenen Fremden einzelne Leckereien und Schmuck und Tand brachte.

Es waren meist alles schöne, kräftige, schlanke Gestalten, von Kleidnng aber nicht besonders überladen; ein mehre Ellen langes Stück Cattun war bei fast Allen um die Hüften geschlagen, und vorn hing noch ein Stück Fell, das sie theils als einen Fetisch verehren und theils als Zeichen ihres Heldenmuths oder Jagdglücks betrachten, denn nach dem Thiere, von dem sie es tragen, und das

sie selbst erlegt haben müssen, werden sie meistens geachtet. Wer Tatze oder Haupt eines Löwen auf solche Art führt, darf wohl mit Stolz auf die herniedersehen, die blos das Fell einer Tigerkatze oder gar nur das eines Affen aufweisen können.

Die wohlhabenden Negerinnen schienen dagegen allerdings mehr als dies auf ihre Toilette zu verwenden, denn außer dem buntgeschmückten Schurz trugen sie noch ein großes weites Tuch, das bei manchen sogar schon von der Stirn an bis auf die Knöchel hinunterfiel. Von Glas- und Porcellanperlen waren dabei einige von ihnen fast ganz umwickelt; die dicksten Schnüre deckten Schultern und Hals und oft umgaben schwere eiserne und kupferne Ringe klingend ihre Knöchel und Handgelenke. Die Zahl dieser letzteren bestimmt zugleich den Rang den sie bei ihrem Stamm einnehmen, und es würde augenblicklich bemerkt und gerügt werden, wollte sich Jemand unterstehen mehr als die ihm zukommenden zu tragen.

Am meisten Zeit und Mühe mußten sie übrigens auf die Zustutzung ihrer Wollköpfe verwendet haben; nur die Frauen nämlich, die das lange Tuch tragen dürfen, scheeren sich den Kopf ziemlich glatt ab, die andern und besonders die Männer stolziren dagegen oft unter den wunderlichsten Frisuren einher, die ein Menschenkind nur ersinnen könnte. Sonderbar ist es dabei daß diese Stämme, was doch sonst fast bei allen Wilden der Fall ist, nicht gleicher Sitte fröhnen und in Schmuck und Kleidung wenigstens Aehnlichkeit haben; die Mode giebt hier keine Gesetze, und Jedes schien, was besonders den Haarputz betraf, seiner eigenen Grille, oder besser gesagt, dem eigenen Geschmack gefolgt zu sein. Einzelne trugen die eine Seite des Kopfs geschoren und die andere geflochten, andere einen hohen Kamm, wie eine Mähne in der Mitte; wieder andere einen einzeln stehenden Zopf wie die Chinesen oder mehre indianische Stämme; die Stutzer aber hatten sich sämmtliche Wollfrisur in einzelne kleine Zöpfchen geflochten —

was bei solchem Haar eine Heidenarbeit gewesen sein mußte — und an jedem kleinen Zöpfchen hing wieder, oder war auch mit hineingewebt, eine große Glasperle oder Messingschelle, so daß dieser ganze struppig hinausstehende Haarwuchs, beim Gehen seines Trägers wogte und klapperte und den Menschen ein ganz wunderliches, ordentlich dämonisches Aussehen gab.

Hiemit war aber den Anforderungen an Schönheit noch lange nicht genügt; erstlich tättowiren sie sich fast den ganzen Körper, zuerst mit den Bildern oder dem Zeichen ihres Stammes, und dann mit allen möglichen anderen künstlichen Arabesken und Figuren, wie sie ihre rohe Zeichenkunst im Stande ist auszuführen, und denn bemalen sie sich auch ihr holdes Antlitz mit verschiedenen farbigen, gewöhnlich weißen und rothen Erden. Man denke sich nun solch ein schwarzes Gesicht mit den großen dunklen lebhaften Augen, den aufgeworfenen rothen Lippen und den weißen glänzenden Zähnen, mit drei horizontalen Kalkstrichen über die Stirn, zwei dicken rothen Strichen über die Augenbraunen hin bis zur Nasenspitze, mit zwei eben solchen Flecken auf beiden Wangen und einem weißen Klecks auf dem Kinn. Wie hätte Adonis an seiner Seite erröthen müssen!

Auch ihre Fußsohlen bemalten sie, wodurch sie aussahen, als ob sie Sandalen trügen; der Lieblichkeit ihrer Züge aber den letzten und höchsten möglichsten Grad von Schönheit zu geben, befeilen sie auch sogar noch ihre Zähne.

Was Günther am meisten auffiel, waren einige, wahrscheinlich von einem anderen Dorf herbeigekommenen Cavaliere die, — mit keiner anderen Bekleidung als ihrem Schurz — auf einem Paar Ochsen saßen und damit ganz gemüthlich zwischen den Fremden umhergaloppirten. Da hörte plötzlich und wie mit einem Schlage all dies Treiben und Jauchzen auf, ja machte sogar einer tiefen Stille Platz, was unsere Freunde um so mehr wunderte,

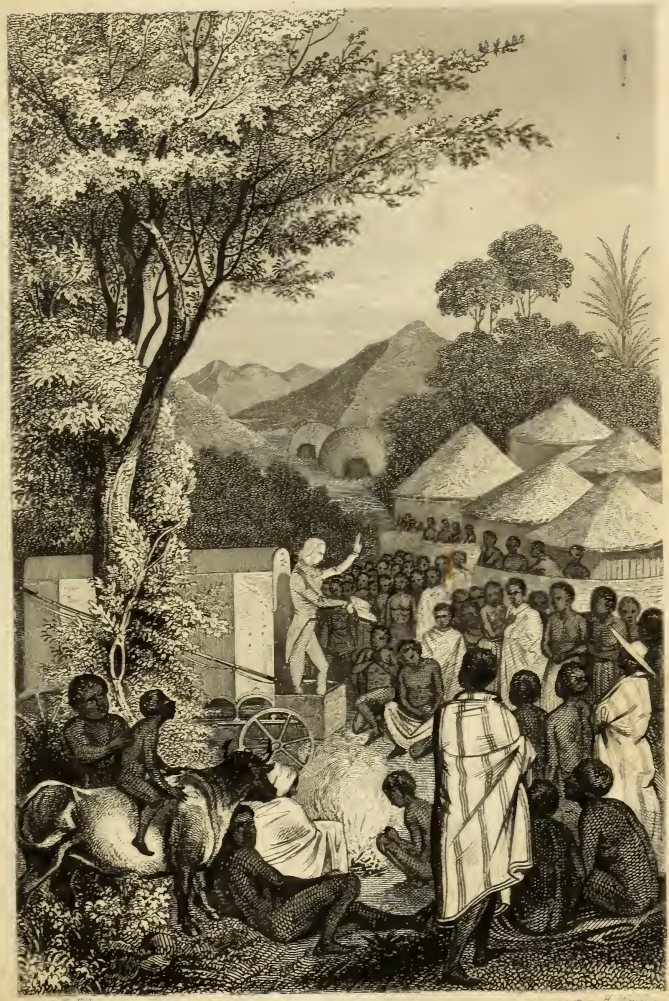
da sich die Neger doch sonst nicht so leicht in ihrem Uebermuth bändigen lassen. Auch bemerkten sie, wie sich fast der ganze Stamm um einen der Caravanenwagen schaarte, und folgten nun den beiden berittenen Afrikanern, die ihren gehörnten Thieren die nackten Hacken gegen die Flanken schlugen und schnell der sich sammelnden Volksmenge zusprengten.

Die Ursache des Schweigens ward ihnen hier bald klar; vorn auf einem neu hinzugekommenen Wagen, von dem die Thiere abgespannt waren, stand ein langer hagerer Mann, des heißen Klimas wegen im kurzen dunklen Leinwandjäckchen und eben solchen Beinkleidern — sein Hut lag neben dem Wagen auf der Erde und in der einen Hand hielt er ein großes starkes Buch — eine Bibel wie sie bald erkannten — aus dem er ihnen die Sprüche zu erklären und sie selbst im Christenthum zu unterrichten schien. Um ihn her aber, theils in malerischen Gruppen gelagert, theils stehend in ihre Mäntel gehüllt, hier neben ein Feuer hingekauert an dem einzelne Stücken Antilopenfleisch schmorten, dort an die Pallisaden der nächsten Fenzen gelehnt, hatte sich der ganze wunderlich geputzte und bemalte Stamm versammelt und lauschte ernst und aufmerksam den Worten des weißen Mannes, der ihnen zwar in der Sprache ihres eigenen Stammes, aber doch so ganz fremde und wunderliche Sachen erzählte, ja der sogar hierher kam um nicht allein alles das umzustoßen, was sie sonst für heilig und göttlich gehalten, und was sie verehrt hatten, um ihnen ihre Götter zu nehmen zu denen sie bis jetzt gebetet, und die sie geliebt und gefürchtet, nein sogar auch noch eine andere Religion bei ihnen einzuführen — ein Wesen ihnen als das höchste und erhabenste hinzustellen, von dem sie bis jetzt — Jahrhunderte lang — Nichts gehört und erfahren, obgleich ihnen die weißen Männer nun, zu ihrem nicht geringen Erstaunen versichern, daß es allgegenwärtig sei.

So wie der Neger aber neuen Putz und Flitterschmuck liebt, so reizt ihn auch das Neue einer religiösen Ceremonie; hierbei mag noch das vielleicht dazu kommen, daß die alten Götzen bis dahin hatten Alles mit ihnen geschehen lassen, was böse Menschen über sie verhängen wollten, und obgleich sie jede vorgeschriebene Ceremonie befolgt, jedes nur erdenkliche Opfer gebracht, so war ihnen doch keine Hülfe weder von Fetisch noch Gottheit geworden. Der neue Gott sollte nun, wie ihnen die Missionaire sagten, so viel mächtiger, ja sogar allmächtig sein, und was Wunder also, daß sie es, und wenn auch nur einmal auf kurze Zeit, mit ihm versuchten; denn daß die Negerstämme nicht deshalb immer Christen bleiben, wenn sie sich auch einmal zur christlichen Religion bekehrt haben, ist eine ziemlich allbekannte Sache, von der besonders die Kaffern in neuerer Zeit wieder verschiedene Beweise gegeben haben.

Unsere kleine Caravane ging jedoch zu bedeutenden Anstrengungen entgegen, um nicht noch einzelne Vorbereitungen dazu treffen zu müssen; die Männer zogen sich also zurück, dem Missionair allein die Gesellschaft der Eingebornen überlassend, und noch lange hörten sie seine scharfe, gellende Stimme, wie er von seiner Höhe herab dem wilden Volk einen neuen Glauben lehrte.

Der nächste Morgen fand alle frisch und munter und zur Abfahrt gerüstet, nur verzögerte sich ihr Ausmarsch noch ein wenig, da zu des Rittmeisters großem Misvergnügen Einer der Eingebornen sich doch am vorigen Abend so viel Zeit von seiner Religionsstunde mußte abgemüßigt haben, seinen ledernen Zügel zu stehlen, den er an einem kleinen Strauch aufgehangen, und vergessen hatte ihn später mit zum Lagerfeuer zu nehmen. Glücklicher Weise waren die Händler ebenfalls noch an Ort und Stelle und der Führer derselben hörte kaum von dem gestohlenen Gut, als er auch voller Zorn seine Büchse ergriff und furchtlos das Dorf



Een Missionaair.

der Eingebornen betrat. Er blieb keine zehn Minuten aus und kehrte nach dieser Zeit wirklich mit dem, dem Diebe wieder abgetrotzten Eigenthum zurück, das er lachend dem sehr erfreuten Rittmeister überbrachte.

„Wir dürfen den schwarzen Burschen, selbst nicht das kleinste derartige Vergehen hingehen lassen, —" sagte er dabei, „sonst plünderten sie uns in kurzer Zeit Wagen und Waarenhaus, und nur die schärfsten Drohungen gleich von Anfang an bei jeder unbedeutenden Sache angewandt, haben uns bis jetzt so sicher vor Raub und Diebstahl gehalten."

Ihrem Aufbruch stand nun weiter nichts im Wege; der Zug setzte sich langsam in Bewegung, und nach kurzem Abschied von der Handelscaravane, die hier eine von der ihrigen verschiedene Richtung einschlug, zogen sie hinaus in die Ebene, und ließen die letzten kahlen Hügel hinter sich. Weit vor ihnen aus erstreckte sich jetzt die ungeheuere Fläche und nur zur Linken unterbrach ein schmaler Waldstreifen die sonst zu monotone Wildniß. Diesen beschlossen sie zu erreichen, ehe die heißer brennende Sonne ihren Marsch zu beschwerlich machte, und die Treiber ermunterten mit laut gellendem Zuruf und der noch viel eindringlicheren Sprache der gewaltigen Peitsche, die Zugochsen. In wenigen Stunden erreichten sie den Wald, der kaum eine halbe englische Meile breit sein mochte, und lagerten an einer kleinen Quelle die mitten hindurch strömte.

Dicht an der Waldgrenze hatten sie ein paar Antilopen gesehen und der Rittmeister unterhielt sich während der Rastzeit mit ihrem Führer über die verschiedenen Arten der Antilopen, von denen er dabei etwa Folgendes erfuhr.

Die Antilope ist in Afrika ungemein zahlreich, besteht aber aus sehr viel verschiedenen Arten, von denen einige in ungeheueren Rudeln die Weideplätze ändern, andere dagegen nicht so zahlreich

wie jene, ihre einmal eingenommenen Plätze behaupten und dort Jahr aus Jahr ein zu finden sind.

Zu den ersten gehört besonders der Springbock (Gazella euchore) unstreitig die zierlichste und graziöseste Antilopenart. Ihre Farbe ist lichtbraun, fast weiß, mit einem starkmarkirten Streifen an beiden Seiten, der von vorn nach hinten läuft; ihr Kopf ist weiß und nur zwei kastanienbraune Streifen gehen von der Nase zum Gehörn hinauf, die bei dem männlichen ausgewachsenen Bock eine lyraförmige Biegung annehmen. Ebenso ist auch das Gehörn gestaltet und fast bis zur Spitze geringelt. Das Auge des Springbocks ist, wie das aller anderen Antilopenarten, dunkel und feurig. Den Namen Springbock hat er von der Eigenthümlichkeit seiner Bewegungen erhalten, mit der er sich theils im Spiel, theils auf der Flucht über ihm im Wege stehende Hindernisse förmlich hinwegschnellt, und dabei das Haar seines Rückens borstenartig emporsträubt. In solchen ungeheueren Zügen wandern sie aber bald von Nord nach Süd, bald von Süd nach Nord, daß sie nicht allein die weite Ebene mit ihrer lebendigen Schaar förmlich bedecken, sondern auch jeden Grashalm verzehren, jeden Busch abnagen, der sich auf ihrem Wege findet; hinter ihnen bleibt dann nur eine öde, auch des geringsten Nahrungstoffes beraubte Wüste zurück. Berühren sie, was nicht selten geschieht, auf diesen Zügen Ansiedelungen der Europäer, oder Dörfer der Eingebornen, so sind diese stets gezwungen den bisher innegehabten Platz mit ihrem Vieh zu verlassen. Die Ansiedler tödten allerdings eine große Anzahl dieses Wildes und benutzen theils das Fleisch theils die Häute; geringe Entschädigung kann ihnen aber doch nur für all die Unbequemlichkeit und den Verlust werden, den sie durch die Völkerwanderung desselben erleiden.

Die am häufigsten gefundene Antilopenart ist die der soge-

nannten Sassabien (Acronotus lunata) mit halb mondartigem und geringeltem Gehörn; sie wird ziemlich stark und hoch und hat eine bräunlich graue Farbe.

Die Hartebrests (Acronotus caama), sind eine der vorigen ähnliche Art, von fast kastanienbrauner Farbe.

Die stattlichste Gattung dieses schönen Geschlechts ist aber der sogenannte Gemsbock (Oryx capensis). Er lebt in den wildesten unbesuchtesten Landstrecken, und da er auch mit verhältnißmäßig wenig Wasser existiren kann, so hält er sich gewöhnlich sehr außer dem Bereich der Jäger und wird selten erlegt. Ein gutes Pferd ist nun zwar im Stande ihn einzuholen, wird er aber gestellt, sieht er sich jeden Weg zur Flucht abgeschnitten, dann neigt er das drei Fuß lange, spitze und gerade Gehörn trotzig gegen den Angreifenden nieder und wehe diesem, wenn er der furchtbaren Waffe zu nahe kommt, oder ihr nicht auszuweichen weiß. Man hat schon der Aussage der Eingeborenen nach, diesen Gemsbock gefunden, die Hörner durch den Leib des Löwen gestoßen, und beide zusammen todt. Der auf ihn zuspringende König der Thiere hatte sich solcher Art wahrscheinlich selbst aufgespießt, und erst im Todeskampf den Feind noch vernichtet. Ein starker Gemsbock mißt bis zu den Schulterknochen gewöhnlich vier bis vier und einen halben, manchmal sogar fünf Fuß; seine Farbe ist zimmtfarbengrau und der Vorderkopf weiß mit einem schwarzen Stern.

Die Elen-Antilope (Boselaphus oreas, mit Huf), ist die größte ihres Geschlechts, da man die Giraffe doch nicht gut zu ihnen rechnen kann. Sie wird von fünf bis sechs Fuß hoch (bis zu den Schulterblättern gerechnet) hat gerade aufrechtstehende etwa zwei einen halben Fuß lange Hörner, und ist von lichtbrauner Farbe. Als eine Eigenthümlichkeit möchte die außergewöhnlich große Wamme und der dazu unverhältnißmäßig kleine, ja sogar

zierliche Kopf gelten. Sonst sind sie schwerfällig, mit starken Läufen und schwerem Körper, und Hufen wie ein Stier. Sie werden zu Pferde gejagt und leicht von dem Verfolger eingeholt.

Andere Arten sind noch die Pallah (Antilopa Melampus) und die dunkle Antilope, (Aigocerus niger); dann der „Wasserbock" (Aigocerus ellipsiprymnus) von dunkelgrauer Farbe — die weibliche Antilope ohne Gehörn, mit einem weißen Ring um den Wedel — und hat seinen Namen von dem häufigen Baden wie auch wohl davon erhalten, daß er, wenn er verfolgt, augenblicklich das Wasser annimmt, und sicherlich stets dem nächsten Flusse zuflieht, den er dann durchschwimmt.

In einer gewissen Jahreszeit, wahrscheinlich zur Brunft, hat das Fleisch desselben einen so unangenehmen Geruch und Geschmack, daß es dann — ein wirklich seltener Fall — selbst von den Eingebornen verschmäht wird.

Der Bastardgemsbock (Aigocerus equina), ist eine andere schöne Antilopenart, die mit dem wirklichen Gemsbock große Aehnlichkeit, jedoch gebogenes und nicht so langes Gehörn hat, als jener.

Noch zuletzt verdient aber neben dem Gemsbock die schönste und stattlichste Antilope hier Erwähnung, der sogenannte Koodoobull. Er sieht stolz und imponirend aus, hat einen zierlichen Kopf, einen starken Nacken und spiralförmig gewundene bis vier Fuß lange Hörner. Auf dem Nacken läuft eine ziemlich starke Mähne hinunter und ein Bart reicht vom Kinn bis auf die Brust hinab. Die Farbe ist jedoch nur mattbraun, mit einigen weißen Strichen quer über den Rücken, und in dieser Hinsicht steht er dem Gemsbock an Schönheit weit nach.

Außer diesen giebt es noch viele verschiedene Arten — Afrika zählt im Ganzen etwa achtzehn bekannte — unter ihnen, als

Gegensatz zu der riesigen Elensantilope, den Zwerghirsch oder die Königsantilope, die selten über sieben Zoll hoch wird.

Noch stand die Sonne hoch und warm am Firmament, als sich in der Ferne einige ziemlich stark aussehende Thiere zeigten, die der Creole augenblicklich als Gnu's erkannte. Die Nähe eines solchen jagdbaren Wildes ließ denn auch unsere eifrigen Jäger nicht lange rasten; schnell waren die Pferde gesattelt und bestiegen und fort gings, im scharfen Trab einem kleinen, etwas weiter rechts liegenden Gebüsch zu, um womöglich von da aus etwas näher an die sonst ziemlich scheuen und flüchtigen Geschöpfe hinan zu kommen.

Das Gnu (Catoblepas) lebt in den weiten Steppen Afrikas ebenfalls in großen Heerden beisammen, und ist eines jener wunderlichen Geschöpfe die den Uebergang von einer Thiergattung zur anderen zu bilden scheinen. Das Gnu verbindet die drei Gattungen — den gewöhnlichen Stier, das Pferd und die Antilope oder überhaupt das Rothwild miteinander, besonders aber tritt es als Mittelding zwischen Stier und Pferd auf. Dabei hat es ganz die eigenthümliche Bewegung des Rindvieh's sowohl, als des Wildes; es bleibt nämlich wenn verfolgt oder überrascht, oft stehen, wirft den Kopf wie ungeduldig, zurück, stampft mit den Vorderläufen, schlägt seine Seiten mit dem Schwanz, schnaubt und springt in flüchtigen Sätzen weiter. Kommt der Jäger näher, so beschreibt es gewöhnlich einen Halbkreis um ihn, ehe es, (und zwar gegen den Wind wie fast alle wilden Thiere in Afrika) fortstürmt. So schnellfüßig ist aber das Gnu, daß der verfolgende Reiter ein gewaltig schnelles Pferd haben müßte, wenn er es einmal verscheucht, wieder in Schußnähe bekommen wollte. Dabei sind sie, wenn einmal verwundet und zur Wuth gereizt, entsetzlich gefährlich, denn sie greifen nicht nur in diesem Falle den Feind in wilder Todesverachtung und Wuth, mit ihren

ſtarken und ſpitzigen Hörnern an, ſondern ſchlagen ihn auch, wenn einmal niedergeworfen, mit den ſcharfen und ſchweren Hufen ſo nachdrücklich, daß der Unglückliche, dem ſolches Loos zu Theil ward, faſt eben ſo rettungslos verloren iſt, als ob er unter den Klauen eines Löwen läge. Nicht zur äußerſten Wuth gereizt iſt es jedoch, wie ſchon geſagt, ſcheu und furchtſam und nur ſein wildes trotziges Ausſehen, die borſtenartige Mähne, der Ziegenbart und die beiden emporſtarrenden Haarbüſchel an beiden Seiten der Naſe, verkünden in etwas die tückiſche Wildheit, deren das Thier fähig iſt.

Die Reiter waren in etwa vierhundert Schritt von den Weidenden gekommen und bis jetzt noch immer durch die niederen Büſche gedeckt worden, nun aber mußte doch wohl eine verrätheriſcher Luftzug den ruhig äſenden Thieren die fremde Witterung hinübergetragen haben, denn plötzlich warfen ſie die ſchönen Köpfe empor, ſchreckten ungeduldig und ſtampften und ſcharrten den Boden mit den ſchlanken Läufen, ſprangen ein paar Schritt und kamen dann in leichten Sätzen, aber vorſichtig die Naſen emporgehalten, dem Dickicht das ihre Feinde barg, eine kurze Strecke näher. Das war der günſtigſte Augenblick ſie zu erlegen, und der Creole warf, zum Zeichen des Angriffs, die Hand empor, ſtieß ſeinem Thier die Hacken in die Flanken und brach ſchnellen Laufes durch die Gebüſche. Günther und der Rittmeiſter folgten ihm ohne weiteres Zögern, und ſahen bald, wie die dadurch überraſchten Thiere zuerſt unſchlüſſig hielten, als ob ſie nicht recht wüßten nach welcher Richtung hin ſie entfliehen ſollten, ſich dann aber rechts abwandten und einen Bogen beſchrieben, als ob ſie in daſſelbe Dickicht hinein wollten, aus dem die Reiter gekommen. Hierdurch irre geleitet, ſuchten die beiden Deutſchen den Holzrand früher zu erreichen wie jene, der Creole aber, wohl wiſſend daß ſich die Gnu's nicht in dem ſchmalen, ihnen kaum den geringſten Schutz gewährenden

Holzstreifen aufhalten würden, sondern jetzt einzig und allein gegen den Wind an zu fliehen wünschten, um jede vielleicht auf ihrem Wege lauernde Gefahr zu wittern und zu vermeiden, riß schnell sein Pferd wieder herum, verschwand gleich darauf in den kaum verlassenen Büschen, sprengte durch diese hindurch und flog nun in gestrecktem Galopp am äußern Rande derselben hinauf, wo sich auch seine List gar bald als geglückt bewährte, denn die verfolgten Thiere, jetzt nur danach strebend das freie Terrain wieder zu erreichen, brachen die ihnen entgegenstarrenden Büsche wild nieder und betraten eben mit donnernden Hufen die Ebene, als sie hier aufs Neue die dunkle Gestalt des unerwarteten Feindes und zwar in ganz gefährlicher Nähe entdeckten.

Sie stutzten — und das war der Augenblick auf den der schlaue Jäger gewartet; mit Blitzesschnelle warf er sich von dem Rücken seines Thieres herunter, das indessen geduldig stehen blieb, und in der nächsten Minute krachte auch schon der volldröhnende Schlag seiner Muskete über die stille Ebene.

Der Führer der kleinen Heerde — ein mächtiges Thier mit dunkelblitzenden Augen — machte eine kurze Schwenkung nach rechts, hielt einen Augenblick — und kam dann in kurzem Galopp gerade auf den jetzt schnell wieder Ladenden zu. Dadurch irre geführt, folgten ihm alle übrigen, bis sie sich plötzlich, und zu ihrem Entsetzen, dicht vor der ihnen fürchterlichen Gestalt des Menschen fanden und nun schnaubend und in wilder, ungeregelter Flucht aus einander stoben. Das schwer verwundete Gnu fühlte indeß wie seine Kräfte schwanden — es taumelte noch matt ein paar Schritte zur Seite, und brach dann verendend und mit lautem Röcheln zusammen.

Jetzt erschienen die beiden andern Reiter auf dem Kampfplatz, und Günther war allerdings kaum damit zufrieden, nicht zum Schuß gekommen zu sein, der Creole vertröstete ihn aber lächelnd

auf ein ander Mal, da es hier Wild im Ueberfluß gebe, und sie streiften nun die schöne Haut ab, diese wenigstens als Siegstrophäe mit zu dem Wagen und auf das Schiff zu nehmen. Glücklicher Weise war der erstere nicht sehr weit entfernt, und kam, als sie dort den Schuß gehört der überdies in der beabsichtigten Richtung lag, langsam herbei.

Die bei diesem Zurückgebliebenen wußten sich übrigens vor lauter Jagdeifer gar nicht zu lassen, denn eines der Gnus war, in blinder Eile, dicht an ihnen vorbei gestürmt, und selbst Jonas hatte darauf geschossen — freilich mit keinem weiteren Erfolg als einer dicken Backe und mehreren lockern Zähnen, da die ihm anvertraute Flinte ganz unverzeihlich stieß.

Langsam bewegte sich die kleine Caravane gen Osten, und zwar ritten der Creole und Günther eine kurze Strecke voraus, während der Rittmeister sein Pferd hinten angehangen hatte und indessen ruhig neben Herrn Wegmeier, Vater, herschritt, mit dem er sich über Braunschweig und den dortigen Handel unterhielt. Günther suchte indessen so viel als irgend möglich von seinem dunkelhäutigen Begleiter über die Afrikanische Jagd zu erfahren, mit der dieser genau bekannt und auch gern bereit war, so viel darüber mitzutheilen, als er selbst wußte. Da unterbrach er sich plötzlich selbst und rief, seines jungen Begleiters Arm ergreifend:

„Ha — sehen Sie dort — da rechts an dem einzelnen Baum?"

Günther sah aufmerksam hin und überblickte erst den nicht sehr entfernten Ort, wo sich die durch seinen Gefährten bezeichneten einzeln stehenden Bäume befanden, und dann auch den ganzen übrigen Horizont in jener Richtung, konnte aber Nichts entdecken.

„Was ist es denn? irgend ein kleines Thier?" rief er endlich.

„Ein kleines Thier?" wiederholte der Creole lächelnd, „ein schönes kleines Thier — nein, eine Giraffe."

„Eine Giraffe? und an jenen Bäumen? das ist ja gar nicht möglich; die müßte ich doch auch sehn."

An jenen Bäumen? es ist ja nur ein Baum und das Andere ist das Thier;" rief der Creole schnell. — „Kommen Sie ehe es uns wittert, wir können es vielleicht überholen."

Ehe Günther ein Wort darauf erwiedern konnte, sah er selbst, und zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Jäger Recht habe; das, was er im ersten Augenblick für einen Nachbarstamm des Baumes gehalten hatte, sonderte sich jetzt plötzlich ab, und — wunderbarer Anblick — ein wirklich baumlanger Nacken neigte sich zur Seite — schien wenige Momente irgend einem Geräusch zu lauschen und begann dann auf's Neue seine Arbeit, die Blätter eines Mokanabaumes nämlich — die Lieblingsnahrung der Giraffe — zu benagen, was sie that, indem sie den langen Nacken zu seiner vollen Länge ausstreckte und die dehnbare Oberlippe um die jungen Auswüchse schlang, die obersten, also auch zartesten Zweige abzubrechen.

Kaum hörte sie aber das Herandonnern der Hufe, als sie auf's Neue erschrocken in ihrer Beschäftigung einhielt und jetzt, fast dicht neben sich, die feindlichen Wesen erblickte. In wilder Eile suchte sie nun zu entfliehen, und Günther mußte wirklich, trotz seines Jagdeifers, über die wunderlichen Sätze lachen, die sie in aller Angst und Noth machte. Mit ihren langen, ungeschickten Beinen stieg sie zuerst förmlich über alle ihr im Wege stehenden niedern Büsche fort und schwankte dann mit dem langen, hagern Halse wie ein locker gewordener Schiffsmast in einem Sturm, während sie die Hinterläufe wohl einen Fuß, außenseits von den vorderen, bei jedem Satz vor diese brachte. Es sah in der That so aus, als ob weder Beine noch Hals zu dem eigentlichen Körper gehörten, sondern nur locker daran säßen und jetzt, durch dessen

Schnellkraft willenlos und ohne eigentlich bestimmte Wirkung dabei, mit fortgerissen würden.

Die Pferde waren bald an ihrer Seite und der Creole, der seinen jungen Begleiter gern zum Schuß bringen wollte, schnitt dem verfolgten Thiere den Weg ab, indem er Günther zurief, abzusteigen und zu schießen. Das ließ sich dieser denn auch nicht zweimal sagen, schnell riß er sein Pferd zurück, sprang aus dem Sattel und schoß, da sich die Giraffe in demselben Augenblick seitwärts abdrehen wollte, das gewaltige Thier gerade hinter dem linken Schulterblatt ins Herz.

Es lief etwa hundert Schritt weit, taumelte aber fast mehr noch als vorher und brach dann plötzlich, nachdem es stehen geblieben und sich einmal schnell im Kreise herumgedreht hatte, lautlos zusammen*), indem es den langen Nacken auf der Erde ausstreckte und mit den schönen brechenden Augen wie vorwurfsvoll zu dem jungen Mörder aufschaute.

Günther war noch nicht abgehärteter Jäger genug, dem Blick ruhig begegnen zu können; er wandte sich schmerzlich ab, der Creole aber stieß einen wilden Jubelruf aus, war in wenigen Sätzen bei dem erlegten Thier, warf sich aus dem Sattel und stieß dem Verendenden den scharfen Stahl in die Kehle, daß der rothe Blutstrahl der zurückweichenden Waffe folgte.

Indessen kam auch der Rittmeister heran, der nicht wenig erstaunt gewesen war, daß ihn seine beiden Gefährten so ohne alle Umstände zurückgelassen hatten, da er selbst im Anfang gar Nichts entdecken konnte, was ihren Jagdeifer so urplötzlich gereizt haben mußte. Dennoch folgte er rasch und traf gerade noch zur rechten Zeit ein, die Giraffe mit messen zu helfen. Es war das

*) Die Giraffe soll nie, weder in Freude noch Schmerz, den geringsten Laut ausstoßen.

männliche Thier und von dem Huf der Vorderläufe bis zu der Spitze des kurzen Gehörnes zwei Zoll über achtzehn Fuß hoch, also eins der größten Geschöpfe dieser Art. Denn wenn die Giraffe auch eine Höhe von zwanzig Fuß erreichen soll, so geschieht das doch gewiß nur höchst selten.

Jetzt hatten die Jäger Fleisch im Ueberfluß und ebenfalls hinlängliche Beschäftigung bis Abend, denn Günther wünschte die Haut des schönen Thiers selbst abzustreifen, um sie später ausstopfen zu lassen. Oskar aber war, als die Wagen herangekommen, gar nicht damit zufrieden, der Jagd nur immer so von fern zuzusehen, und wünschte sehnlichst einmal Theil nehmen zu können; ein Pferd zu besteigen war er aber noch zu jung und schwach, denn oft erfordert es die ganze Gewandtheit des Reiters sein Thier zu lenken, wenn er irgend einem angeschossenen und zur Wuth gereizten Wild entgehen muß; der Creole lud ihn also ein eine kleine Fußpartie mit ihm zu machen, um vielleicht in dem benachbarten Waldstreifen eine Antilope überlisten zu können. Damit war dieser herzlich gern zufrieden, und auch der Rittmeister, mit Jonas und dem jungen Tischler, schlossen sich dem Zuge an, während es Florian Wegmeier für gerathener hielt, im Schutz des Wagens zu bleiben, da ihm das, in vergangener Nacht gehörte Brüllen wilder Thiere die gesellschaftliche Nähe seiner handfesten Gefährten, dem „Umherirren in der Einöde", wie er es nannte, weit vorziehen ließ.

Die Jäger hatten, wenn man bedenkt, daß sie sich nur kurze Strecken von den Wagen entfernen konnten und nicht nach Dunkelwerden ausbleiben durften, viel Glück, denn sie erlegten, am entgegengesetzten Rand des Busches, eine Quagga, die wahrscheinlich durch irgend ein Raubthier aus der Ebene verscheucht worden war; auch fanden sie die ziemlich frischen Spuren eines Löwen. Das diente denn aber freilich nicht dazu, sie eifriger zu machen in die Wildniß einzudringen, da sich noch überdies die

Sonne ihrem Untergang neigte; nur Jonas, der die Gefahr, von dem Könige der Wüste angegriffen zu werden, gar nicht kannte, bezeigte sich am keckſten und meinte, mit einem solchen Spektakelmacher auch noch fertig werden zu können. Seine Ansichten über die Eigenschaften des also verachteten Thieres änderten sich jedoch später bedeutend.

Auf dem bald nachher angetretenen Rückweg störten sie ein Paar Zebras auf, die in einem struppigen ginsterartigen Heidekraut gelegen hatten, schossen übrigens nicht auf die schönen Thiere, die mit hochgehobenen Schweifen über die Ebene dahinstoben; hier aber sollte Oskars Jagdlust ein für ihn wirklich trauriges Ende nehmen. Er bemerkte nämlich, als er unter einem Baume hinschritt, wie sich etwas oben in den Zweigen regte und bewegte, und ohne eigentlich zu wissen was es sei, und augenblicklich an eine Tigerkatze denkend, von der er schon oft gehört daß sie manchmal sogar Menschen anfalle, hob er schnell die Flinte, der Schuß krachte und ein armer unschuldiger Affe rasselte aus den Zweigen nieder, war aber noch nicht ganz todt und machte jetzt so wehmüthige, herzbrechende Bewegungen, winselte so kläglich und fletschte bald die Zähne gegen seinen Mörder, bald drückte er die kleinen handähnlichen Pfoten auf die Wunde, daß er vollkommen aussah und sich geberdete wie ein kleines Kind. Oskar stand dabei und die Thränen liefen ihm in einem fort über die Wangen hinunter — er hätte so gern den Leiden des kleinen Thieres ein Ende gemacht, aber er wagte es nicht, ihm kam es in diesem Augenblick wirklich vor, als ob er ein menschliches Wesen getödtet habe.

Der Creole, der wohl an dem schmerzdurchzuckten Gesicht des Knaben sehen mochte, was in seiner Seele vorging, schlug sich ins Mittel und zerschmetterte dem winselnden Geschöpf mit der Kugel das Hirn, daß es sich im nächsten Moment starr ausstreckte und gleich darauf verendete. Oskar wandte sich aber schaudernd ab,

reichte seine Flinte an Jonas Wegmeier, und war von dem Augenblick an nicht mehr zu bewegen, eine Schießwaffe in die Hand zu nehmen. Lange Jahre dauerte es, ehe er die Todeszuckungen der kleinen Gestalt aus dem Gedächtniß, das sie nur zu treu bewahrte, verwischen konnte.

Mit Dunkelwerden erreichten sie die Wagen wieder, fanden aber noch vorher, und zwar gerade als sie die letzten Büsche verlassen wollten, eine kleine wunderliche Eidechse, die der Rittmeister augenblicklich als ein Chamäleon erkannte. Es war ein kleines sonderbares Thier und Günther erblickte es zuerst, als es an der Wurzel eines niedern Baumes saß, wo es ihm durch seine schimmerndgrüne Farbe auffiel. Er wollte es haschen, als er aber darauf zufuhr, glitt es auf die andere Seite des Stammes und war dort plötzlich verschwunden, Günther sah wenigstens Nichts, als ein häßliches, dunkelbraunes Thier, das an der gleichfarbigen Rinde hinauflief. Der Creole hatte das Ganze beobachtet, und sprang noch eben schnell genug hinzu, den kleinen Flüchtling zu fangen, dessen List ihn beinah vor Gefangenschaft und Tod gerettet hatte; er kannte jedoch die Gebräuche des Thieres und bedeutete nun den jungen Mann, daß es ein Chamäleon, und zwar dasselbe sei, was er vor wenigen Secunden im hellgrünen Kleid, und anscheinend ein ganz anderes Geschöpf, gesehen hatte. Günther nahm es mit zum Lager, um es dort in seine Sammlung zu thun.

Das gewöhnliche Chamäleon (Chamaeleo africanus) wird ziemlich in ganz Afrika, besonders aber im nördlichen Theil desselben, ja sogar bis Spanien hinauf, gefunden, und ist ein kleines munteres Thierchen, das gar lebendig im Schilf und Wald, wie auch in der Nähe der Wohnungen umherspringt und, gänzlich unschädlich, nur von Insekten lebt, die es sich mit seiner langen Zunge außerordentlich geschickt zu fangen weiß. Der Hinterkopf dieses

Chamäleons ist fünfseitig pyramidenförmig, der vordere Theil dreieckig zusammengedrückt. Das ganze Thier wird von 12 — 14 Zoll lang, wovon der Schwanz etwa die Hälfte einnimmt. Seine Farbe ist aber gerade das, was sprichwörtlich bei uns geworden, wenn man einen recht veränderlichen Menschen bezeichnen will — sie wechselt nämlich, theils mit der Leidenschaft des Thieres, theils paßt sie sich den Stellen an auf denen es sich befindet, was von der allweisen Natur wahrscheinlich deshalb so eingerichtet wurde, daß ihm diese Eigenthümlichkeit den Fang seiner Nahrung erleichtern möge; die Veränderung der Farbe ist also willkürlich und geschieht mit außerordentlicher Schnelle. Manche suchen die Ursache dieses Farbenwechsels in dem Aufblasen der großen Lungen des Thieres, wodurch die Säfte in ihrem Lauf verändert würden. Ein französischer Naturforscher behauptet, es seien in der Haut des Chamäleons zwei farbige Substanzen vorhanden; die eine sei mehr oberflächlich gelagert und von weißgelber oder grauer Färbung; die andere, tiefer gelegene habe, je nach den Individuen, eine dunkelbouteillengrüne oder sehr dunkel violette Färbung. Diese letztere sei in kleinen ästigen Höhlen eingeschlossen, deren Zweige, durch die Lage des oberflächlichen Farbestoffes sich aufwärts erstreckten, und dadurch, daß es in diesen Zweigen in die Höhe steige, sehr leicht seine Stelle verändern und unter der Oberhaut sichtbar werden, oder sich auch, im Gegentheil, unter dem oberen Farbenstoff verbergen möge. Ihr Biß ist völlig unschädlich und statt der Zähne haben sie auch nur eigentlich eine etwas rauhe gezahnte Kinnlade.

An einem trefflichen, aus Mimosenholz entzündeten Feuer gelagert, vergaßen die Jäger bald alle in der Hitze des Tages ertragenen Beschwerden. Nur Oskar war ungemein nachdenkend geworden, verschmähte jedes Fleisch — selbst ein saftiges Stück der Quagga, bei deren Erlegung er selbst mit geholfen und begnügte

sich mit trockenem Brod und einigen mitgenommenen Früchten. Das Erlegen des kleinen Affen hatte ihm nicht allein die ganze Jagd verleidet, sondern auch jede Fleischspeise zuwider gemacht.

Desto fleißiger langten dafür, zuerst der Creole und dann auch die eingebornen Ochsentreiber zu, die, mit einem wahrhaft unstillbaren Appetit begabt, gar nicht mehr satt zu werden schienen, sondern immer und immer wieder neue Stücken Fleisch ans Feuer steckten, das halb geschmorte dann eben so gierig fast wie im Anfang, zu verzehren. Endlich war aber auch selbst der Appetit dieser Unersättlichen befriedigt — oder die Kinnladen thaten ihnen wenigstens weh — denn sie hörten mit Essen auf, warfen noch einen sehnsüchtigen Blick auf die übriggebliebenen Fleischmassen, und streckten sich dann gähnend und verdauend auf ihre dicht neben dem Wagen ausgebreiteten Decken hin.

Der Creole war dagegen gesprächiger geworden und erzählte ihnen viel von seinen Jagden, die er theils hier in Benguela, theils südlicher, in der Capcolonie und in den darangrenzenden Kafferstaaten, mitgemacht. Besonders hatte er viele Giraffen erlegt.

Die Giraffe (Camelopardalis giraffa) hält sich am Liebsten in den mimosenreichen Gegenden, an den Rändern der Steppen und in und an den oasenartigen fruchtbaren Territorien auf. Das Thier selbst ist harmlos, und wenn Männchen wie Weibchen auch zwei kurze kegelförmige, selten über zehn Zoll lange, etwas nach hinten gebogene Hörner führen, so dienen sie ihnen keineswegs zum Angriff oder zur Vertheidigung, sondern fast nur dazu, die hohen Zweige und Büsche zu sich herunter zu biegen. Das einzige womit sich die Giraffe — und auch das nur im äußersten Nothfall — vertheidigt, sind die plumpen Knie mit denen sie schwerfällig gegen Alles hinstößt was sie zu sehr belästigt; durch ihr eigenes Gewicht wird denn auch das, so unbedeutend es sonst

scheinen mag, zur nicht gefahrlosen Waffe, ein schnelles gewandtes Pferd kann aber solchem plumpen Angriff leicht entgehen. Gar wunderliches Aussehen giebt ihm der 6—7 Fuß lange Hals, der um so mehr auffällt, da der Kopf so zierlich, und nicht länger als 18—20 Zoll ist. Bei den Männchen befindet sich auch noch zwischen den Hörnern ein mehre Zoll hohe Höcker, der bei den Weibchen fehlt. Die Farbe ist gelblich, das Haar kurz und läuft nur auf dem Nacken in eine kurze Mähne oder eine Art Kamm aus, über den ganzen Leib aber ist sie mit eckigen, grauen, braunen, oder gelbrothen Flecken besäet. Der Schwanz gleicht dem des Rindes, ist jedoch nicht so stark, und die Kniee sind bei alten Thieren, da sie häufig zu knieen pflegen, ganz von Haaren entblößt. Die Nahrung der Giraffe besteht nur in Vegetabilien, und besonders in dem Laub einer gewissen Mimosenart, des sogenannten Kameeldorns. Gras frißt es selten, und dann nur das Stachelgras der Wüsten. Die Weibchen werfen jährlich ein Junges.

Noch erzählte der Creole von dem schönen stattlichen Thier, und die Neger waren indessen fest und ruhig eingeschlafen, als die Ochsen plötzlich auffallend unruhig wurden, näher zum Wagen drängten und ein kurzes, ängstliches Gebrüll ausstießen. Der mit der Wildniß bekannte, in ihr aufgewachsene Creole sprang erschreckt empor und blickte scheu umher, dann aber trat er rasch zum Feuer, nahm einen Brand heraus, schwang ihn einmal um den Kopf und schleuderte ihn plötzlich in das sie umgebende Dunkel hinein. Zugleich verlor er keine Zeit die Treiber, allerdings kein leichtes Stück Arbeit, zu wecken; lange mußte er dabei schütteln und schreien, bis es ihm endlich gelang. Dann aber genügten auch ein paar ihnen in ihrer Sprache zugerufene Worte, sie schnell und vollkommen munter zu machen; sie sprangen ohne weiteres Säumen auf und beschäftigten sich mit einem Eifer um die bis dahin ziemlich vernachläßigten Feuer, der sicherlich nicht allein seinen

Ursprung in dem pflichtschuldigen Gehorsam gegen ihren Oberen hatte.

Die Reisenden schauten mit nicht geringer Verwunderung auf all diese, gewissermaßen ängstliche Vorbereitungen, denn der Creole untersuchte ebenfalls auch sehr aufmerksam das Schloß seiner Flinte, und Günther wollte sich gerade erkundigen, was denn eigentlich die Ursache sei, daß er so ganz außergewöhnlich aufgeregt scheine, da schallte plötzlich — und zwar ganz in der Nähe, ein so fürchterliches donnerähnliches Gebrüll an sein Ohr, daß alle, ohne Ausnahme, erschreckt von ihren Sitzen aufflogen und Günther wie der Rittmeister, fast mechanisch nach ihren Waffen griffen.

Es war ein Löwe und der König der Wildniß hatte sich, wahrscheinlich durch den Fleischgeruch angelockt und durch Hunger dreist gemacht, bis dicht an sie herangeschlichen, ehe die Zugthiere seine gefährliche Nähe gewittert hatten. Mit einem gewissen Instinkt mußte der Creole dabei die ungefähre Richtung berechnet haben in der sich der Feind befand — was insofern möglich war, da er mit dem Wind, nicht so lange unbeachtet geblieben sein konnte — und der Feuerbrand hatte sicherlich für den Augenblick sehr zu ihren Gunsten gewirkt, da schon Beispiele vorgekommen sind, daß allzu hungrige Bestien die Lagernden selbst vom Feuer hinweggeschleppt und zerrissen haben — wobei sie jedoch gewöhnlich einen Eingebornen dem Europäer vorziehen.

Während die Europäer nun noch, durch die ungewohnte Laute überrascht und wirklich mit Entsetzen erfüllt, da standen, schien der Creole hoch aufzuathmen, denn die Ungewißheit, wo sich die Bestie eigentlich befände, hatte ihn bis jetzt allein geängstigt. Nun aber, da er die ungefähre Richtung wußte, sprang er dorthin, an den äußersten Rand des Lagers, hob die Flinte an den Backen, und der Schuß schallte dröhnend durch die stille Nacht.

Lange blieb Alles still, dann wiederholte sich plötzlich das Gebrüll, aber in viel — viel weiterer Ferne. Der Löwe hatte die Flucht ergriffen, und ein triumphirendes Lächeln durchzuckte die Züge des Schützen. Besonders froh schienen dabei die Schwarzen zu sein, die bis dahin sehr kleinlaut am Feuer gestanden, und sie schwatzten und plapperten nun in ihrer eigenen Sprache, und lachten und kicherten daß es eine Lust war. Sie wußten, der einmal verscheuchte Löwe kehrt in derselben Nacht nur in sehr seltenen Fällen zu demselben Feuer zurück.

„Woher mag es wohl kommen," frug endlich der Rittmeister den Creolen, „daß der Löwe sich so gern den Hottentotten, Kaffern oder wie er nun heißen mag, aber nie den Weißen zu seiner Mahlzeit wählt, wenn er den anderen bekommen kann?"

„Die Ursache liegt vielleicht in der Kleidung," meinte jener, „die ihm wohl hinderlich sein wird. Der Hauptgrund ist aber auf jeden Fall die starke eigenthümliche Ausdünstung der Eingebornen, was auf jeden Fall einen bedeutenden Unterschied bei jenen, mit so scharfen Geruchswerkzeugen begabten Thieren machen muß. So zieht Crokodil wie Alligator ebenfalls eine schwarze Haut der weißen vor, selbst wenn Beide zusammen schwimmen, also nicht mit Kleidern bedeckt sind, und der Hai dagegen ist den Negern wieder fast ganz gefahrlos, da er sie selten belästigt, während er gierig nach den Weißen schnappt."

„Natürlich haben auch diese Thiere ihren eigenen Geschmack," lachte der Rittmeister. „Was übrigens den Löwen betrift, so hatten wir einst davon auf Sr. Majestät Schiff Ariadne ein merkwürdiges Beispiel. Der Capitain desselben führte einen zahmen Löwen mit sich, der wie ein Hund an Deck herumlief, mit den Matrosen spielte und ein besonders guter Freund des Trommelschlägers der Marinesoldaten war, den er oft bei der Schulter faßte, und zum Spaß hinunterzog, wobei sich beide köstlich zu

amüsiren schienen. Dieser Löwe zeigte auch nicht den geringsten Grad von Wildheit mehr, und keiner dachte daran ihn zu fürchten, bis die Ariadne einst ein Sklavenschiff gefangen nahm, dessen unglückliche Insassen sie nach der Insel Mauritius schaffen wollte. Kaum kamen diese an Bord, als sich des, bis dahin so geduldigen Thieres ganzes Wesen fürchterlich veränderte; er sprang auf den ersten nackten Neger der ihm begegnete, ein, schlug ihn zu Boden und würde ihn zerrissen haben, wären nicht die dabei stehenden Matrosen herzugesprungen, den armen Teufel aus seiner mislichen Lage zu befreien. Sie mußten von dem Augenbick an den Löwen fest unter Deck halten, bis die Schwarzen sämmtlich das Schiff wieder verlassen hatten."

„Allerdings keine Kleinigkeit —" meinte der Creole, „denn der Löwe ist fürchterlich stark; ich habe es selbst gesehen wie er, mit einem einjährigen Rind im Rachen, sechs Fuß hohe Pallisaden übersprang und den nachsetzenden Pferden, die ihn mehre Meilen weit verfolgten, leicht entging."

„Was halten Sie von der Großmuth des Löwen?" frug der Rittmeister.

„Allerdings eine schwer zu beantwortende Frage; was mich übrigens betrifft, so glaube ich nicht daran. Der Löwe gehört zum Katzengeschlecht und von Großmuth weiß die ganze Bande nicht viel. Allerdings ist er nicht so mordlustig wie manche andere seines Geschlechts, und ich bin überzeugt er wird selten ein Thier anfallen, wenn er nicht gerade hungrig ist; da das aber bei einem so bedeutenden Magen auch wohl nicht oft vorkommt, so bleibt sich die Gefahr ziemlich gleich; er jedoch wie jedes andere wilde Thier, fürchtet das Auge des Menschen — er kann den fest auf ihn gerichteten Blick nicht ertragen. —"

„Ha! was war das?" unterbrach ihn plötzlich der Rittmeister — „mir deuchte ich hörte etwas!"

Alle lauschten aufmerksam, und bald vernahmen sie auch, in nicht zu großer Entfernung, ein halb unterdrücktes Knurren und Heulen. Die Neger schienen das aber nicht weiter zu beachten und der Creole meinte es rühre nur von einem Paar Hyänen her, die durch den Geruch des Fleisches herbeigelockt, feige das Lager umschlichen.

Die Hyäne ist jedoch gerade kein so ganz gefahrloses Thier, denn wenn sie sich auch scheut den Menschen anzufallen, so stiehlt sie desto frecher und man hat schon oft Beispiele, wo sie mit ihren fürchterlich starken Kinnladen einem festgebundenen Zugstier mit einem Biß das Hinterbein zermalmt hatte, daß das unglückliche Geschöpf nachher getödtet werden mußte. Auch sollten die Reisenden noch vor ihrem Aufbruch finden, wie nahe ihnen der tückische Feind gewesen, denn später, als Alles im tiefen Schlaf gelegen, hatten sie, selbst aus der Mitte der Lagernden, den größten Theil des eingebrachten Fleisches herausgeholt und dicht an dem Wagen verzehrt. — Die umhergestreuten Knochen verriethen noch deutlich die Stelle.

Das Uebel ließ sich jedoch leicht wieder verbessern; am nächsten Tag fanden sie zahlreiche Antilopenheerden auf ihrem Weg, und an Fleisch war da kein Mangel. Auch sahen sie eine kleine Straußheerde in der Ebene; obgleich sie dieser jedoch mit verhängten Zügeln folgten, so waren die langbeinigen Burschen doch zu schnell und flüchtig um sie einholen zu können, und mit ausgebreiteten Flügeln, die sie übrigens nicht zum Fliegen sondern fast wie Ruder benutzten, flohen sie so pfeilschnell über die offenen Flächen und durch die kleinen Gebüsche dahin, daß sie bald am fernen Horizont den Blicken der Nachschauenden entschwanden.

„Wunderliches Land," sagte der Rittmeister, als sie endlich mit eingezügelten Pferden den Flüchtigen nachschauten; „es ist fast als wenn die Natur hier im Spiel so kolossale langgedehnte

Exemplare in der Thierwelt geschaffen hätte; diese langhälsigen Geschöpfe, wie Giraffe und Strauß, dann der sonderbare Rüssel des Elephanten, und jene Flamingo's, von denen wir einzelne heute Morgen sahen, mit ihren fabelhaften Hälsen und Beinen und ihrem prachtvoll rothen Gefieder."

„In der Thier und Pflanzenwelt allerdings ein wunderliches Land," pflichtete ihm der Creole bei, „wenigstens giebt es in beiden hier die größten und kleinsten Exemplare der Erde. Im Pflanzenreich zuerst die Palme und das Moos, unter den Vierfüßlern — an Gewicht — den Elephanten, der bis zu 4000 Pfund und die kleine schwarzgestreifte Maus, die kein halbes Loth wiegt, dann die Giraffe — bis zu achtzehn Fuß Höhe und die kaum drei Zoll hohe Viverra; im befiederten Geschlecht aber den sechs Fuß hohen Strauß und den kleinen Colibri von der Größe einer Kirsche."

„Aber sehen Sie dort in der Ferne jene Gebirgsstreifen? Das sind die Berge, welche die östliche Grenze des Benguela Gebiets bilden, hinter diesen liegen noch großentheils unbekannte, auf jeden Fall wenig betretene Länderstrecken; endlose Steppen und Wüsten. Wilde Thiere und fast noch wildere Menschenstämme hausen da und die einzigen Europäer, die sich weiter in das Innere hineingewagt, sind Missionaire gewesen, von denen manche ihren Tod fanden, andere aber, wenn sie das Klima wirklich ertragen konnten, kurze Zeit dort verlebten und dann größtentheils, in ihrer Gesundheit zerrüttet, froh waren, die Ansiedelungen civilisirter Wesen wieder erreichen zu können. Nur wenige hielten dort aus, und diese wenigen — trösten sich mit dem Glauben, daß es dem lieben Gott wohlgefällig sei, wenn sie ihm auch nur eine Seele errettet hätten. Uebrigens haben ganze Stämme den christlichen Glauben angenommen, und sind dadurch von manchem ihrer Misbräuche abgebracht; sie erlernten dafür freilich auch andere, die

sie in ihrem früheren wilden Zustand nicht gekannt. Am ausgebreitetsten und — wirksamsten ist das Missionswesen in, und in der Nähe der Capcolonie und verschiedene Gesellschaften senden Prediger und Lehrer zu all den verschiedenen Stämmen und Völkerschaften, die jenen breiten Landstrich noch bewohnen, oder doch wenigstens in der Nähe desselben hausen. Die Berichte dieser Gesellschaften lauten auch günstig genug, ob aber die Kaffern bei dem Tausch gewonnen haben, der sie ihr Land verlieren ließ und ihnen dagegen die christliche Religion gab, das ist eine Frage, die wohl erst im Jenseits gelöst werden wird; hier auf Erden befinden sie sich unstreitig schlechter. — Werden wir uns aber nicht lieber wieder heimwärts wenden müssen, wir haben jetzt fast einen Bogen beschrieben und uns ziemlich südlich gehalten, wenn wir nun einen westlichen Cours nähmen, so kommen wir, denk' ich, zu der bestimmten Zeit etwa nach Benguela zurück."

„Das wird wohl das Beste sein," meinte der Rittmeister, „freilich hätte ich gar gern erst eine Löwenjagd mit gemacht, aber —"

„Sehnen Sie sich nicht so danach; allerdings ist eine solche wenn glücklich bestanden, in der Erinnerung interessant. Schon Mancher ist aber durch den bloßen Anblick des Löwen von jeder Jagdgierde geheilt worden. Doch wer weiß, wir haben noch eine weite und sehr wilde Strecke zu durchwandern, vielleicht wird Ihr Wunsch gewährt, ehe Sie es vermuthen."

5.

Die Rückkehr und Abfahrt.

Die kleine Caravane folgte dem Wink ihres Führers und ließ sich, da sie jetzt gerade zu einem Steppenwasser gekommen war, an diesem nieder, wodurch sie die Ebene an ihrer Rechten behielt, links aber einen ziemlich dichten und von einzelnen hohen und schwankenden Palmen überragten Waldstrich hatte.

An diesem Tage fiel weiter nichts Merkwürdiges vor, ziemlich schnell setzten sie ihre Reise fort und schossen nur unterwegs noch einen Springbock und einen jungen Strauß, der durch irgend einen wunderlichen Zufall so unglücklich gewesen war sein linkes Bein zu zerbrechen, daß er ihnen nicht mehr entgehen konnte. Jonas wurde dabei die Ehre ihn zu erlegen, und er war später nicht wenig stolz auf diese Heldenthat.

Schon hatten sie, auf solche Art langsam weiter rückend, wiederum eines der Negerdörfer erreicht und passirt, dessen Bewohner sie übrigens kaum loswerden konnten, da sie allerlei Glaskorallen, Stücken Messingdrath und werthlosen Flitterputz brachten, den sie wahrscheinlich erst kürzlich von Europäern eingehandelt hatten, und wobei sie nicht wenig erstaunt waren, daß ihnen die Fremden für solche kostbare Schmucksachen nicht einmal Fleisch überlassen wollten. Bis zu Benguela hatten sie auch, der Aussage ihres Führers gemäß, kaum noch zehn englische

Meilen und sie betraten nun wieder den dichten Wald, der sich von hier bis zum Meere erstreckte. Auch wurde das Land hügelig, und hie und da zeigten sich Schwierigkeiten, mit dem Wagen weiter zu kommen, obgleich der Weg ausgehauen und früher schon augenscheinlich befahren war. Häufige Löwenspuren, die sie überall längs dem Wasser antrafen, warnten sie ebenfalls, mit besonderer Aufmerksamkeit vorzurücken, und die Jäger hielten sich dicht bei dem Wagen, der freilich durch sein ewiges Räderknarren jedes Wild verscheuchte. So waren sie ziemlich langsam ein paar Meilen weiter gezogen als Jonas, der mit dem Tischler vielleicht hundert Schritte vorausgegangen war, plötzlich etwas in einem benachbarten Dickicht rascheln hörte. Ohne sich weiter zu besinnen trat er näher, nahm die alte Flinte in Anschlag und schrie — da plötzlich Alles wieder ruhig geworden war, mit lauter, kräftiger Stimme;

„Hallo da!"

Es wird wenige Fälle in unserem wechselnden und bewegten Leben geben, daß ein Mensch mit solcher Zuversicht und Seelenruhe einem Abenteuer entgegen gegangen wäre, wie Jonas hier, der, immer noch von dem erlegten Strauß träumend, höchstens einen zweiten zu finden hoffte, und sein „Hallo!" blos ertönen ließ, um den Aufgescheuchten einen sichern Schuß haben zu lassen; als plötzlich die Büsche krachten und brachen, Zweige und Aeste zusammenknickten und heraus aus dem, mit hohem Rohr durchwachsenen Unterholz, ein gewaltiger Löwe brach, der, durch das herausfordernde Schreien des Störenfrieds aufgescheucht, wahrscheinlich glaubte, daß ihm jetzt etwas gar Entsetzliches begegnen solle und nun, nicht einmal wissend von welcher Seite ihm die Gefahr drohe, an Jonas dicht vorbeisprang und auf der andern Seite des Weges verschwand.

Es wird wenige Fälle geben, habe ich gesagt, wo ein Mensch

mit solcher Zuversicht und Seelenruhe einem Abenteuer entgegen ging, als Jonas, nie hatte aber auch Einer geringere Ahnung von einer so fürchterlichen Nähe, oder suchte das, was er durch zu große Voreiligkeit verdorben, durch wahrhaft elastische Rücksprünge, wieder gut zu machen, als gerade dieser selbe Jonas Wegmeier. Lange jedoch ehe er sich nur vom ersten, in diesem Fall übrigens keineswegs lähmenden Schreck erholt, hatte der Löwe sein schützendes Dickicht erreicht. Zwar sandte ihm der Rittmeister wie der Creole eine Kugel nach, und auf der Fährte verrieth das rothe Blut daß er wenigstens von Einem der Schützen getroffen sei; doch war es nicht räthlich in solch dicht verwachsenes Holz nach zu kriechen, und der König der Thiere durfte seine Flucht unverfolgt fortsetzen.

Jonas dagegen, der vor allen Dingen von seinen Reisegefährten tüchtig ausgelacht wurde, worein selbst sein Vater aus vollem Herzen mit einstimmte, kam zum Wagen zurück und hinkte dabei sehr bedeutend, denn er war beim ersten Zurückprallen über eine Wurzel gestürzt, und hatte sich den Fuß ein wenig verrenkt. Der Creole bot ihm jetzt freundlich sein Pferd an, das, ein ganz sanftes, gutmüthiges Thier, bis dahin auch nicht die geringste böse Eigenschaft gezeigt hatte, und der junge Wegmeier'sche Erbe der auch wohl bedachte, daß er als zukünftiger Nabob doch einmal reiten müßte, nahm das Anerbieten an. Er kletterte mit einiger Nachhülfe in den Sattel, hielt sich dort oben übriges mit beiden Händen fest, und verbat sich auch die, ihm dienstfertig hinaufgereichte Flinte, ja fing wirklich erst dann an sich recht sicher und behaglich in der ihm höchst ungewohnten Lage zu fühlen, als der neben ihm reitende Rittmeister den Zügel faßte, und ihn so gewissermaßen gegen jede Gefahr sicherte.

Langsam näherte sich auf diese Art der, mit der Jagdbeute beladene Wagen Benguela, und der ziemlich offene Weg zog sich

jetzt dicht am Ufer des Catumbella hin, der Mündung dieses Stromes zu von wo er dann durch einen anderen gekreuzt, an der Küste hin bis zu der Stadt führte. Sei es aber nun daß er wenig befahren wurde, oder hatten ziemlich häufig umgestürzte Bäume seine erste Richtung sehr unterbrochen, kurz oftmals lief er ganz von seinem Cours in einem rechten Winkel ab, und dann mußten die Reisenden nicht selten halbe Stunden damit zubringen, sich Bahn durch die toll und wild verwachsenen Rankengewächse zu hauen. Die Reiter waren in diesem Fall immer langsam voraus geritten; Jonas hatte jedoch seit dem letzten Abenteuer seine ganze Jagdlust verloren und weigerte sich, den Wagen wieder zu verlassen.

Da sah Günther, der auch einmal bei einem solchen Aufenthalt eine kleine Strecke seitabgeritten war, wo er, von einem etwas höheren Punkte aus eine enge kleine Waldblöße überschauen konnte, gar nicht so weit von dem Punkte ab, auf dem er selbst hielt, einen wunderlichen kleinen Vogel, der auf einem Stück Holz oder aufgeworfenem Schlamm — er konnte selbst nicht recht erkennen was — saß, und emsig darauf umher zu picken schien. Ganz in das Anschauen dieses sonderbaren kleinen geschäftigen Wesens vertieft, hatte er den Creolen gar nicht bemerkt, der indessen leise herbeigeschlichen und geräuschlos an seine Seite getreten war.

Günther deutete auf das hin, was seine Aufmerksamkeit fesselte und frug, mit halb unterdrückter Stimme den Führer, was jenes für ein Vogel sei, und weshalb er so eifrig auf dem einen Fleck da herumhüpfe; der Creole hatte aber kaum den Blick dorthin geworfen, als er schnell die Flinte emporriß, und kaum eine Secunde lang zielte und abdrückte. Wunderbar war die Veränderung die mit diesem Schuße vorging. Der kleine keinesfalls getroffene Vogel flog rasch empor und setzte sich auf den nächsten erreichbaren

Ast, doch wie aus der Erde hervorgezaubert, sprang schnaubend und keuchend ein ungeheures dunkelhäutiges Thier von der Stelle auf, wo jener herumgehüpft — die Erde selbst schien lebendig zu werden und mit einem Lärm als ob eine ganze Heerde von Büffeln den Wald durchbräche, sauste ein dunkler, riesiger Körper, Alles in blinder Wuth vor sich niedertretend, heran, flog über den kleinen offenen Raum dicht an den Jägern vorbei, die er zu ihrem Glück nicht gewahrte, zerknickte ihm im Weg stehende Büsche und junge Stämme, und sauste im nächsten Augenblick, wie ein losgelassener Orkan, an dem Wagen vorüber. Sein Lauf war aber hier beendet — des Creolen Kugel zu sicher gezielt gewesen, das kolossale Thier wälzte sich in Todeszuckungen am Boden und scheu und entsetzt sprangen die Zugstiere schnaubend zurück, den furchtbaren Gegner selbst noch im Tode fürchtend.

Diese waren übrigens befestigt und konnten wohl an ihren Strängen reißen, mußten jedoch ihre Plätze behaupten; anders stand es dagegen mit den Pferden. Der Rittmeister ließ nämlich, sobald er nur den Schuß fallen hörte, den Zügel von Jonas' Pferd los und griff nach der eigenen Waffe; der junge Wegmeier aber, der einen sicheren Haltpunkt in der Mähne zu finden glaubte, als in dem schwanken locker sitzenden Zügel, hielt sich an jene mit beiden Händen fest und schaute ebenfalls neugierig nach der Richtung hin, von der der Schuß getönt. Da brach der Koloß durch die Büsche und des Rittmeisters Pferd schreckte zwar scheu zurück, dieser saß jedoch fest im Sattel und griff ihm schnell und gewaltig in die Zügel, Jonas' Rappe dagegen, an und für sich von feurigem Blut, bäumte hoch auf, fühlte dazu, daß er frank und frei von jedem Zwang des Zaumes sei, schlug einmal mit fröhlichem Wiehern hinten aus, daß Jonas mit Windesschnelle vor den Sattel zu sitzen kam und fort, über Wurzeln und Stämme, durch Dickicht und Sumpf über Berg und Thal fort, fort in

wahnsinniger haarsträubender Eile flog das gescheuchte — zügellose Thier mit schnaubenden Nüstern und flatternder Mähne, während der unglückselige Reiter, in wahrer Todesverachtung seine Arme um den Nacken des Flüchtigen geschlagen, Dorn und Ranke nicht mehr achtete, sondern die Augen zudrückte, und sich ruhig seinem Schicksal überließ. In wenigen Secunden, und noch ehe das verwundete Nashorn röchelnd unfern des Wagens verendete, war Roß und Reiter den Blicken der überrascht Nachstarrenden, spurlos entschwunden.

Im Anfang, und als sie sich erst ein wenig von ihrem Erstaunen erholt, lachten nun zwar die Jäger über die fabelhaft schnelle Flucht ihres Gefährten, bald verdrängte jedoch wirkliche Besorgniß um den Entführten jedes andere Gefühl — den alten Wegmeier an der Spitze eilten sie ihm nach, suchten, riefen seinen Namen; es blieb aber Alles vergebens, Jonas durchstreifte ein zweiter, nur ungebundener und auch schuldloser Mazeppa, auf dem Rücken seines schnaubenden Thieres die wilde Einöde der Wälder, und rath- und thatlos blickten die hier wirklich „Hinterlassenen" umher und wußten nicht, was sie in ihrer Herzensangst beginnen sollten. Zu ihrem Glück kam bald darauf der Creole, der zuerst den Verlust seines Pferdes gar nicht bemerkte, sondern nur ruhig auf seine Beute zuschritt, um ihr den Todesstoß zu geben. Aber selbst der war schon nutzlos, das kolossale Thier hatte geendet, und Blut und Wasser quoll ihm aus den weit geöffneten Nasenlöchern.

Der Rittmeister machte ihn jetzt mit dem Vorgefallenen bekannt, denn der alte Wegmeier wurde schon unruhig, und fing an sich, wunderbarer Weise, den Mörder seines eigenen Sohnes zu nennen; der Creole jedoch der sich vor allen Dingen die Richtung zeigen ließ, die sein Pferd genommen, nahm die Sache sehr kaltblütig, lachte und meinte, „sie sollten nur auf dem Wege bleiben,

er wolle indeß der Spur nachgehen, die sein Pferd hinterlassen; wenn der Reiter nicht heruntergefallen wäre, so würden sie ihn sicherlich wohlbehalten in Benguela finden, im entgegengesetzten Falle aber, müßte er hier irgend wo im Walde liegen und dann brächte er selbst ihn mit. Das war jedoch dem Vaterherzen nicht genug, denn Florian Wegmeier hatte seinen Sohn wirklich lieb, er beschloß also in Begleitung des Creolen die Hufspuren zu verfolgen, und den übrigen Reisenden blieb es indessen überlassen das, was sie von dem Nashorn zu haben wünschten, auf den Wagen zu laden, und mit diesem sobald als möglich die Stadt zu erreichen. Das erlegte Thier hatte aber einen so ungeheuren Umfang, daß der Rittmeister nur die Hörner, von denen es zwei auf der Nase trug, und einen kleinen Theil des besten Fleisches mitzunehmen beschloß, die Neger schnitten sich übrigens noch außerdem gewaltige Stücken heraus, wobei sie mit den behaglichsten Gesticulationen dem Weißen zu verstehen gaben, daß das ein außerordentlicher Leckerbissen sei, den man nicht alle Tage finde.

Das Afrikanische Nashorn (Rhinoceros africanus) ist, nach dem Elephanten, eines der kolossalsten Geschöpfe der Erde; es wird bis zwölf Fuß lang, acht Fuß hoch und sein Körperumfang soll oft bis vierzehn Fuß betragen. Von dem ostindischen Nashorn unterscheidet es sich besonders dadurch, daß es nicht wie jenes nur *ein* Horn auf der Nase trägt, sondern den Kopf weit mehr senkt und *zwei* Hörner führt, von denen das größte vorn auf der Nase, mit dem Nasenknochen verwachsen und, zuerst nach vorn strebend, oben wieder etwas zurückgebogen ist; es wird bis zu vierzehn Zoll hoch und ist an der Wurzel verhältnißmäßig stark. Viel niedriger als das erste und bei den Weibchen kaum bemerkbar, steht das zweite dagegen mitten auf der Hirnschale, und zwar gerade aufrecht, wo es in einer kleinen gewölbten Spitze endet. Der etwa zwei Fuß lange Kopf erscheint durch die scharf

heruntergebogene Oberlippe, die spitz zuläuft und den Rachen bedeckt, vorn wie abgestumpft und ist ziemlich vierkantig; die Augen ähneln den Augen des Elephanten oder Schweins und stehen weit zurück, deßhalb wirft das Thier auch beim Laufen den Kopf bald rechts und bald links, um hinter sich sehen zu können. Die Farbe der runzlichen oft zwei Zoll dicken Haut, die nur am Halse Falten wirft, ist nach dem Alter des Thieres verschieden, und theils aschgrau, theils hell-, theils dunkelbraun oder erdfarben. Sein Gesicht ist nicht besonders scharf, desto feiner aber Nase und Ohr. Wie der Elephant lebt es nur von Vegetabilien, ist aber nicht ganz so harmlos wie dieser, denn nicht selten fällt es, wenn es den Menschen in seiner Nähe wittert, diesen wüthend an, der jedoch, wenn nur in etwas auf den furchtbaren Angriff vorbereitet, dem plumpen Geschöpf leicht ausweichen und entgehen kann.

Weniger gefährlich aber noch kolossaler, ist das in den afrikanischen Gewässern häufig gefundene Flußpferd oder Hippopotamus, das oft bis eine Länge von siebzehn Fuß und sieben Fuß Höhe, dabei sechzehn Fuß im Umfang, erlangt. Der Kopf ist bei solchen etwa vier Fuß lang, über neun im Umfang und hatte von einem einst gewogenen, nur mittelmäßig großen Exemplar, dreihundert Pfund, ohne die Zunge. Die Kinnladen öffnen sich bis zu zwei Fuß, und vier Schneidezähne in jeder, werden bis zu einem Fuß lang. Die Füße sind breit und flach, wie die des Elephanten und in vier Zehe getheilt; der Schwanz kurz und flach, und die Haut so dick und zäh, daß eine Büchsenkugel machtlos davon abprallt. Das Thier ist deßhalb auch so ungemein schwer zu erlegen, da es noch dazu, so harmlos es sonst auch sein mag, wenn gereizt, seinem Angreifer nur zu gefährlich wird.

Der Vogel, der ihnen eigentlich die Nähe des Nashorns verrathen hatte, war der sogenannte Buphaga, oder „Ochsenfresser",

ein Thier, das sowohl an den Rindern und Büffeln wie überhaupt an anderm Wilde umherhüpft und ihnen die lästigen Insekten absucht, was sich jene nur zu gern gefallen lassen.

Der Creole und Florian Wegmeier waren der Fährte unseres entführten Jägers nachgegangen, und der Zug setzte sich wieder langsam in Bewegung, die nur noch kurze Strecke entfernte Stadt zu erreichen. Der Abend war schon weit hereingebrochen, als plötzlich ein ungeheurer Palmenstamm jedes weitere Vorrücken verbot; dieser hatte sich nämlich quer über jeden gangbaren Pfad gelegt und nöthigte dadurch die Wagen ihm aus dem Weg zu gehen, was in dem Wald gewiß keine Kleinigkeit war; sie sahen sich also gezwungen dort, wo sie sich gerade befanden, zu übernachten. Die Neger spannten auch, da der Creole sie ja verlassen hatte, ohne weitere Umstände die Thiere aus, zündeten einige gewaltige Feuer an, und aßen sich nachher förmlich in Schlaf. Am nächsten Morgen waren sie jedoch mit Tagesanbruch wieder gerüstet und erreichten, nach etwa einer Stunde Arbeit im Wald, und kurzer Fahrt, Benguela.

Hier, wo sie vor allen Dingen unseren Jonas wiederfanden, dem der Creole und sein Vater noch am vorigen Abend gefolgt war, hatte man sie schon sehnsüchtig erwartet, und der Capitain zwar um abzufahren, Madame Wegmeier aber, um den Rittmeister in einen Familienrath zu ziehen, der am letzten Abend zwischen ihr und ihrem, gerade zur rechten Zeit eingetroffenen Ehegemahl stattgefunden. Was in diesem beschlossen oder verhandelt wurde, war jedoch nicht zu erfahren, denn die Parteien betrieben die Sache sehr geheimnißvoll; so viel ließ sich übrigens nicht verkennen, etwas ungemein Wichtiges mußte es jeden Falls sein, denn sie hatte nicht einmal dem gerade mit einbrechender Dunkelheit bügel- und hutlos, auf schäumendem Renner durch die Straßen daherstürmenden Jonas, die ihm gebührende Aufmerksam-

keit geschenkt, und erst dann war das mütterliche Gefühl in ihr erwacht, als das Pferd, gerade ihrem Fenster gegenüber, vor der Wohnung seines Herrn plötzlich und ohne weitere Meldung anhielt, was den nur überdies noch darauf hängenden Reiter, zum Entsetzen seiner Mutter und zum unbeschreiblichen Vergnügen einer Anzahl von Negern jeglichen Alters und Geschlechts, über den Kopf des Thieres wohl zehn Fuß weit hinweg in den aufwirbelnden Staub sandte.

Jonas erholte sich jedoch ziemlich schnell wieder, und als eine Stunde später sein Vater eintraf, hatte sich dieser kaum über das noch Existiren seines Sohnes beruhigen können, als auch schon Edelgunde ihn bei einem Knopf in ein Hinterzimmer zog, wohin er ihr staunend folgte.

Schon zum dritten Mal sandte am nächsten Morgen der Capitain Botschaft, daß er abfahren müsse, und drohte die Passagiere zurückzulassen, wenn sie auch jetzt noch dem Rufe nicht Folge leisteten. Alle Uebrigen waren dabei schon an Bord, nur die Wegmeiersche Familie und der Rittmeister noch nicht — endlich kamen auch diese, nur in gar wunderlichem Aufzug an. Herr Wegmeier senior mit sehr rothem Kopfe, die älteste Tochter mit verweinten Augen und Edelgunde Wegmeier in Krämpfen — ja, in wirklichen Krämpfen. Ihr Herr und Gemahl ließ sich aber sonderbarer Weise durch dies Alles nicht anfechten, mit stoischem Gleichmuth schritt er neben dem Tragsessel her, auf dem seine Gattin von vier keuchenden Negern an Bord geschafft wurde, und blieb selbst dann, als diese mit ihr die Cajütentreppe hinab verschwanden, ruhig und höchst sorglos an Deck.

Günther hätte gern gewußt, was das Alles zu bedeuten habe, da die dabei Betheiligten aber keine Sylbe freiwillig erwähnten, so hielt er es für unbescheiden, danach zu fragen. Das Lichten des Ankers, das eine Abfahrt aus dem Hafen stets begleitende

rege Leben und Treiben beschäftigte ihn auch viel zu sehr, als daß er noch hätte an Madame Wegmeier denken sollen, und in den großen Marsen des Hauptmastes ausgestreckt, überflog er mit entzücktem Auge das wundervolle Schauspiel — den herrlichen Küstenstrich — die reizende See und das lärmende Arbeiten und Schaffen einer Unzahl von Neger, die, theils bei der Abfahrt der Amazone interessirt, am Ufer standen und ihrem Fortrücken nachschauten, theils mit ihren eigenen Arbeiten beschäftigt oder auch von Sklavenaufsehern getrieben, bald in langen Schaaren aus einem der Gehöfte plötzlich erschienen, bald wieder, da das sich mehr und mehr entfernende Schiff die Gegenstände am Ufer auch kleiner und kleiner erscheinen ließ — wie dunkele Püppchen, einzeln in den winzigen Thüren der zierlichen Gebäude verschwanden und der ganzen Scene den Anblick einer durch eine Camera obscura gesehenen Landschaft verliehen.

Herr Kaffalt hatte sich durch den Rittmeister seinen bisherigen Reisegefährten empfehlen lassen, da wichtige Geschäfte seine Anwesenheit in Mossamedas erforderten, wohin er schnell zu Pferde aufgebrochen war.

Der Wind wehte übrigens ungünstig und der ewige, dieser Gegend eigene Süd-West, legte ihrer Fahrt bedeutende Hindernisse in den Weg; das ließ sich jedoch nicht ändern, auf andern Wind konnte nicht gewartet werden und die Amazone mußte sehen, wie sie mit Laviren nach und nach von der Stelle kam.

Mehre Tage waren so verflossen und wenn auch einzelne günstige Briesen sie ihren Cours mit größerer Schnelle als gewöhnlich verfolgen ließen, so blieb sich doch im Ganzen Wind und Wetter gleich und ein ewig blauer, nur durch leichte Wolken gefärbter Himmel und der unausbleibliche Südwest, fingen an die Fahrt zu einer keineswegs angenehmen zu machen.

Günther ſtand mit dem Rittmeiſter eines Morgens auf dem Verdeck und ſchaute ſinnend die Wellen an, die, eine die andere drängend, erſtanden und verſchwanden, und in raſtloſem Eifer dem jetzt ſchon ziemlich entfernten Ufer zuzuſtreben ſchienen.

„Es ſieht faſt ſo aus," wandte er endlich ſich an ſeinen Nachbar, „als ob wir mit dem Wind auch die Strömung gegen uns hätten, denn die Wogen eilen augenſcheinlich zu dem von uns erſt verlaſſenen Strand zurück; ſehen Sie nur, wie eine die andere anzutreiben und ſelbſt ungeduldig ſcheint, die Palmenküſte nur recht bald zu erreichen."

„Ja — aber es ſcheint eben nur ſo," erwiederte der Rittmeiſter, „die Wellen hier möchten wohl erſt nach langer Zeit die Küſte berühren und ähneln in der Art dem Schaukelpferd, das auch fortwährend ungeduldig weiter goloppirt und doch nicht von der Stelle rückt. Das Waſſer giebt dem leiſeſten Drucke nach und das Gleichgewicht ſeiner Oberfläche wird durch die darauf wirkenden Luftſtröme natürlich bewegt. Sobald nun ein Theil der Maſſe, durch die größere Gewalt des Windes vorgeſchoben, ſich hebt, ſo drängt die benachbarte Fluth augenblicklich nach, den dadurch entſtandenen leeren Raum auszufüllen. Die Schwerkraft des gehobenen Körpers ſinkt aber wieder, ſobald die Wirkung vorüber iſt die ſie emporhebt, in ihren früher eingenommenen Raum zurück, und das was ihr gefolgt, muß ebenfalls dem Körper weichen, der, wenn auch nicht ſchwerer als es ſelbſt, durch den Fall mehr Kraft erhält und ſich für den Augenblick die Bahn bricht. So folgt der Urſache die Wirkung und Welle ſteigt nach Welle, ohne dabei ihren Platz zu verändern. Es iſt gerade wie mit der Bewegung einer Schraube, bei deren Drehen man ebenfalls glaubt die Windungen müßten ſich nach vorn oder rückwärts bewegen, je nachdem ſie gedreht wird, und dennoch bleiben ſie fortwährend auf derſelben Stelle. Das Wogen des Meeres gleicht deshalb

auch eher der nämlichen Bewegung, die ein leichter Wind in ein volles Aehrenfeld bringt, als der Strömung eines Flusses, wo das Wasser seinen Fall hat und mehr und hinabgedrückt wird, ohne im Stande zu sein, seinen früher eingenommenen Raum wieder zu erreichen. Man kann das am besten sehen, wenn man irgend einen leichten, auf wogendem Meere schwimmenden Gegenstand beobachtet, der dann mit den Wellen steigt und fällt, aber nur sehr wenig und unbedeutend von der Stelle rückt. Diese Bewegung des Wassers, die Wirkung, dauert aber auch noch fort, wenn selbst die Ursache schon aufgehört hat, und zwar nach demselben Princip des Pendulums, so daß, wie wir ja hier täglich Gelegenheit haben zu beobachten, das Wallen oder sogenannte „stille Wogen" der See nie aufhört oder vielmehr nie seinen vollkommen ruhigen Stand erreicht hat, ehe nicht schon ein neuer Luftdruck dem schwächer und schwächer werdenden Fluthen zu Hülfe kommt und die „Wellen" auf's Neue erzeugt."

Günther hatte sinnend auf die bewegte Fläche des Meeres hinausgeschaut, als er sah, wie der Koch an dieselbe Seite auf der er stand — die Leeseite des Schiffes — trat, und etwas über Bord goß. Wie das Auge auf offenem Meer jedem Gegenstand folgt, der nur in etwas die Monotonie einer Schifffahrt unterbricht, so schweifte auch der Blick des jungen Mannes zuerst fast gedankenlos über die kräftige Gestalt des alten Matrosen, und dann wieder auf die Wasserfläche, auf der, durch das Vorwärtstreiben des Fahrzeugs zurückgelassen, die hinausgegossene Flüssigkeit sich schnell ausbreitete und bald einen großen Flächenraum glättend einnahm.

„Wie sonderbar," rief er aus, „scheint es nicht fast, als ob hier das alte Sprichwort wahr würde, und Oel in die See gegossen — die Wellen bezwänge."

Der Capitain hatte diese Bemerkung gehört und trat herzu.

„Sie reden von dem Besänftigen der Wogen durch Oel?" nahm er das Wort — „da wünschte ich nur, daß Sie einmal hörten was der alte Blede darüber sagte, der nennt es eine schändliche Versündigung am Allerheiligsten, wenn man dem reinen Element „Fett in die Augen gösse," und er behauptet, ein Schiff, das ein solches Verbrechen während eines Sturmes begehen wollte, wäre rettungslos verloren. Im wirklichen Sturm möchte das Oel nun wohl auch Nichts helfen, denn die Gewalt der Wogen ist dann so unbändig geworden, daß sie durch sich selbst besteht und nicht mehr vom Winde und sei er noch so heftig, abhängig bleibt. Bei stillerem Wetter ist das aber etwas anderes, und Oel übt da wirklich einen sehr besänftigenden Einfluß"

„Plutarch wie Plinius," fiel hier der Rittmeister ein, „erzählen, daß die Seeleute ihrer Zeit einen Sturm damit besänftigt hätten, indem sie Oel in das Meer gossen. Als Beweis hierzu möchte ein Brief an den Grafen Bentiack von einem Mr. Tengragel dienen, der 1770 von Batavia aus an ihn schrieb, daß das Schiff auf dem er sich befunden, in der Nähe der Inseln Paul und Amsterdam, von einem Sturm überrascht sei, der an und für sich wohl weiter nichts Merkwürdiges gehabt hätte, wenn nicht der Capitain genöthigt gewesen wäre Oel in die See zu gießen, damit die Wellen nicht beim Wenden über das Schiff schlügen. Wie Mr. Tengragel schreibt, so goß der Capitain nicht viel auf einmal hinab, sondern ließ sich die Fettdecken langsam über die Wogen ausbreiten, und rettete dadurch vielleicht der ostindischen Compagnie ein Schiff, und sein eignes Leben wie das der an Bord Befindlichen. Dieß wäre übrigens nicht zur Oeffentlichkeit gekommen, hätte man nicht später, als das Schiff in den Hafen lief, diese Datas stark bezweifelt, so daß die Offiziere des Fahrzeugs aufgerufen werden mußten, um Zeugniß zu geben von der Wahrhaftigkeit des Beschriebenen."

„Hat man denn aber noch gar keine wissenschaftliche Beob-

achtungen über diesen gewiß nicht unwichtigen Gegenstand angestellt?" frug Günther.

„Franklin war der Erste," erwiderte der Rittmeister „und wurde zwar, sonderbarer Weise durch eben Dasselbe auf diese Eigenthümlichkeit aufmerksam gemacht, was wenn ich nicht irre, auch heute zuerst ihre Augen, auf sich lenkte — die fette vom Koch ausgegossene Brühe nämlich; wenigstens glättete das vor kurzer Zeit die See auf wahrhaft auffallende Weise hinter dem Schiff. Später machte er selbst auf einem Teich Versuche mit Oel und erzählt davon, daß sich, als er ein klein wenig davon auf die Oberfläche gegossen, dieses mit außerordentlicher Schnelle weiter verbreitet habe. Die Wellen glättete es aber nicht, da er es zuerst auf der Leeseite des Teiches versuchte, und das Oel, so rasch es sich ansdehnte, an's Ufer lief. Er ging dann an die Luvseite wo sich die Wellen bildeten und dort that schon ein ausgegossener Theelöffel voll außerordentliche Wirkung; das Oel breitete sich weiter und weiter aus und wandelte bald auf einer, wohl einen halben Acker großen Fläche, das eben noch so bewegte Wasser bis zur entgegengesetzten Seite hin, in Spiegelglätte um. Später machte Franklin noch mit mehren Gelehrten, im Hafen von Portsmouth, andere Versuche und wenn er auch dort die ziemlich hochgehenden Wellen nicht gänzlich zerstörte, so zwang er sie doch zu einem ruhigen, ungebrochenen Wogen. Er erklärt denn auch das Sänftigende des Oels auf den Wellen folgendermaßen. Er sagt nämlich — „ich denke mir, der Wind kann in eine Wasserfläche, die mit einer dünnen Oelhaut bedeckt ist, nicht hineingreifen, um sie zu Wellen zu erheben, er gleitet deshalb darüber hin, und läßt sie so ruhig wie er sie gefunden."

Der wachthabende Matrose kündete im Südwesten, unfern der Küste, ein Segel, auf das sie jetzt gerade zuliefen; im Anfang hielten sie es auch für irgend ein Kauffarteischiff, das hier erlaubten

oder verbotenen Handel zu treiben beabsichtige, bald aber fanden sie, daß es damit eine ganz andere Bewandtniß haben müsse, denn sie erkannten eine ziemlich verdächtig aussehende Brig, die noch die amerikanische Flagge trug, sonst aber mit abgeschossenem Fockmast und sehr zerfetzten Segeln, gar arg mitgenommen aussah. Auf jeden Fall war das eine gewonnene Prise, was die zwei kleinen Cutter an ihrer Seite, mit wehender englischer Flagge, nur noch mehr zu bezeugen schienen. Daß die Brig unter falscher Flagge gesegelt war, wurde ihnen ebenfalls bald deutlich, denn die Streifen und Sterne der Vereinigten Staaten verschwanden plötzlich und die portugiesische Flagge stieg empor; über ihr aber flatterte auch in der nächsten Secunde der Union-Jack — (die englische Nationalflagge) das Zeichen des Sieges. Die Brig hatte aber bis dahin ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und erst jetzt gewahrten sie, etwa eine halbe Meile weiter südlich, das siegreiche Schiff. Es war ein englisches Fahrzeug mit aufgebraßten Segeln, das augenscheinlich seine sämmtlichen Boote ausgesandt hatte, denn dicht darunter erkannten sie durch ihre Fernröhre die Barkasse, wie mehre kleine Schaluppen eifrig mit zwei mächtigen, auf Fässern errichteten Flossen beschäftigt. Auf diesen aber stand, dicht gedrängt und Kopf an Kopf eine Schaar unglücklicher Neger, die wahrscheinlich eben erst auf das Sklavenschiff hatten transportirt werden sollen, als der Engländer, wie ein von Gott Gesandter, zu ihrer Rettung herbeieilte.

Capitain Barring schüttelte aber gar sehr mit dem Kopf, und äußerte auch frei und offen gegen den Rittmeister seine Bedenklichkeit; daß die Engländer es nämlich gewagt hatten, ein Schiff zu nehmen, auf dem doch, wie sich nicht gut verkennen ließ, zuerst die Flagge der Vereinigten Staaten geweht hatte. Trotz dem sie rechtfertigenden Ausgang, fürchtete er, die Amerikaner würden einen solchen Bruch jeden Vertrags ihres Völkerrechts

nicht ungeahndet lassen. Da ihn übrigens das hier Gesehene ungemein interessirte und der Wind auch nicht so war, daß er irgend etwas versäumt hätte, wenn er sich kurze Zeit aufhielt, so beschloß er beizulegen und selbst nähere Auskunft über den in der That ungewöhnlichen Fall zu holen.

In seiner Jolle ließ er sich, dießmal nur von dem Rittmeister und Günther begleitet, an Bord des Engländers rudern, wo er übrigens viel freundlicher empfangen wurde, als er es selbst vermuthet hatte. Dem englischen Capitain mochte aber wahrscheinlich selbst daran liegen, durch einen Augenzeugen gerechtfertigt zu werden, sollte ihm das hier Geschehene je zum Vorwurf gemacht werden, und er äußerte daher gegen Capitain Barring wie angenehm es ihm sei, daß er sich zu ihm herüber bemüht habe.

Mit kurzen Worten setzte er ihm dann auf seinem eigenen Deck die Ursachen auseinander, die ihn bewegen konnten ein Fahrzeug anzugreifen, das unter freundschaftlicher Flagge segelte, und hieran war sonderbarer Weise ein Unbekannter Schuld, der ihm aber so überzeugende Beweise gebracht hatte, wie jene Brig eine falsche Farbe führe und nicht allein zum Sklaventransport ausgerüstet sei, sondern auch schon eine kleine Anzahl solcher Unglücklichen an Bord führe und eben im Begriff sei den Rest einzuladen, daß er sich nicht enthalten konnte hinan zusegeln und eine Nachsuchung zu verlangen. Der Capitain der Brig, oder wenigstens der, der auf ihr das Wort führte, stützte sich dagegen, sehr natürlich, auf sein Recht als Bürger der Vereinigten Staaten, die das Durchsuchungsrecht nie anerkannt hätten; obgleich er aber ziemlich gut englisch sprach, so erregte sein ganzes Aeußere, wie überhaupt das sämmtlicher Mannschaft des fremden Fahrzeugs, immer mehr den Verdacht des Engländes — er wollte mit Gewalt entern, und jene zeigten nun plötzlich ihren wahren Charakter, indem sie mehre bisher verdeckte Batterieen demaskirten

und zu entrinnen suchten. Daran verhinderten sie aber bald die wohlgezielten Kugeln des Engländers, der nun, jede weitere Schonung hintan setzend, mit sicher gezielten Schüssen ihren Vormast niederbrach und bald darauf — freilich erst nach verzweifelter Gegenwehr der Sklavenhändler, das Schiff nahm.

Hier fanden sie auch den Verdacht des Capitains auf das vollkommenste bestätigt, und an Bord, genau nach Angabe des Fremden, einige funfzig unglückliche Wesen, im entsetzlichsten Zustand von der Welt. Es waren nämlich entweder Kriegsgefangene oder Eingeborne, die man erst nach langem Kampfe überwältigt hatte, denn fast Alle zeigten sich mehr oder minder verwundet, und mehre lagen schon, als die Engländer ihr Gefängniß öffneten, verblutet in ihren Ketten. Die ausgesandten Bote entdeckten bald nachher, hinter einer dicht bewaldeten Landzunge die sie bisher verborgen gehalten hatte, die übrigen unglücklichen Opfer jenes verbrecherischen Handels, wie sie gebunden, Mann an Mann auf dem Floß standen und mit Zittern und Zagen ihrem Schicksal entgegen sahen. Unter der Mannschaft der Brig, die einem portugiesischen Handelshause gehörte, befand sich ebenfalls auch nicht ein einziger Amerikaner, und der der mit dem Capitain des englischen Schiffes gesprochen hatte, war nach dieser Aussage ein Europäer — Holländer oder Deutscher gewesen; der Engländer wußte es selbst nicht recht.

So, fest zusammengedrängt auf dem schwanken Floß, standen aber jene Unglücklichen, daß man nicht einmal wagen durfte augenblicklich ihre Bande zu lösen, aus Furcht sie würden in übergroßer Freude den schwachen Schutz zerbrechen, der sie über Wasser hielt. Wie man sie gefunden, wurden sie also durch die darangehangenen Boote zum Schiff bugsiert, und erst hier erfuhren die armen, ihrem Vaterland Entrissenen, daß es nicht ihre Henker wären, deren Schiff sie Mann nach Mann beträten. Welche

Feder könnte jetzt das selige Gefühl beschreiben, das die so plötzlich Befreiten durchbebte, als sie erst anfingen ihre Rettung zu begreifen — Licht und Leben breitete sich wieder vor ihnen aus, wo sie bis dahin nichts als ein endloses — fürchterliches Elend vor Augen gehabt.

„Und was gedenken Sie mit den Gefangenen zu thun?" frug Capitain Barring den Engländer.

„Ueber die mag das Gericht in Sierra Leone entscheiden," erwiederte dieser — „hätte ich allein in der Sache zu urtheilen, so hingen sie sämmtlich in einer Viertelstunde an den Raaen ihres eigenen Fahrzeugs — so aber mögen die Herren dort über sie zu Gericht sitzen. Es ist auch besser die Advokaten kriegen die Kerle unter die Hände, als daß sich ein ehrlicher Seemann die Finger mit ihnen beschmuzt".

Vollkommen befriedigt über Alles was er gesehen, empfahl sich endlich Capitain Barring dem Engländer, und wollte eben in seine Jolle hinabsteigen, als Jener ihn auf ein, von der Sklavenbrig nahendes Boot aufmerksam machte, in welchem die gemachten Gefangenen herbeigeschafft wurden. Es waren lauter dunkellockige wilde Gesichter, mit finster glühenden Augen und sonngebräunten Stirnen, die halb trotzig halb furchtsam zu dem hohen englischen Schiff emporschauten, an dessen Bord sie eines unfreundlichen Empfanges gewiß waren. Nur *eine* Gestalt, deren Kopf und Oberkörper von einem breiträndigen Strohhut verdeckt wurde, saß, ihnen den Rücken zugedreht, wie sinnend vorn im Bug des kleinen Fahrzeugs.

„Sonderbar," murmelte Capitain Barring vor sich hin — „jener Mann da — kommt mir so bekannt vor."

„Welcher? der vorn in dem Hut? das ist der Eigenthümer des Schiffs — der Unternehmer des Ganzen und wird die Suppe ausessen müssen, die er sich selber eingebrockt. Er hat — wie

ich aus sicherer Quelle weiß — durch einen räuberischen Ueberfall seiner Leute, einen nicht unbeträchlichen Theil der Sklaven gewonnen, und da das auf einem unter englischem Schutz stehenden Bezirk geschehen, so wird er deshalb in Anklagestand versetzt und möchte nicht so leichten Kaufs davon kommen.

„Aber wie ist sein Name," frug Capitain Barring.

Der Gefangene wandte in diesem Augenblick den Kopf und der Rittmeister wie Günther riefen zu gleicher Zeit überrascht aus:

— „Herr Kaffalt!"

Eine kurze Erklärung folgte hier und Capitain Barring bat den Engländer dringend, seinen bisherigen Passagier frei zu geben, dieser aber fühlte sich schon bei dem bloßen Vorschlag entrüstet, und schwur Stein und Bein, eher wolle er sich lieber selbst die linke Hand abhauen, als daß er einen Schurken entwischen ließe, der überhaupt viel zu gelind davon käme, wenn er einfach gefangen würde.

„Hätte er nur die Sklaven gekauft, und auf sein Schiff gebracht," sagte der alte Seemann, „ih nun, so ließe sich das vielleicht noch damit entschuldigen, daß er es anderen Schurken nachgemacht hätte, und nicht schlimmer sei wie diese; aber die friedlichen harmlosen Eingebornen eines fremden Landes zu überfallen, und in Knechtschaft fortzuschleppen, blos um erbärmlichen Goldes willen, das ist noch schlechter als niederträchtig, und wie gesagt, hätte ich in der Sache allein zu befehlen, der Bursche mußte mir hinaus an die Raaspitze — so aber soll wenigstens Alles geschehen was in meinen Kräften steht, sein Verbrechen so schwarz zu schildern, wie es wirklich ist, und ich hoffe dann doch noch wenigstens das Vergnügen zu haben, ihn strampeln zu sehen."

„Woher aber wissen Sie daß er so Fürchterliches verschuldet hat, wozu ihm ja auch kaum die Zeit geblieben sein kann, da

er erst vor wenigen Tagen mein Schiff verlassen?" frug Capitain Barring.

„Woher ich das weiß? von einem Mann, der jeden Zoll, sowohl von jener Brig wie von jenem Manne kennt; von demselben, der mir die genauste und treffendste Auskunft über das ganze Sklavenschiff gegeben, und der sich leider zu früh meinem wärmsten Dank entzogen hat."

„Er ist nicht mehr auf Ihrem Schiff?" frug Barring überrascht, und ein eigener Gedanke war es, der ihn schnell und plötzlich durchzuckte. —

„Nein — als wir das Fahrzeug genommen, wobei er selbst unter meinen Augen wie ein Löwe focht und eigenhändig den Sklavenhändler zu Boden warf und band, ohne sich weiter im Mindesten um den ihn umtobenden Kampf zu bekümmern, war er plötzlich verschwunden und keiner der Leute weiß anzugeben, wohin er gekommen."

„Wie sah er aus?"

„Dunkles Haar — dunkle Augen — finsterer aber offener Blick, stark sonngebräunt — sonst Seemannstracht."

„Keine Narbe?"

„Nicht das ich wüßte — doch ich glaube — eine Narbe über die Stirn — will's aber nicht fest behaupten; so genau habe ich ihn mir auch nicht angesehen."

Capitain Barring nickte schweigend mit dem Kopf und suchte, um jeder etwaigen Frage zu entgehen, den Engländer noch einmal zur Milde zu stimmen. Der wurde aber dadurch nur immer fester und unerbitterlicher, und da der Deutsche auch wohl einsah, daß all sein Fragen nicht allein nutzlos sei, sondern daß der Gefangene, wenn er wirklich ein solches Verbrechen begangen, sein Schicksal reichlich verdient habe, so wünschte er blos das Schiff zu verlassen, ehe jener es betrat, um ihm ein, für ihn sicher

beschämendes, und peinliches Begegnen zu ersparen. Um möglichst freundliche Behandlung des Verbrechers bat jedoch er den englischen Capitain, was dieser auch, wenn gleich augenscheinlich ungern, versprach, und in demselben Moment stieß die Jolle vom Schiff ab, zu ihrem eigenen Fahrzeug zurück zukehren, als die eingebrachte Mannschaft des Sklavenschiffes an der andern Seite hinaufbefördert und in Sicherheit gebracht wurde.

Die drei Männer beschlossen übrigens von Kaffalts Gefangennehmung kein Wort an Bord der Amazone zu erwähnen, denn, wie leicht erklärlich, mußte es ihnen unangenehm sein, den Mann, der bis jetzt mit ihnen an einem Tisch gegessen, in solcher Lage und überdieß schuldig zu wissen. Dadurch wurden sie aber verstimmt und es dauerte mehrere Tage ehe sie jenen Eindruck nur in etwas niederkämpfen konnten.

Sie befanden sich jetzt etwa im Wendekreis des Steinbocks — im 23. Grad — mit dem sie also die tropische Zone verließen; die Hitze ließ aber — die kühleren Nächte abgerechnet — wenig nach und nur der etwas günstiger werdende Wind, wie die weniger starke Gegenströmung ließ sie hoffen bald eine Fahrt zu beenden, die besonders in letzter Zeit durch ewige Windesstille und die entsetzliche Hitze gar sehr ermüdend geworden war. Was ihre Umgebung noch interessanter machte, ja ihnen endlich sogar auffiel, war eine große Anzahl verschiedener Fahrzeuge, die theils kamen theils gingen. Leslie erklärte ihnen die Ursache des so regen Seelebens an dieser Stelle.

Seiner Aussage nach befanden sie sich ziemlich in einem Breitegrad mit der Insel Itschiboe, von wo aus schon seit einigen Jahren der Guano in ungeheuren Massen besonders nach England geführt wird, um dort als Düngungsmittel zu dienen.

Der Guano ist nämlich ein in neuerer Zeit entdeckter und angewandter Dünger aus den Excrementen zahlloser Vögel bestehend

— hier in Itschiboe der Fettgänse, (Penguins) — der in solider Masse wohl zwanzig Fuß tief liegt und ein so ungemein kräftiges Düngungsmittel liefert, daß er selbst von Peru aus, besonders ehe man diese kleine Insel an der Westküste Afrika's entdeckte, eingeführt wurde. Es sind aber nicht allein die Excremente der Vögel, sondern auch die verwesten Körper der Penguins selbst, worunter sich sogar förmliche Schichten von Robben finden sollen, die hier freilich auf unbegreifliche Weise eine Art Begräbnißplatz gehabt haben müssen. Ein Mr. Parr, Capitain des Schiffes „Anna von Bristol" war sehr wahrscheinlich der erste Sterbliche der die Insel betrat, denn es ist ein nackter unfruchtbarer Fels, ohne Hafen, mit tückischem Sandufer, und nur von Tausenden dieser Vögel bewohnt, die, als die Europäer die Küste zuerst betraten, den Menschen kaum aus dem Weg gingen und sich ruhig und geduldig angreifen ließen. Der Penguin ist übrigens auch ein plumpes unbehülfliches Thier, das ähnlich dem Strauß, seine Flügel nicht zum Fliegen sondern nur zur Unterstützung im Gehen und zum Rudern gebrauchen kann. Mehre Inseln der Südsee sind ebenfalls von diesem Stoff ganz überdeckt; selbst in West-Australien hat man in neuerer Zeit ungeheure Quantitäten gefunden.

Wenige Tage waren sie noch gefahren, als die bisherige Eintönigkeit ihrer Reise ein gar schnelles Ende nehmen sollte. Der Wind, der schon einige Zeit, fast wie unschlüssig, bald von dieser bald von jener Seite geweht hatte, setzte sich plötzlich fest; dunkeldrohende Wolkenmassen preßten von Westen herauf und schienen dem Meere selbst zu entsteigen, der Ocean kochte und gährte und es war fast, als ob er bis in seine innerste Tiefe hinein erbebe.

Auf die Seeleute der Amazone machte aber diese schnelle und drohende Veränderung der beiden Elemente weiter keinen Eindruck, als daß sie rüstig daran gingen jeder etwaigen Gefahr be-

gegnen zu können; die Segel wurden beschlagen — alles an Deck Befindliche revidirt und, wenn nöthig, nachgeschnürt, um bei dem Stampfen und Schlingern des Schiffes, das sehr bald folgen mußte, nicht locker geschüttelt und seinem Halt entrissen zu werden.

Meister Sturm ließ auch nicht lange mehr auf sich warten; woher er kam — nur Gott weiß es — aber heran brauste er, auf ehernen Fittigen und riß Wolken und Meer mit starkem Arm hinein, in eine wilde fürchterliche Umarmung.

Das Toben der Elemente, ihre Gewalt und unbezähmbare Kraft ist groß, ist erhaben, aber fast größer, fast erhabener noch ist der Muth des Menschen, der sich auf dünner, zitternder Planke hinein, mitten hinein wagt in den entsetzlichen Kampf, der mit kecker Hand seine Barke dem ersehnten Strande zulenkt, und die Bahn findet in Nacht und Graus. Das ist der Sieg des Geistes über die rohe Kraft, der selbst die Elemente noch in ihrem Grimme zwingt, ihm zu dienen und zu gehorchen.

So dachte Günther, als er, eine der Besan-Pardunen fest umklammert, an der Leeseite des Schiffes stand, und hinausstarrte auf den in Meer und Wolken schwimmenden Horizont. Praktischer aber und mehr prosaisch nahm Capitain Barring die Sache auf, der jetzt, als alle nöthigen und in diesem Falle möglichen Vorbereitungen getroffen waren, von der Luvseite des Hinterdecks zu dem jungen Mann hinunterrutschte und, sich an einem der Besanwanten festhaltend, ausrief —

„Verdammt dreckiger Himmel heute, Bodmer wie? von da drüben her fängt's an Kanonen zu blasen — werden eine böse Nacht bekommen. Nun Gott sei Dank, daß die Windstille einmal vorüber ist, wie's jetzt geht, ist mir gleich, wenn nur die Stengen sitzen bleiben."

„Der Wind scheint günstiger geworden zu sein," sagte Gün-

ther als er den Blick zu dem halbeingereeften Vormarssegel emporwarf.

„Günstiger?“ rief der Capitain fröhlich — „wir sind jetzt in die Passatwinde gerathen und segeln geradezu in den Hafen der Capstadt ein, ein Bischen stürmisches Wetter, nun ja, das müssen wir uns schon gefallen lassen, weiter aber auch Nichts.“

„Gedenken Sie sich lange dort aufzuhalten?“

„Ich weiß noch nicht — das hängt ganz davon ab, ob ich bald wieder Passagiere und Fracht bekomme; acht Tage werde ich aber auf jeden Fall in der Capstadt bleiben müssen, denn eher könnte ich auch gar nicht mit Aus- und Einladen fertig werden — vielleicht nicht einmal in der Zeit.“

„Und dann kehren sie nach Hamburg zurück?“

„Wenn ich dahin Fracht bekomme, ja; wo nicht, ih nun, dann suche ich möglicher Weise irgend eine Speculation nach einem anderen Hafen und Welttheil, mir gleich wohin zu machen; belade vielleicht mein Schiff auf eigene Kosten, oder —

„Werde Sklavenhändler“ — unterbrach ihn hier lächelnd der Rittmeister, der sich in diesem Augenblick zu ihnen gesellte —

„Nein,“ sagte der Capitain sehr ernst, „das nie und wenn ich mein Brod erbetteln müßte — da lieber Pirat — zehntausend Mal lieber Pirat; es ist doch noch etwas Männliches um so ein wildes Leben das nur in Kampf besteht, und seine Existenz dem Schicksal gewissermaßen abtrotzt; aber Sklavenhändler — pfui — es sind feige Diebe; und kein Mensch soll mir sagen, daß ein Sklavenhändler ein Herz hat — er verriethe eben so gut den eigenen Bruder, wenn er nur Geld dabei zu verdienen hoffte.“

„Herr Kaffalt wird seinen ersten Versuch in dem Geschäft theuer büßen müssen —“ meinte Günther.

„Ersten Versuch —“ sagte der Capitain kopfschüttelnd, „guter Bodmer — das ist ein alter Fuchs, der mag manche Neger-

seele auf seinem Gewissen haben — wie aber Johnson ihn aufgespürt haben kann." —

„Johnsohn?" frug der Rittmeister schnell — „also vermuthen Sie wirklich auch, daß unser früherer Untersteuermann hier die Hand mit im Spiele gehabt?"

„Wie wäre das möglich," sagte Günther ungläubig, „Johnson hat uns in Freetown verlassen, und sollte jetzt plötzlich in Benguela, und eben so schnell wieder auftauchen, als wir selbst die Reise gemacht haben?"

„Und warum nicht?" entgegnete ihm der Rittmeister. „Wir haben uns keineswegs übereilt, und irgend ein schnell segelnder Schoner hätte schon vor vierzehn Tagen hier sein können; Johnson aber wußte, daß Kaffalt in Benguela zu laden beabsichtigte, und nach alle dem was früher vorhergegangen, bleibt es mehr als wahrscheinlich, daß sich Johnson auf solche Art an dem gerächt hat, der ihn zwang sein wildes Leben auf's Neue zu beginnen oder doch wenigstens für den Augenblick eine Carrière zu verlassen, die ihm die Rückkehr in den ehrlichen Verkehr der Welt eröffnete. Kennt Madame Wegmeier schon den wahren Charakter jenes Mannes?"

„Ja" — sagte der Capitain, „wir haben es ihr mitgetheilt, um ihren armen Florian vor den immer und immer wiederkehrenden Vorwürfen zu schützen; sie ist jetzt sehr kleinlaut geworden und scheint sich die Sache außerordentlich zu Herzen genommen zu haben."

„Was ging aber Madame Wegmeier das Ganze an?" frug Günther erstaunt.

„Mehr als man wohl beim ersten Anblick glauben mag," lachte der Capitain, „doch kennen Sie die näheren Umstände nicht, und ich will sie Ihnen hier mit wenigen Worten mit-

theilen. Sie werden sich erinnern in welchem Zustand wir Madame bei unserer Abfahrt von Benguela an Bord schafften — gut — Herr Kaffalt war in jener Zeit viel um sie gewesen und — hatte er sich wirklich in die älteste Tochter derselben verliebt, oder war es auch nur wieder einer jener argen Pläne, deren sein Herz, wie wir jetzt so gegründete Ursache haben zu glauben, fähig war, kurz er hatte um ihre Hand angehalten, dabei aber wahrscheinlich der guten unerfahrenen Frau eine solche glänzende Schilderung von seinen eigenen Verhältnissen gemacht und so trefflich gewußt, alle ihre kleinen Schwächen zu benutzen, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, ihre Einbildungskraft zu erregen, daß sie endlich davon hingerissen, ihre Einwilligung gab, und nun die Sache für abgemacht hielt; denn daß Florian Wegmeier es wagen würde zu widersprechen, fiel ihr nicht einmal im Traum ein. Florian Wegmeier widersprach aber wirklich und dießmal zwar, durch seine beiden Töchter unterstützt, so ernsthaft, daß Madame ihr Recht als Herrin gefährdet glaubte, und die Sache, die sie unternommen, auch durchsetzen wollte. Herr Wegmeier rief jedoch mich den Capitain zu Hülfe und Madame nahm, als weiter gar nichts half, zu Krämpfen ihre Zuflucht. In diesem Zustand wurde sie an Deck geschafft, bestand aber darauf von der Zeit an ihren Gatten den „Glücksmörder seines eigenen Fleisches und Blutes" zu nennen, bis jetzt zu Herrn Wegmeiers Glück Kaffalts wahrer Charakter an's Licht kam, und die thörichte Frau sich nun überzeugen konnte, wie sie in leichtsinniger Verblendung im Begriff gewesen war, das eigene liebe Kind einem Ungeheuer zu opfern. Doch, meine Herren — da seh ich eben das einladende Antlitz des Stewards auf der Cajütentreppe — wenn's Ihnen recht ist, wollen wir unten bei einem Glase Wein zu vergessen suchen, daß wir in lauter Wasser schwimmen."

Die Männer folgten herzlich gern dem Rufe; der Rittmeister meinte aber noch lachend, als sie sich die Cajütentreppe herabbalançirten, „es würde wohl aus dem Vergessen Nichts werden, denn das liebe Meer selbst sorge schon dafür, daß ihnen die Erinnerung daran immer frisch und lebhaft bliebe — es schüttele sie ja herum wie eine Medicinflasche.“

6.

Das Cap der guten Hoffnung.

Wie es Capitain Barring vorhergesehen, so geschah es; der Wind obgleich stürmisch und wild, daß die Mannschaft fortwährend mit dem Setzen und Wiedereinnehmen von Segeln beschäftigt blieb, zeigte sich als dauernd günstig und nach, wenn auch gerade nicht angenehmer, doch keineswegs ungünstiger Fahrt näherte sich die Amazone dem Ziel ihrer Fahrt, dem Cap der guten Hoffnung.

Bald tauchten in blauer Ferne die hohen Kuppen des Tafel- und Teufelbergs wie die des Löwenkopfes empor. Dichter, gegen Abend emporsteigender Nebel, hinderte sie nun zwar noch vor einbrechender Dunkelheit den Hafen zu erreichen und sie mußten, um nicht vielleicht in dem fremden Gewässer an den Strand getrieben zu werden, den Anker fallen lassen; am nächsten Morgen aber, als die Sonne die schwellenden Dunstmassen durchbrach, breitete sich ein herrliches, entzückendes Bild, jener hohe, mächtige Gebirgsgürtel vor ihnen aus, in den hineingeschmiegt und von Fels und Meer fest eingeschlossen, die freundliche Capstadt, an der Südspitze eines so reichen und doch noch so wenig gekannten Landes, lag.

Die Luft war nun rein und klar, kein Wölkchen trübte das fehlerlose Blau des Himmels, nur um den wunderlich abgeflachten

Gipfel des Tafelbergs, der mit seinen kühnen pittoresken Conturen stolz emporstieg, drängten und wälzten sich noch leichte, durchsichtige Nebelschleier, preßten in die Schluchten und Felsspalten hinein, verschwanden hier in einer eingerissenen Kluft, und schienen dort wieder in den Aether hinauf zu steigen und wie dünner Hehrrauch zu zerfließen. Es ist dieß ein an der Bai häufig gesehenes Schauspiel und jener Nebelschleier des Tafelberges, der dann gewöhnlich auch noch den Löwenkopf umgiebt, wird sehr charakteristisch das Tafel- oder Tischtuch genannt.

So hoch und gewaltig strecken sich aber diese mächtigen Kuppen empor, daß die Stadt selbst, vom Hafen aus betrachtet, dem Beschauer fast nur als klein und unbedeutend erscheint, und dieser muß sich wirklich erst an das Großartige der Scenerie gewöhnen, ehe er im Stande ist einen richtigen Maaßstab anzulegen. Die Berge bestehen aus einem dunkelen, röthlich grauen Sandstein und zeigen, dicht an der Stadt und überhaupt an ihrem Fuß ausgenommen, nur wenig und unbedeutende Spuren von Vegetation, dort aber, wo sich ihre Abdachung leise und allmählig nach dem Hafen zu hinunterneigt, schimmern desto freundlicher hie und da die einzeln zerstreuten hellen Landhäuser aus dem sie umschmiegenden Grün der Bäume und Büsche hervor.

Die Stadt selbst verräth noch in mancher Hinsicht Spuren ihrer früheren Besitzer, der Holländer, aus diesen besteht auch unstreitig der größte, ja fast der einzige Theil der Bevölkerung, denn wenigstens neun Zehntel von ihnen könnten nicht, selbst mit dem besten Willen, das wirklich ächt holländische Ansehn verleugnen; in neuerer Zeit haben sich übrigens auch viele Engländer, besonders von Ostindien kommend, hier niedergelassen, und wie in den amerikanischen Colonien, so wird wohl auch hier der ursprüngliche ruhige Charakter des Niederländers verschwinden, und dem

regsameren Leben und Treiben eines jetzt wenigstens thätigeren Volkes Raum geben.

Die Stadt ist ziemlich regelmäßig angelegt, und in manchen Straßen geben Alleen von Eichen, Pappeln und Nadelholz einen angenehmen und wirklich nothwendigen Schatten, die Häuser scheinen übrigens aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt zu sein; nicht zwei sehen sich ähnlich, weder in Bauart noch Farbe, und so getreu haben ihre Erbauer die alten vaterländischen Formen beibehalten, daß man ziemlich deutlich an jedem einzelnen das Land erkennen kann, aus dem es stammte. Wie streng diese Colonie noch ihre alten Sitten zu wahren wußte, obgleich sie nun doch schon seit einer geraumen Zeit unter englischen Scepter steht, mag auch das beweisen, daß noch in den Schulen großentheils holländisch gelehrt wird und der Fremde viel leichter mit dieser, als mit der englischen Sprache zurecht kommt.

Die Capstadt liegt übrigens nicht, wie oft irrig vermuthet wird, am wirklichen Cap der guten Hoffnung, sondern auf einem flachen Ufer im südöstlichen Winkel der Tafelbai und hat sich jetzt, trotz ihrer keineswegs sehr bequemen Lage, zur Hauptstadt des ganzen südlichen Afrika emporgeschwungen. Hier findet aber auch der Engländer den Mittelpunkt seines ganzen Welthandels, denn das Cap der guten Hoffnung liegt fast gleich weit entfernt von all seinen Besitzungen, und bildet zugleich den Stapel- und Ruheplatz mit dem Innern jenes gewaltigen, für die englische Regierung so einträglichen Welttheils. In 50 Tagen segelt ein Kriegsschiff nach England, in 18 — 20 nach Rio Janeiro, in 64 nach Neusüd-Wallis und Vandiemensland, in 12 Tagen nach Madagascar und Mauritius oder Bourbon; in 42 — 50 Tagen nach dem rothen Meere bis Suez, und eben so lange braucht es in die indischen Häfen, ja nur wenige Tage mehr, um nach China zu gelangen. Zugleich bildet es einen trefflichen

Landungsplatz für die Ostindienfahrer und es erscheint wirklich auffallend, daß die englische Regierung, die sonst so mütterlich für ihre Colonieen sorgt, diese, die wichtigste vielleicht von allen und wenn auch nur für spätere Zeiten, hinsichtlich ihrer politischen Regierung fast ganz sich selbst überlassen hat. Die hier herrschenden Gouverneure durften fast despotisch ihre Macht üben und wenn auch Einzelne nach bestem Willen und möglichsten Kräften das Gute der Colonie zu fördern suchten, so blieben sie immer doch nur zu kurze Zeit am Ruder, um selten mehr als das Beginnen ihrer guten Pläne in Ausführung bringen zu können.

Seit 1652 ist das Cap erst von den Holländern angesiedelt, wo es, bis zum Jahre 1795 — von Joan Anthony van Riebeck an bis zu Abraham J. Sluysken — acht und zwanzig holländische, und von da an bis jetzt, achtzehn englische Gouverneure gehabt hat. Man kann sich leicht denken, wie nachtheilig ein solcher ewiger Regierungswechsel auf die Colonie wirken mußte, und das Resultat ließ sich denn auch voraussehen. Anstatt daß der Gouverneur, durch langjähriges Beisammensein mit den benachbarten Stämmen der Eingebornen, sich deren Vertrauen, deren Zuneigung erwerben konnte, so hatte kaum einer mit ehernem Scepter geherrscht, als auch schon ein anderer, dem vielleicht gar noch Land und Sitten völlig fremd waren, folgte, und Haß und Unfrieden mußte die unausbleibliche Folge sein. Der Hauptgrund alles Streites, wenigstens für das Innere der Colonie, liegt freilich in dem Wechsel der Oberherrschaft überhaupt, die eigentlich den Holländern mit Fug und Recht zustand, später diesen aber, durch Gewalt der Waffen von den Engländern entrissen wurde.

Im Jahre 1620 nahmen allerdings zwei Commodore der ostindischen Compagnie (Humphrey Fitzherbert und Andrew Shillinge) im Namen des König James förmlichen Besitz vom Cap,

es fiel ihnen aber keineswegs ein sich hier anzusiedeln, und Engländer, Portugiesen wie Holländer landeten nur dann und wann dort, auf ihren Fahrten nach Ostindien, da ihnen dieser Ort einen bequemen Ruheplatz gewährte. Erst dreißig Jahre später, 1650, sandte die holländische Regierung, auf Anrathen eines Chirurgen ihrer ostindischen Compagnie (van Riebeck) hundert Männer und hundert Frauen dorthin und von dieser Zeit an blieb das Cap 180 Jahre im Besitz der Holländer.

Das Edict von Nantes und die Verfolgung der Protestanten in Europa hatte in sofern ersprießliche Folgen für jenes Land, da es ihm eine Menge von Auswanderern zusandte, die sich dort besonders mit der Cultur der Rebe beschäftigten; aber selbst dann noch schien die holländische Regierung keineswegs an einen inneren Nutzen der Colonie zu glauben, sondern betrachtete sie fortwährend einzig und allein als einen Landungsplatz für ihre indischen Schiffe.

Da benutzte im Jahre 1795 England die europäischen Streitigkeiten und nahm, nach kurzem Kampf, das Cap in Besitz, trat es jedoch, nach dem Frieden von Amiens, wieder an seinen Herrn ab. Jetzt hatte es übrigens die Vortheile kennen gelernt, die ihm daraus entspringen mußten einen Posten inne zu haben, der den ganzen östlichen Handel gewissermaßen beherrschte; bei der ersten Erneuerung des Kampfes mit Frankreich und seinen Verbündeten also, sandte die englische Regierung augenblicklich eine starke Macht unter Sir David Baird und Sir Home Popham nach dem Cap — es war im Januar 1806 — und am Fuß des Tafelbergs, wo sich die holländischen und englischen Truppen begegneten, erfochten die letzteren einen leichten entscheidenden Sieg. Von dem Tage an hörte das Cap auf holländisches Eigenthum zu sein, und die Engländer werden nun wohl ihre neue Colonie mit möglichster Vorsicht wahren.

Daß sich aber die holländischen Ansiedler nicht gern und willig einer fremden Macht, die ihnen nicht einmal freundlich gesinnt war, unterwarfen, läßt sich ebenfalls leicht erklären. Ein großer Theil von ihnen wollte auch der englischen Oberherrschaft gar nicht botmäßig bleiben und wanderte nach Port Natal aus. Dort widersetzten sich die Boors förmlich den Engländern, als diese sie verhindern wollten, einen ihnen selbst freundlich gesinnten Stamm zu bekriegen, und besiegten und vernichteten fast total die erste, gegen sie ausgesandte kleine Truppenmacht. Später mußten sie allerdings nachdringenden Verstärkungen weichen und Natal räumen, im Innern des Landes aber setzten sie sich fest, und boten hier allen weiteren Angriffen Trotz.

Später folgte eine große Anzahl der Boors den vorangegangenen Landsleuten, und was die Engländer nun nicht mit Gewalt erringen konnten, suchten sie durch Hinterlist und die Hülfe der früher selbst von ihnen mishandelten Stämme zu gewinnen. Noch 1844 machte der Gouverneur eine Reise in das Innere, und hatte dort mit dem Häuptling der Griquas — einem Bastardstamm von Boor und Hottentot — eine geheime Unterredung, deren Inhalt sich leicht aus den nachfolgenden Ereignissen schließen ließ. Die Griquas, die bis dahin mit den Boor's in ganz gutem Vernehmen gestanden und von diesen für Alles was sie von ihnen bekommen, reichliche Entschädigung erhalten hatten, fingen plötzlich Streitigkeiten an und trieben diese sogar bis zu offenen Feindseligkeiten, wobei sie sich dann plötzlich von den Engländern unterstützt fanden, welche die Boor's für englische Unterhanen erklärte und jene Rebellen nannte, weil sie ohne Vorwissen der Regierung mit, dieser befreundeten Stämmen einen Krieg eröffnet hätten. Die Boor's ließen sich aber nicht einschüchtern und zogen sich in die Gebirge zurück, wohin ihnen die englischen Truppen nicht zu folgen wagten.

Aber nicht die Boor's allein waren es, welche die Grenzen der englischen Colonien gefährdeten, einen noch schlimmeren und unermüdlicheren Nachbar haben sie an den Kaffern, die, durch die englischen Händler selbst unterstützt, in neuerer Zeit viel drohender und jetzt auch gefährlicher aufgetreten sind, als früher, da sie sich nicht allein großentheils mit Schießwaffen, sondern auch mit den früher gar nicht gekannten Pferden zu versehen wußten, und nun leicht Tod und Verderben in die Ansiedelungen der Weißen zu tragen im Stande sind.

Der Kaffer ist schön und kräftig gebaut, und dabei ein ächter Sohn der Wildniß, kriegerisch und gewandt; deßhalb aber konnte und wollte er es auch nicht ruhig und geduldig mit ansehen, daß die fremden Eindringlinge den friedlichen Besitz seines schönen Landes genössen, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß sie ihn selbst daraus vertrieben. Vorzüglich zeichnete sich in diesem Stamm der frühere Häuptling „Luchs" oder „Makanna" wie er genannt wurde, aus, der im Jahr 1819 selbst das wohlbefestigte Grahamstown überfiel und es sicher genommen haben würde, hätte sich nicht zufällig zu derselben Zeit ein alter Hottentot Häuptling Boezac mit seinen Büffeljägern dort aufgehalten. Dieser unterstützte, des Krieges mit den Kaffern kundig, die Garnison und Makanna wurde mit ungeheurem Verlust zurückgeschlagen.

So war es aber von jeher; wie hätten die Europäer jene ungeheuren, zahllosen Stämme der Eingebornen Asiens, Afrikas, Amerikas und Australiens besiegen können, wäre nicht die Uneinigkeit dieser selbst ihr furchtbarer Bundesgenosse gewesen. Die schlauen Weißen wußten dann, sei es durch List oder Geschenke, den farbigen Sohn der Wildniß ihrem Interesse zu gewinnen, und die Helden des Landes, jene tapferen Häuptlinge, die von Vaterlandsliebe beseelt das Schicksal erkannten, das ihnen drohte, und die mit dem letzten Blutstropfen ihre Freiheit und Unab-

hängigkeit sich bewahren wollten, sie, die mit den Ihren vereint, den Europäern ein entsetzlicher, vielleicht unbesiegbarer Feind gewesen wären, sie mußten dann gewöhnlich durch den Verrath und die Abtrünnigkeit eben derselben unterliegen, für deren Wohl sie kämpften, für deren Heimath sie ihr Blut vergossen. Zu spät sahen diese dann ihre Thorheiten ein, zu spät erkannten sie, wie sie den fremden Eindringlingen nur deßhalb Vorschub geleistet hatten, um nun selbst von ihnen unterdrückt und in den Staub getreten zu werden und wenn sie auch jetzt ihren Wahnsinn, ihre Blindheit erkannten, so lagen doch die nun, die gerade der kräftigste Schutz und Schirm gegen Frechheit und Uebermuth der Fremden gewesen wären, in ihren blutigen Gräbern, und schliefen von Freundeshand gemordet, während die Fersen der Sieger, ihre Schmach verkündend, zu ihnen hinabdröhnten.

Hat nun aber auch der Stamm der Kaffern den europäischen Geschützen weichen und einen großen Theil seiner Ländereien den weißen Siegern überlassen müssen, so bot ihnen doch das Innere des noch unerforschten Landes zu sichere Zufluchtsörter, um dort nicht allein ihre Nationalität, sondern auch ihre Kraft wahren zu können. Wie die von den Russen bedrängten Tscherkessen, so zogen sie sich in die Berge und Einöden ihres Landes zurück und haben nun, trotz häufigen Friedensschließungen, einen wohl durch diese unterbrochenen, aber nichts weniger als beendeten Krieg mit den Europäern geführt, denen sie, wie schon gesagt, mit jedem Jahre gefährlicher werden, indem sie Schild und Lanze ziemlich bei Seite geworfen haben und dafür nun zu Pferde, mit Schießgewehr bewaffnet, ihre Einfälle in die Grenzländer machen.

Die Lage der englischen Grenzen begünstigt sie dabei ungemein; das Kafferland liegt nämlich zwischen einer wilden Bergkette (der Quathlamba) und dem Meere, und die Grenze zwischen der Colonie und dem eigentlichen Lande der Kaffern bildet haupt-

sächlich der Fischfluß, wie weiter oben der Katzenfluß, von wo aus sie durch die Gebirge zu dem höchsten Theile des Winterberges hinaufläuft. Am meisten thut dabei jenen Ueberfällen das Terrain des Fischflusses Vorschub, dessen waldiges, mehr als eine deutsche Meile breites Thal, so wild und toll verwachsen ist, daß es an vielen Orten selbst den eingebornen Stämmen undurchdringlich bleibt, und fast stets von ihnen zum Hinterhalt benutzt wird, wenn sie die Grenzwohnungen überfallen oder die Herden der Colonisten forttreiben wollen. Die Engländer bekommen auch nicht eher Ruhe, bis sie ihren wilden Feind über diese Grenzen hinaus und in das flache Land hineingetrieben haben, wo er aber dann freilich ebenfalls durch angelegte Forts und dicht besiedelte Strecken in Schranken gehalten werden müßte.

Wie aber ein Volk zuletzt durch immer wiederholte Mishandlungen und Bedrückungen zum Aeußersten getrieben und förmlich verwildert, ja noch dazu durch das Christenthum oder wenigstens durch Die, die seinen Namen schänden, verwildert werden kann, das beweisen die Buschmänner, ein Volksstamm der gar nicht existirte, ehe die Christen das Land betraten.

Die Buschmänner entstanden aus den friedlichen Völkern Süd-Afrika's, aus den viehzuchttreibenden Hottentotten, die in ihren Kraals oder Dörfern beisammen lebten, und von Häuptlingen regiert wurden. Nehmt aber einem auf seine Viehzucht angewiesenen Volk die Herden und Weidenplätze, verdrängt es aus seinen Wohnungen, und ihr weist es auf Raub und Mord an; so geschah es mit jenen Stämmen. — Die Hottentotten sahen sich aus den fruchtbaren Thälern die sie bis dahin inne gehabt, von ihren Flüßen und Quellen verjagt, und flüchteten in die öden Steppen und nackten Gebirge, um nur der Sklavenpeitsche zu entgehen. Von hier aber aus fielen sie, wie der schottische Hochländer über die Bewohner des flachen Landes, so über die her, die sie

ihres Gutes, ihrer Heimath beraubt hatten; Raub war hier nur Wiedervergeltung und die Grenzbewohner fanden bald zu ihrer nicht geringen Bestürzung, daß sie den Angriffen eines Feindes ausgesetzt seien, der weiter Nichts zu verlieren hatte als sein Leben, und rauben mußte, wenn er nicht verhungern wollte. Es wurden jetzt zahlreiche Commandos in das Gebiet dieser Horden gesandt und jene betrieben einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen die Unglücklichen, indem sie die Erwachsenen niedermetzelten und die Kinder in Sklaverei schleppten.

„Behandele einen Menschen wie ein wildes Thier und er wird es." So mit diesen Stämmen — gehetzt und verfolgt lebten und hausten sie in den wilden ungangbaren Schluchten ihrer Gebirge, und sobald die Commandos ihre Grenzen verlassen hatten, brachen sie wieder mit erneuter Wuth hervor, jetzt nicht allein ihren Hunger zu befriedigen, sondern auch die Erschlagenen ihres Stammes zu rächen.

Doch es ist das ein Kapitel, was in allen, allen Ländern gespielt hat, seit Eigennutz civilisirte Völker zu Räubern machte, und die Religion ihren Namen leihen mußte, den Schandfleck damit zu bedecken; die Folgen sind sich auch unter allen Himmelsstrichen, in allen Welttheilen gleich geblieben, und der civilisirte Indianer treibt sich eben so gut trunken und in seine schmuzige wollene Decke gehüllt in den kleinen Städten und vor den pesthauchenden Spiritusläden des nördlichen Amerika's herum, wie der halbnackte Hottentot, zum Aerger des ehrbaren Theils der Bevölkerung in den Colonien des Caps. — Die Bewohner des Amazonenstroms schleppen ihre Ketten so gut wie die des Ganges. Manche unterlagen gänzlich, wie z. B. die schon früher erwähnten Guanchen, die Urstämme der Canariden. Andere, wie die Bewohner vieler Inseln des Stillen Meeres, Van Diemens-Land und mehre, sind gänzlich von ihren alten Jagdgründen vertrieben und leben

jetzt von der Gnade ihrer Räuber, während die, die ein wildes Land in Rücken hatten, wohin sie sich flüchtend zurückziehen konnten, wie die stolzen Stämme der Felsengebirge, die wilden Schaaren der brasilianischen Urwälder oder die nackten Söhne jener ungeheuren afrikanischen Steppen, für den Augenblick den Todesstreich von ihren Häuptern abhielten, um aber nur das Verderben jetzt, zwar langsam doch sicher über sie einbrechen zu sehen. Sie müssen Alle unterliegen, und erst dann, wenn Staat in Staat greift und die Civilisation ein vereinendes Band um alle Länder schlingt, dann — fangen diese an sich untereinander zu bekriegen, und der liebe Gott wird schon wieder eine Entschuldigung hergeben müssen, unter der sie das Werk des Blutes beginnen.

Die Municipal-Regierung der Capstadt bestand früher aus einem Präsidenten und vier Senatoren, dem Schatzmeister und einem Secretair; der Präsident wurde für zwei Jahre gewählt und ihm folgte dann das älteste Rechtsmitglied; diese Eintheilung aber, obgleich sie einen segensreichen Einfluß auszuüben versprach, ist jetzt wieder verworfen, und die Stadt in zwölf Distrikte getheilt, die ihrerseits wieder in kleine Bezirke zerfallen, in welchen die Ortspolizei, besonders nach Art der Londoner, ganz vortrefflich ausgeübt wird.

Die Produkte des Landes bestehen großentheils in Wein der hier wirklich in ausgezeichneter Qualität gezogen wird; die Weinbauer hatten aber mit gar Manchem zu kämpfen, was sich die englische Regierung gegen sie zu Schulden kommen ließ, und Viele davon haben nun angefangen einen Theil ihrer Zeit auf die Schafzucht zu verwenden, die hier allerdings ebenfalls mit außerordentlichem Nutzen getrieben werden kann; die Wolle verspricht Ausgezeichnetes. Waizen und Mais wird ebenfalls in solcher Qualität gezogen, daß er nicht allein alle Bedürfnisse der Capcolonie

befriedigt, sondern auch noch nach der nicht sehr entfernten Insel Mauritius ausgeführt werden kann. Der jetzt dort gezogene Waizen ist von harter spröder Qualität und widersteht sowohl weit besser wie der frühergebaute den Insekten, wie auch dem, sonst oft ganze Felder verwüstenden Brand.

Ein sehr großes Hinderniß, das der Ausfuhr von allen Produkten, besonders dem der Wolle sehr im Wege steht, ist aber die schlechte Verbindung mit dem Innern des Landes, das noch dazu auf eine so entsetzliche Art ausgedehnt ist, während den Reisenden alle nur mögliche Hindernisse bedrohen und seinen Fortgang hemmen. Wären die Zugstiere in Südafrika nicht von so trefflicher Raçe, nie hätte man dann das Innere so weit erforscht, als es bis jetzt geschehen, und selbst von diesen sieht man nicht selten vor einem keineswegs ungewöhnlich schweren Wagen, vierzehn bis zwanzig Paare. Der afrikanische Stier ist übrigens eine von dem europäischen sehr verschiedene Art; seine Beine sind viel länger und sehniger, im Vergleich zu dem magern Körper, die Hörner hoch und stattlich und ihr Gang ist keineswegs der langsame, schwerfällig faule Schritt, der eine Fahrt mit unserem Rindvieh so verzweifelt langweilig macht, sondern nicht selten ein rascher Trab.

Die aus der Capcolonie ausgeführten Produkte, zu denen die Capstadt größtentheils den Stapelplatz bildet, bestehen in Wein, Wolle, Elfenbein, Wallfischthran, Häuten, Talg und Aloe, und werden theils aus dem Innern in Wägen, oder aus der Algoa Bai in kleinen Fahrzeugen hierhergeschafft. Anstatt aber an bestimmte Handlungshäuser zu kommen, wie dieß in fast allen Seestädten der übrigen Welt der Fall ist, verauktionirt man hier allsonnabendlich die Waaren, von denen jedoch vorher eine nicht unbedeutende Taxe an die Regierung abgegeben werden muß, wie denn überhaupt in sämmtlichen Colonien gar Nichts getrieben,

gar Nichts unternommen werden kann, ohne einer Taxe zu unterliegen.

Noch verdienen die an der „falschen Bai" gelegenen, vorzüglichen Weinländer des Caps, die Güter von Constantia, eine besondere Erwähnung, denn wie der Johannisberg am Rhein, oder die Südseite Madeira's das vorzüglichste Getränk liefert, so ist auch der Constantia-Wein am Cap der guten Hoffnung seiner trefflichen Eigenschaft wegen berühmt und geachtet. Jener Distrikt wird daher auch sorgfältig bebaut und gepflegt, und obgleich das Land selbst nicht so ausgezeichnet ist, sondern großentheils aus leichtem, sandigen, ja oft kiesigem Boden besteht, so eignet sich doch die ganze Lage — hauptsächlich an der Süd-Ost-Abdachung der Berge, vorzüglich für den Anbau des Weins.

Was die in den Colonien erscheinenden Zeitungen betrifft, so werden diese theils in englischer, theils in holländischer Sprache gedruckt, und zwar manche sogar auf einer Columne englisch, auf der andern holländisch. Ein nur holländisches Capblatt ist „De Zuid Afrikaan", ein nur englisches dagegen „the Cape Frontier Times" und „the Grahams Town Journal. The waare Afrikaan" hat nur den holländischen Titel und ist sonst englisch.

Doch wir müssen jetzt auch wieder zu unseren Reisegefährten zurückkehren, die, als das Schiff den Anker geworfen, durch die Jolle des Capitains gelandet und im Victoria Hotel abgestiegen waren. Der Rittmeister hatte dabei augenblicklich einen Boten nach dem nur kurze Strecke entfernten Landgut seines Bruders abgeschickt, diesen von seiner Anwesenheit in Kenntniß zu setzen und Herr Wegmeier beschloß, sich ohne weiteren Zeitverlust nach einem anderen Schiff umzusehen, um darauf seine, eigentlich etwas zu sehr verzögerte Reise fortsetzen und beenden zu können. Günther aber gedachte, sich dem in der Capstadt wohnenden Handelsfreund seines seligen Vaters vorzustellen, dessen Tod ihm mit-

zutheilen und seinen Rath über nächstzuthuende Schritte zu hören. Madame Wegmeier bezog unterdessen zwei der schönsten Zimmer des Hotels, wo es ihr ungemein zu gefallen schien und Jonas, dessen Garderobe bei dem letzten Ritt in Benguela einen bedeutenden Riß bekommen hatte, da alles Zerreißbare an ihm zerrissen, alles Verlierbare an ihm verloren worden war — schritt noch an demselben Abend mit breitem Strohhut und dünner Leinwandjacke, wie ein holländischer Boer in den breiten Straßen der Capstadt umher und erklärte schon am nächsten Morgen, zum Entsetzen seiner Mutter, daß er, wenn es ihm in Ostindien nicht gefiele, keineswegs nach Braunschweig, sondern nach dem Cap der guten Hoffnung zurückkehren werde.

Er sollte aber, und das zwar ganz unvermuthet, stärker an die Heimath und ihre Freuden gemahnt werden, als er es vielleicht gedacht und für möglich gehalten hatte; denn am nächsten Morgen kam, mit des Rittmeisters Bruder und von dessen Plantage — wer anders als zwei ächte, vollblütige Braunschweiger in die Capstadt, zwei Schulkameraden von ihm, die er eher am Nordpol als an der Südspitze von Afrika, aufrichtig gesagt aber an keinem von beiden letzgenannten Orten vermuthet hätte, sondern einfach am Hagenmarkt und in der neuen Straße von Braunschweig. So aber standen sie plötzlich, als er die Straße hinunterschlenderte, vor dem „Royal George-Hotel" und das Erstaunen schien hier wirklich gegenseitig zu sein.

„Jonas Wegmeier!" — riefen die Einen — „Wilhelm Hugh — Heinrich Höffert!" der Andere, und eine herzliche Umarmung schloß gleich darauf die Drei zu einem innig verwebten Kleeblatt in einander, an welchem Jonas' ausgestreckter linker Arm mit dem er seinen Strohhut vor dem Zerdrücken bewahren wollte, recht gut den Stengel bilden konnte.

Doch da mit ihnen auch zu gleicher Zeit der, von dem Rittmeister so heiß ersehnte Bruder auf dem Schauplatz erschien, der, anstatt allein, mit seiner ganzen Familie in der Capstadt angekommen war, und da das Zusammentreffen dieser für Einzelne unserer Reisegefährten von wichtigen Folgen sein sollte, so wollen wir lieber mit ihrer Beschreibung ein neues Capitel beginnen.

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Geschütz Transport gegen Kote Kangra.

Reisen um die Welt.

Ein Familienbuch.

Von

Friedrich Gerstäcker.

Vierter Band.

Mit vier Abbildungen.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1847.

Inhaltsverzeichniß.

Vierter Band.

1. Der fliegende Holländer.

Hugh und Höffert. — Der Handelsfreund. — Plan der beiden Bonnfeld's. — Der Tafelberg. — Der Silberbaum. — Der springende Stein. — Aufträge für Braunschweig. — Die Abfahrt. — Kapstürme. — Der alte Bleede. — Der fliegende Holländer. — Ein Segel in Lee. — Die Verwandlung. — Bleede's Meinung. — Die Sage vom Holländer. — Bahrend Focke. — Capitain Owen's Bericht. — Focke's Denkmal.

Seite 1—28.

2. Madagascar.

Das Albatros. — Die Kaphenne. — Die Kaphenne seekrank. — Das Harpunenstoßen. — „Da kommt einer!" — Der sterbende Delphin. — Madagascar. — Erste Entdeckung. — Benjowsky. — Radama's Tod. — Die verschiedenen Nationen. — Ranavalona. — Ranavalona's Correspondenz. — Frankreichs und Englands Einmischung. — Beschießung des Forts. — Europäische Rechte. — Die Malegaschen. — Der Häuptling der Howa's. — Madegassische Schmelzöfen. — Die Fee von Nossi-Bé. — C'est tout comme chez nous. . . . S. 29—53.

3. Das brennende Schiff. — Mauritius.

Klimatische Verschiedenheiten. — Das Nothzeichen. — Das Zeichen beantwortet. — Das brennende Schiff. — Der Löwe. — Der Elephant. — Die Verfolgung. — Die fremden Seeleute.

— Der Engländer. — Mauritius. — Port Louis. — Der Kuli-Handel. — Erste Entdeckung. — Wässerung der Seeschiffe. — Die Ueberraschung. — Die Rüstung. — Port Louis als Strafort. — Anker gelichtet. . . . . S. 54—73.

4. Ceylon.

Die Erscheinung. — Moira incantada. — Jonas. — Der Leopard. — Uebergewicht. — Gerechte Entrüstung. — Land in Lee. — Adam's Fußtapfe. — Der asiatische Elephant. — Hirsche und Büffel. — Pfaue und wilde Hühner. — Wenden. — Ceylon's Geschichte. — Der Zimmetbaum. — Die Cocospalme. — Die Perlenfischerei. — Die Taucherglocke. — Neuer Tauchapparat. . . . . S. 74—100.

5. Ostindien.

Die Staatstoilette. — Die böse Absicht. — Teuflische Bosheit. — Die Mündung des Hooghly. — Schwimmende Leichen. — Die Ufer des Hooghly. — Calcutta. — Der Bramanismus. — Indische Dreieinigkeit. — Die Anbeter Siwa's. — Die Buddhisten. — Die Kasten. — Die Thugs. — Geschichte Indiens. — Das schwarze Loch von Calcutta. — Vergeltung. — Hyder Ali. — Tippoo Saib. — Rundschid Sing. — Dessen Begräbniß. — Aufruhr der Sikhs. — Sieg über die Sikhs. — Die Alkalies. — Akbar Chan. — Kote Kangra. . . . S. 101—130.

6. Calcutta.

Verschiedene Einrichtungen. — Das Fieber. — Das Wegmeier'sche Testament. — Der Banian-Baum. — Waldbäume Ostindiens. — Früchte. — Gemüse. — Baumwolle, Thee. — Reißende Thiere. — Die Cobra Capella. — Mosquito-Netze. — Termiten. — Metalle und Mineralien. . . S. 131—146.

1.

Der fliegende Holländer.

Weit, weit in der Fremde, wo das arme Menschenherz plötzlich Alles das entbehren mußte, an dem es früher theils aus Liebe, theils aus Gewohnheit hing, gewinnen auch selbst solche Gegenstände, die wir in jenen Zeiten kaum beachtet, eine liebe, heilige Bedeutung; sie erscheinen wie aus einem glänzenden, fleckenlosen Stahlspiegel zurückgeworfen, der den Schmuz und Alltagsstaub in seiner eigenen Reinheit verschwinden läßt, und dafür nur die zarten, fast ätherischen Umrisse des Körpers selbst wiedergiebt.

Eben so nun wie mit leblosen Gegenständen, ist es mit Menschen, an denen wir sonst kalt vorübergingen; ihr Bild mag in unserem Herzen dasselbe geblieben sein, aber auch der Rahmen, in dem wir es früher gewohnt waren zu erblicken, Alles das was sie umgab, hat sich eben so treu unserem Gedächtniß eingeprägt, — ihr unerwartetes Erscheinen dann an einem Ort, wo Alles, Alles uns fremd und kalt umstarrte, macht die Erinnerung an jene Tage mit Zauberschnelle in uns auftauchen, und sie, die unschuldige Ursache dieses heimischen Grußes, werden uns plötzlich lieb und werth.

So war es mit den beiden Freunden und unserem Jonas; William Hugh sowohl, als Heinrich Höffert hatten sich früher

wenig um den immer etwas tolpatschigen Schulkameraden gekümmert, jetzt aber, da er ihnen auf einmal, wie Jonas selbst meinte, „am anderen Ende der Welt" begegnete, freuten sie sich herzlich und aufrichtig darüber und ihre Umarmung war so gut gemeint, daß unser junger Wegmeier erst gar nicht wieder zu Athem kommen konnte. Nun erfolgten aber vor allen Dingen die nothwendigen Erklärungen, denn beide Freunde wußten noch gar Nichts von der Wegmeierschen Erbschaft, und auch sie mußten nun erzählen, was sie so urplötzlich, wo sie jeder vernünftige Mensch in Braunschweig vermuthen mußte, an das Kap der guten Hoffnung geführt. Die Sache war übrigens sehr einfach; sie hatten ein Achtel in der Braunschweiger Landes-Lotterie gewonnen, und das nicht schneller und nützlicher geglaubt verwenden zu können, als wenn sie eine Reise zusammen machten. In Hamburg angekommen, benutzten sie das erste Schiff, was — gleich viel wohin — aus dem Hafen lief, und das war denn zufällig nach dem Kap der guten Hoffnung bestimmt gewesen. In vierzehn Tagen, in denen sie ziemlich ziel- und zwecklos hier umhergeschlendert, lernten sie endlich einen Pflanzer aus der Nachbarschaft — gerade den Bruder des mit der Amazone gekommenen Rittmeisters Bonnfeld — kennen, der sie freundlich zu sich auf seine Plantage, oder vielmehr auf die Plantage seines Abkäufers einlud, denn er selbst hatte seit kurzer Zeit Alles veräußert und stand im Begriff, nach Ostindien überzusiedeln. Die Ankunft des Rittmeisters war nur, was er dazu erwartet zu haben schien, und kaum erhielt er den Brief, als er, von seinen sämmtlichen Verwandten begleitet, der Kapstadt zueilte, um dort den seit langen Jahren nicht gesehenen Bruder zu begrüßen und zugleich die Einschiffung seiner beträchtlichen Güter und Waaren zu besorgen. Franz Bonnfeld hatte nämlich, außer seiner Pflanzung in der Nähe

der Kapstadt, auch noch eine bedeutende Handlung en gros und en detail von englischen Fabrikwaaren in der Stadt selbst gehabt, war aber — verschiedener Verhältnisse wegen, die er nicht gern zu berühren schien — fest entschlossen, das Alles aufzugeben und Afrika zu verlassen. Nach Deutschland, seinem Vaterland, zogen ihn dabei keine Bande mehr und Ostindien, mit dem er bis dahin in Handelsverbindung gestanden, war von ihm zu seinem künftigen Wohnsitz auserwählt worden.

Nun baten die gastfreundlichen Pflanzer der Umgegend allerdings die beiden Fremden, sich nicht durch die Abreise des Einen ebenfalls aus ihrer Gegend vertreiben zu lassen, sondern zu irgend einem Andern der Nachbarn zu ziehn, denen sie allen herzlich willkommen sein sollten; Heinrich Höffert schien sich auch in dem neuen Lande und unter seinem ungeheueren breiträndigen Strohhut ganz wohl zu fühlen und hätte seine Urlaubszeit gern noch etwas ausgedehnt, William Hugh aber meinte nicht ganz ohne Grund, er dürfe nicht so lange von Braunschweig fort bleiben, seine Clienten vertrügen sich sonst alle zusammen, und das wäre ein Schaden, den er nicht so leicht wieder gut machen könne. So hatten sie denn ebenfalls den Pflanzer nach der Kapstadt begleitet, um hier so recht wie aus den Wolken geschneit einen Schulkameraden zu finden.

Doch wir wollen die Drei sich selber und einem Glase feurigen Kapweins überlassen, zu dem sie Hugh augenblicklich, sobald der erste Freudenrausch nur ein wenig verdampft war, in ihr Gasthaus nahm, und indessen in das Victoriahotel zu unseren Reisegefährten zurückkehren.

Madame Wegmeier schwamm hier in einem Meer von Wonne; sie wurde von lauter wirklichen lebendigen Negern bedient; ganze Schaaren von Aufwärtern stürzten förmlich, wenn sie einen Wunsch äußerte, und hier zum ersten Mal bekam sie

eine Ahnung des Gefühls, was es heiße, die Frau eines Nabobs zu sein. Ihr ganzes Wesen erlitt auch eine Aenderung, sie schien größer zu werden; sie trug den Kopf weiter zurück, so daß sich der fette Nacken hinten in mächtige Falten legte, gegen ihre Töchter wurde sie einsylbiger und mehr herablassend als liebevoll, wie doch eine Mutter eigentlich sein sollte und Florian Wegmeier selbst mußte jetzt manche lange Gardinenpredigt hören, daß er sich so unverantwortlich gehen lasse und gar nicht ein Bischen zu wissen scheine, was einem Manne von seinem Stande und Vermögen gezieme.

Die beiden Brüder Bonnfeld hatten indessen, als die erste innige Begrüßung vorüber war, eine lange und geheime Conferenz mit einander gehabt; das Resultat mußte sich aber wohl zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt haben, denn sie wanderten bald darauf Arm in Arm dem Ufer der Bai zu und ließen sich dort an Bord der Amazone fahren, die unfern vom Ufer vor Anker lag.

Günther hatte dafür ein weit traurigeres Geschäft, den Handelsfreund seines Vaters nämlich zu besuchen, was die alten, kaum nothdürftig vernarbten Wunden wieder frisch bluten machte. In seinem Geschäft wollte er aber den Kaufmann nicht stören, da er zu viel mit ihm zu sprechen wünschte, was für das Ohr fremder Menschen nicht paßte; er suchte ihn daher in seiner eigenen Wohnung auf, und dadurch nicht zurückgeschreckt, daß er zweimal abgewiesen worden, da Mynheer das erste Mal bei Tische saß und später seine Siesta hielt, fand er endlich Zutritt und stand nun vor dem Manne, der ihm in dem fremden Lande rathen und helfen sollte und zu dem er, als dem treuen Freund seines verstorbenen Vaters, vertrauungsvoll und freundlich aufgeblickt hatte.

Lieber Leser! Hast Du Dich schon einmal in Deinem Leben so recht von Herzen auf das Wiedersehen irgend eines Menschen gefreut, und bist Du zum Beispiel schon einmal zu Jemandem ganz

plötzlich und unerwartet ins Zimmer getreten, der Dich früher recht lieb gehabt und Dich jetzt nicht mehr kennt, den Du überraschen wolltest und nun — während Deine ganze Seele in Deinen Augen, Dein Herz auf Deiner Zunge liegt, während Du mit lächelndem Blick Deinen Namen nennst — ist es Dir da schon, frag' ich Dich, begegnet, daß der also „Ueberraschte" ein wirklich überraschtes „Ach! — freue mich in der That" — ausstieß, und dann mit einer verbindlichen Handbewegung sagte: „wollen Sie sich nicht einen Augenblick setzen?" — Noch nicht? sei froh — es ist das ein schreckliches Gefühl und thut weher, als wenn uns zehn andere Menschen in Haß und Feindschaft begegnen.

So stand Günther dem Mann gegenüber, den er — in fast noch kindischer Unerfahrenheit, für seinen zweiten Vater gehalten, als dieser nämlich erfuhr wer er sei, und weshalb er *ohne* seinen Vater komme. Der Kaufmann lebte und webte nur in seinem Geschäft; er kannte keinen andern Gedanken und war der *Freund* des Deutschen geworden, in soweit sie bedeutende Geschäfte mitsammen machten und in lebhafter, beiden Theilen gar bedeutenden Nutzen bringender Verbindung standen. Jetzt, da durch dessen Tod diese Verbindung zerrissen worden — denn Günther hatte ihm selbst gleich im Anfang ihres Gesprächs offen gesagt, daß er sich nicht für fähig halte, die Firma seines Vaters fortzusetzen — was konnte er da für Nutzen von dem jungen Manne hoffen? Dieser forderte seinen Rath. — „Bleiben Sie Kaufmann," antwortete er ihm, „ich weiß nichts Besseres für Sie." — „Aber wenn ich dazu nicht tauge, nicht die Fähigkeit, nicht die Lust habe?" — „Possen! Die Lust kommt von selber und die Fähigkeit kann erworben werden." Günther wollte sich dadurch nicht in seinen neuen, wenn auch noch unbestimmten Planen stören lassen, und der Holländer gab ihm nun nicht undeutlich zu verstehen, daß die Zeit, in der er Geschäfte abmache, eigentlich *Morgens* sei, was ein zu deutlicher

Wink war, um nicht von dem, ohnedieß durch Jenes kaltes Wesen gereizten jungen Mann verstanden und augenblicklich befolgt zu werden.

Freundlicher hatten sich indessen die Pläne der beiden so lange getrennten Brüder geregelt. Der alte Pflanzer sprach, auf des Rittmeisters Anrathen, mit Capitain Barring und dieser, dem es ziemlich gleichgültig war, wohin er Ladung bekomme, ließ sich leicht bereden, die beiden Bonnfelds mit all ihrem beweglichen Eigenthum hinüber nach Calcutta zu schaffen, was er um so bereitwilliger that, da er zu gleicher Zeit einer bedeutenden Anzahl von Passagieren gewiß war, denn in diesem Fall blieben ja auch sämmtliche Wegmeiers auf seinem Schiff.

Dem Rittmeister wollte es nun zwar nicht recht in den Sinn, das kaum betretene Afrika auch gleich wieder zu verlassen, ohne den sicherlich interessantesten Theil hinsichtlich seiner Entwickelung — die Kapcolonie — im Mindesten gesehen zu haben. Franz Bonnfeld tröstete ihn aber mit dem Versprechen, die ganzen Colonien im nächsten Jahr mit ihm bereisen zu wollen und da er sich doch nun auf keinen Fall von dem erst gefundenen Bruder trennen wollte, so gab er herzlich gern seine Einwilligung, ihn mit nach Ostindien zu begleiten.

Ihr Plan wurde nun so gemacht, daß sie, sobald der Capitain das Aus- und Einladen seines Schiffes besorgt habe und der Wind günstig sei, die Anker lichten und geraden Weges auf Mauritius zusteuern wollten, wo Helene, des alten Bonnfelds Tochter, bei einer Verwandtin das letzte halbe Jahr zugebracht hatte; von dort sollte dann die Fahrt in möglichst gerader Richtung nach dem Orte ihrer Bestimmung fortgesetzt werden. Capitain Barring war auch damit vollkommen einverstanden und die Männer wurden in ganz kurzer Zeit so gute Freunde, als ob sie sich von Jugend auf gekannt hätten.

Der Rittmeister sah sich aber an diesem Tag vergeblich nach Günther um, und selbst Oskar wußte weiter Nichts über ihn zu sagen, als daß er am Nachmittag zu dem Geschäftsfreund ihres Vaters gegangen und von da noch nicht zurückgekehrt, oder doch wenigstens nicht in das Hotel gekommen sei, das sie mit der Wegmeierschen Familie bewohnten. Schon fingen sie an seinetwegen besorgt zu werden, als er plötzlich erschien, und sein ganzes Wesen, sein Blick und Aussehen verriethen ihnen gar bald, welch schmerzlichen Nachmittag er verbracht. Er verhehlte denn auch den einzigen Freunden, die er nun in dem fremden Welttheil hatte, nicht, wie weh es ihm sei, jetzt so allein und noch dazu als einzige Stütze seines so viel jüngeren Bruders da zu stehn.

„Wollen Sie denn wieder nach Europa zurück?" frug ihn da Franz Bonnfeld, der sich ebenfalls für Günther zu interessiren anfing, von dem er in der kurzen Zeit schon so viel Liebes und Gutes gehört hatte.

„Es wird mir Nichts weiter übrig bleiben," erwiederte ihm der junge Mann, „obgleich sonst, nach Vaters Tode, die Heimath gerade der letzte Platz sein würde, den ich, wenigstens für den Augenblick, wählen möchte, obgleich ich später allerdings unsere Geschäfte erst dort zu ordnen habe, ehe ich daran denken könnte, förmlich auszuwandern."

„Ih nun," lachte der alte Pflanzer, „dann ist ja die Sache ganz einfach. Gehen Sie mit uns nach Ostindien, da sind Sie unter Freunden, kommen in ein neues, Ihnen sicherlich zusagendes Leben, und gefällt es Ihnen dort bei uns, ei, so reisen Sie schnell nach Deutschland zurück, ordnen Ihre Angelegenheiten und werden ein tüchtiger, wackerer Pflanzer. Wie behagt Ihnen der Plan?"

Günther blickte überrascht zu dem freundlichen alten Mann

auf, der Rittmeister ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen, sondern ergriff schnell seine Hand und bestürmte ihn nun so mit Bitten und malte ihm ihr dortiges Zusammenleben mit so bunten, lockenden Farben aus, daß sich vor des, noch eben so Niedergeschlagenen Seele ganz neue, und eben durch die Unbestimmtheit ihrer Conturen um so verführerischere Bilder entfalteten, deren Existenz er früher nicht einmal geahnet hatte. Er bat sich bis zum nächsten Morgen Bedenkzeit aus, und die kleine Gesellschaft setzte sich an dem Abend mit recht fröhlichem und jeder Sorge fernen Herzen zu Tisch nieder.

Die Fremden verlebten nun hier eine der angenehmsten Wochen ihrer Reise, und während die Amazone zu ihrer neuen Seefahrt mit allem Nöthigen ausgestattet wurde, was sie bedurfte, durchstreiften ihre Passagiere entweder die breiten Straßen der Kapstadt, machten Ausflüge nach Wineberg und die dahinter liegende Constantia's oder erkletterten die die Kapstadt eng umschließenden Berge.

Besonderen Genuß gewährte ihnen das Ersteigen des Tafelbergs, den übrigens die jungen Leute — denn unsere beiden Braunschweiger, Hugh und Höffert, hatten sich ebenfalls für jetzt der Gesellschaft angeschlossen — allein erkletterten, da die alten Herren eine solche anstrengende Bergpartie nicht zuträglich fanden. Der Tafelberg steigt fast von der Stadt aus schroff empor, und schon unterwegs entzückte die Wandernden dieser Blumenflor der Haiden und der duftende Wohlgeruch der blüthenüberstreuten Büsche und Sträucher, denn es war jetzt Frühjahr am Kap. Hier fanden sie auch, als sie endlich jene Schlucht oder Spalte erreichten, durch die allein es möglich ist den Gipfel des Berges zu erreichen, den wunderschönen „Silberbaum," der eigentlich wild nur am Tafelberg vorkommt und erst später an

der Nordseite der Kapstadt wie an einigen anderen Orten (besonders am nach ihm genannten Dorfe Whiteboom) angepflanzt wurde.

Der Silberbaum (Protea argentea) wird nicht übermäßig groß, trägt aber eine große Anzahl lanzettförmige, silberglänzende Blätter, die, mit weichem Daun überzogen, ihnen das Aussehen und auch das Gefühl des Sammets geben. Der herrliche Baum wird freilich — so vergeht alles Schöne — wie die prächtige Magnolia mit ihren camellienartigen Blüthen in Louisiana, von den prosaischen Menschen in bedeutender Quantität zu Feuerholz verwandt, und die silberfunkelnden Zweige dorren dann in der brennenden Tropensonne.

Von dieser Schlucht an beginnt der eigentliche schroffe Abhang des Berges, und die lockeren, dem Fuße nachgebenden Steine machten das Aufsteigen keineswegs leicht; ja, oft drohten vorragende Felsen den vorangeschleuderten und wild zerstreut umherliegenden Steinmassen zu folgen, und die kühnen Menschenkinder für die Frechheit zu bestrafen, mit der sie das Haupt des alten ehrwürdigen Bergriesen erklommen. Die Aussicht von dem endlich erreichten Gipfel belohnte sie aber für jede Anstrengung, und unter ihnen die Kapstadt mit ihren regelmäßig angelegten Straßen, die sie wie dünne helle Streifen durchzogen, davor der Hafen mit seinen zahlreichen Schiffen und den feinen, zierlichen, wimpelgekrönten Masten, nach West und Süden hin der blaue atlantische Ocean, dessen Horizont sich weit, weit über ihren Gesichtskreis hinausdehnte, unter ihnen die Kuppe des Löwenkopfes, und nach Nord und Osten die blauen, wüste und dürre Strecken umschließenden Gebirge, das Alles hielt viel lange Minuten ihre Zungen in freudigem Staunen gefesselt, bis sich endlich ihre Gefühle in lauter Bewunderung Bahn brachen, und nun Einer dem Anderen immer wieder neue Schönheiten die er entdeckt hatte, neue Wun-

der, die wie die Bilder eines Zauberspiegels vor ihren entzückten Blicken emporstiegen, zeigte.

Die Höhe dieses Berges ist 3582, die des Löwenkopfes dagegen nur 2760 Fuß.

Erst spät konnten sich die Wanderer entschließen, den wundervollen Platz zu verlassen, und als sie endlich wieder hinabstiegen in das tiefe, vor ihnen ausgebreitet liegende liebliche Thal, geschah es ordentlich mit einem Gefühl der Wehmuth, als ob sie von einem alten Freunde Abschied nähmen, den sie wohl nie im Leben wieder sehen würden. Unterwegs, als sich einmal ein locker liegender Stein unter ihrem Fuß losgerissen hatte und mit gewaltigen Sätzen bergab schnellte, einen jungen, seiner Flucht sich stemmenden Silberbaum zersplitterte und endlich erst mit wilder Macht an einem starren Felsblock zerschellte, verließ sie aber auch wieder die Scheu, die sich ihrer Herzen in solch großartiger Scenerie bemächtigt hatte, denn Jonas blieb hier plötzlich stehen, sah ganz entsetzt dem Steine nach, und meinte, auf Günthers Bemerkung, daß die Kapstadt verheert und im Schutt begraben werden müßte, wenn einmal ein vulkanisches Erdbeben die rauhe Felsenrinde dieses Berges schüttele und seine Massen in unwiderstehlichem Andrang ins Thal sende: „Gott soll Einen bewahren, unter solchen Steinen zu wohnen. Nein, so viel weiß ich, wenn ich einmal unten in der Stadt wohnen müßte, dann zöge ich oben auf den Berg.“

Von der Zeit an fühlte er sich auch nicht mehr wohnlich in der Kapstadt und warf jedesmal, wenn er durch die Straße ging, den ängstlichen Blick hinauf nach dem drohend emporstarrenden Abhang, als ob er nicht ganz sicher wäre, daß sich so eine kleine Felswand auch einmal *ohne* vulkanische Erschütterungen ablösen könne.

Der Tag der Abfahrt rückte indessen immer mehr heran und

Capitain Barring bat seine Passagiere sich an Bord zu verfügen, da er alles Nöthige besorgt, seine sämmtlichen Geschäfte abgethan habe und jetzt nur noch auf günstigen Wind warte, um das Kap umsegeln zu können.

Es war ein Sonntag Morgen, Anfang December, und die Sonne brannte so gutmeinend heiß auf ihre Scheitel herunter, daß Höffert nicht einmal mehr dem Schutz seines Riesenhutes vertraute, sondern auch noch einen großen seidenen Regenschirm aufgespannt hatte, — auf dessen Schatten Hugh übrigens verzichtete, weil er sonst auch den ganzen Schirm, seiner längeren Leibesstatur wegen, hätte tragen müssen — als die beiden Braunschweiger von ihrem Gastfreund Abschied nahmen, um sich auf der Brig „Friedrich Johann," mit der sie von Hamburg aus hierher gekommen, wieder heimwärts einzuschiffen. Die Wegmeiersche Familie hatte unter der Zeit ein ganzes Paket Briefe geschrieben, um deren richtige Besorgung sie die zwei Braunschweiger bat, und nun kamen noch eine Menge Aufträge, die sie versprechen mußten, mündlich und persönlich abzumachen. Sie versprachen auch wirklich Alles, um nur loszukommen, und empfingen zu guter Letzt noch zur gütigen Mitnahme, und mit besonderer Bitte die armen Thierchen ja recht sorgfältig zu pflegen,

a) einen kleinen Perücken-Affen für Herrn Krämer Pape auf der Hagenbrücke,

b) eine junge Hyäne, die sie in der Kapstadt gekauft, für Herrn Apotheker Mackensen; auch ein Schulkamerad von Jonas, .

c) ein Paar Perlhühner für den Herrn Seifensieder Bense,

und endlich

d) eine zahme Tigerkatze für Madame Möreke, eine gute Freundin und frühere Nachbarin der Madame Wegmeier.

Heinrich Höffert wollte nun zwar gegen solchen Mißbrauch von Gefälligkeit protestiren, Hugh zupfte ihn aber heimlich am Rock, übernahm die verschiedenen Geschenke und versicherte später dem hierüber aufs Aeußerste erstaunten Freund, daß er eine stille Ahnung hätte, wie von den lieben Thierchen keines ein nordisches Klima erreichen würde. Die unglücklichen, ihrem dunkeln Geschick verfallenen Geschöpfe wurden denn auch auf einen Wagen gepackt und an Bord des „Friedrich Johann" gebracht, der zwei Stunden später, unter dem dreimaligen „Hip Hip Hurrah!" der Matrosen, die Anker lichtete.

Ein Gleiches that am nächsten Morgen die Amazone, denn eine leichte, trockene Brise von Nord-Westen wirkte für kurze Zeit dem in diesem Monat fast durchgängig wehendem Süd-Ost-Wind entgegen, und glücklich gelangten sie in eine Höhe mit dem Nadelkap. Hier aber schien es, als ob der alte Boreas die Vernachlässigung seines steten Geschäfts am Kap, alle Schiffe so lange als möglich aufzuhalten, plötzlich, und zwar mit dem besten Willen von der Welt nachholen wolle, denn als die Sonne sank, oder die einbrechende Nacht wenigstens ihr Untergehen verkündete, da ein dichter Nebelschleier schon am späten Nachmittag den Horizont verdüstert und verdeckt hatte, begann es vom Süden herauf zu kochen und zu brausen, immer dichter und drohender wälzte es sich heran und zum Orkane wuchs endlich die jetzt toll durch das Tauwerk pfeifende Windsbraut.

Am Bord der Amazone waren übrigens alle Vorkehrungen getroffen, die ein solcher Aufruhr der Elemente verlangte, da sie das Unwetter ja auch gar nicht überrascht hatte, sondern ganz allmählig kam und auch etwas war, auf das sich der diese Seen Befahrende immer gefaßt halten muß. Das Schiff legte übrigens, so weit das bei diesem Winde möglich war, bei und lag jetzt einzig und allein unter dem halbgewerften Vormarssegel und dem

Aap, — an das Steuerrad kam noch ein zweiter Matrose und der Capitain stand, ein Seil um seinen Gürtel, und den Arm fest um eines der Wanttaue geschlungen, an der Luvseite seines Schiffes und überschaute mit prüfendem, aber ruhigem Blick den immer wilder und drohender heranrasenden Sturm.

Die See gewährte jetzt einen wirklich großartigen Anblick — die Nacht brach herein und die wie mit glühendem Schaum übergossenen Wellen stiegen und bäumten sich wie mächtige Lavawogen, die dem dunkelen Krater eben heiß und zornig entstürzen. Ein ewiger Kampf der entsetzlichen Kräfte schleuderte das leichte Fahrzeug mit Gigantenkraft von dem Gipfel einer Woge auf den der andern und dann wieder hinein in die gähnende Wasserschlucht, die es gierig klaffend zu verschlingen drohte.

Kein Stern leuchtete ihnen auf ihrer stürmischen Bahn, nur die feuersprühende See warf ein mattes dämmerndes Licht über die Wogen, schoß ihren unheimlichen Schein am Bug hinauf über das Vorderdeck, und flammte und glimmte vom kochenden Fahrwasser aus gegen die Cajütenfenster an.

Die Passagiere ließen sich an diesem Abend nicht an Deck sehen, denn manche Woge wusch darüber hin und strafte die, die sich neugierig genug des großartigen Schauspiels erfreuen wollten. Nur Günther hatte sein in der Kapstadt erst gekauftes Matrosenzeug, das aus ölgetränkter Leinwand bestand, angezogen, und konnte dadurch, wie die Seeleute selbst, wenigstens den über Deck schlagenden Wellen Trotz bieten. So schaute er denn, an ein starkes Tau geklammert, das er um sich und eine der Belegpinnen am großen Mast geschlagen hatte, lange hinaus auf die Wogen und auf den bedeckten Himmel, an dem der Sturm die dichten Wolken vor sich herscheuchte, daß nur manchmal im flüchtigen Schimmer ein matter flackernder Stern im Stande war, auf das wildbewegte Meer hinabzublicken.

Der Seemann hat in solchem Wetter wenig zu thun; ist jeder Vorsicht, die er beobachten kann, genügt, so muß es Gott und dem guten Schiff überlassen bleiben, wie es die mächtigen Wogen stemmen und dem Verderben entgehen soll. In offener See hat es dann auch weiter keine Gefahr, wenn noch dazu der Wind das Schiff gleichmäßig niederhält und die Masten nicht so stark schlingern und schwanken. In der Nähe der Küste aber, von Riffen und Klippen bedroht und mit dem Wind gerade gegen die gefährlichen Felsen an, da pocht wohl das Herz des armen Schiffers ängstlich in der, sich schnell und fieberhaft hebenden Brust, und er blickt verzweifelnd zur unruhig flatternden Windflagge auf, ob nicht eine glückliche Landbrise ihn von der, mit jeder Secunde näher und näher rückenden Gefahr befreien werde.

Ein Matrose balancirte sich jetzt am Lee-Gangweg hin und hielt sich an der neben Günther befindlichen Pumpe fest, um nach der Luvseite hinaufzusteigen — es war Bleede, und auf den freundlichen „guten Abend" des jungen Mannes mußte er sich erst dicht zu diesem hinüberbiegen, ehe er den in der Matrosentracht nicht Vermutheten erkennen konnte. Dann aber nickte er lächelnd mit dem Kopfe und sagte:

„Ja, ja! Es mag noch so arg draußen wettern und toben und die Spritzwellen über Deck wegschleudern, ich bin auch lieber draußen in Gottes freier Luft, als unten, eingezwängt unter die Planken. Wenn sich auch die Wolken da droben am Himmel jagen und verfolgen und es ihnen die Wellen hier unten nachzumachen suchen, was schadet's? — Wir blicken getrost zu den Wolken *auf* und auf die Wogen *hinaus*, wissen wir doch, daß eine starke Vaterhand uns durch Sturm und Wetter sicher dahin führt, und wenn wir dem recht kindlich fromm vertrauen, dann kann uns auch kein toller Spuk, kein verführerischer Schatten schaden und uns verderben."

„Was für toller Spuk, Bleede?“ frug Günther aufmerksam werdend. „Ha — jetzt fällt mir's ja erst ein; wir sind am Kap und zwar gerade da, wo der fliegende Holländer kreuzen soll. Glauben Sie an das Gespensterschiff? Nicht wahr, es ist doch nur ein Mährchen, das die Schiffer ersonnen haben die Zeit zu kürzen?“

„Ein Mährchen?“ rief der alte Matrose halb ärgerlich, halb erstaunt, wie der scheue Blick den er über die wilderzürnte Fluth warf, nur zu deutlich bewies was er selbst von dem Mährchen halte; — „ein Mährchen? Junger Mann, hätten Sie, wie ich, jenes unheimliche Fahrzeug so deutlich gesehen, ja Bord an Bord mit ihm gelegen, wie ich es gethan habe, Sie würden nicht so leichtsinnig darüber sprechen und es ein Mährchen nennen. Aber so ist die Jugend — sie urtheilt rasch und unbesonnen über Alles was sie nicht gleich begreifen kann, und nennt es dann „Mährchen“ und „Einbildungen,“ spricht von Phantasie und Aberglauben. Das kommt aber von dem steten Leben auf festem Land, wie die Maulwürfe, denen der liebe Gott keine Augen gegeben hat Woge und Wolke zu sehn, und die sich nun aus Verzweiflung darüber in die Erde einwühlen und fortwährend ihr eigenes Grab graben.“

„Aber, bester Bleede, ich frage ja auch deshalb — ich habe ja noch gar nicht behauptet, daß es ein Mährchen sei; ist es denn nicht das erste Mal, daß ich zur See bin?“

„Ja, ja!“ sagte der alte Mann, leicht wieder besänftigt, und blickte zu den Stengen auf, als ein stärkerer Windstoß als vorher das gewaltige Fahrzeug fast ganz auf die eine Seite hinüber warf. „Gott im Himmel, wie das heute Nacht tobt; wenn wir nur erst weiter vom festen Lande wären! — Das ist auch so das rechte Wetter für den unglücklichen Seemann, — heute spannt er seine

unzerreißbaren Segel dem Wind wieder gerade in die Zähne, und wehe dem armen Schiff, das sich von ihm bethören läßt."

„Und Sie haben ihn selber gesehn, Bleede? Sie haben Bord an Bord mit dem Schattenschiff gelegen?"

„Bord an Bord!" versicherte der alte Mann, während er sich an den Bettingen des Hauptmastes bis zu diesem hinzog und die Füße, um fester zu stehen, gegen die beiden, neben einander angebrachten Pumpen stemmte. „Ja, und es war gerade so eine Nacht wie die heutige, gerade so zuckte der gelbe blendende Strahl am wetterschwangeren Firmamente hin, und der Donner grollte und schmetterte dazu, als ob er seinen ganzen Grimm über das Fahrzeug der Nacht ausschütten möchte, aber doch der Hand des Ewigen, die da richtet und straft, nicht vorgreifen dürfte."

„Und das Schiff?"

„Ich muß ein Bischen weiter ausholen," sagte der alte Mann und nahm, während er sich mit dem linken Ellbogen, um sicheren Halt zu haben, in einer der Bettingen festhakte, mit der andern Hand den Kautabak aus der Tasche, von dem er sich ein Stück abbiß und das übrige zurückschob. „Es ist auch nicht meinetwegen daß ich erzähle, was mir noch jetzt die Adern mit Angst und Grausen füllt, sondern Ihretwegen, junger Herr! Sie mögen dadurch lernen wie der Höchste selbst da, wo der störrische Mensch nichts weiter als den Kampf der Elemente sehn, und Alles in seiner eigenen blödsinnigen Weise erklären will, mit weiser, gewaltiger Hand uns unbegreifliche Dinge lenkt, und über die Erde wie über die aufgeregten Wasser hin seine Boten und Geschöpfe gleiten läßt, mögen sie nun der Körper- oder Geisterwelt angehören."

„Aber das Schiff" — bat Günther, denn der alte Matrose war in seine gewöhnlichen Betrachtungen hineingerathen, aus denen ihn nicht so leicht etwas herausbringen konnte; der Sturm

aber, der sie umtoste, die Wogen, die ihren glühenden Schaum oft in trotzigem Zorn über Deck schleuderten, das Zucken der Blitze und die diesen antwortenden Donnerschläge — das Alles mahnte zu stark an jenes, vor seinem Gedächtniß jetzt wieder aufsteigende Abenteuer, und er begann nach kurzer Pause:

„Ja, ja, es war gerade solch eine Nacht wie diese; die Wellen hatten die kleine Jolle vom Backbord fortgeschlagen und das leichte Deck auf der Barcasse eingedrückt, — es sah aus, als ob die Wolken auf der See lägen, und Wolken wie See glühten in einem Wiederschein von Leuchtfeuer und Blitzen. Da schrie auf einmal einer der wachthabenden Matrosen, daß er ein Segel sähe, und als wir mit unseren Nachtgläsern den Platz am Horizont untersuchten, den Jener bezeichnet hatte — was natürlich nur dann geschehen konnte, wenn wir eine der ungeheueren Wellen erstiegen, die uns scheinbar hoch über den Ocean hinaus hob — sahen wir richtig in gar nicht großer Entfernung ein dreimastiges Fahrzeug, das mit vollen Segeln dieselbe Bahn wie wir zu verfolgen schien, obgleich der Sturm so heftig tobte, daß wir selbst keinen Lappen Leinwand zeigen konnten, sondern vor Top und Takel dahin trieben."

„Der Steuermann nun, ein frommer, gottesfürchtiger Mann, rief augenblicklich: „der Herr sei uns gnädig, das ist der fliegende Holländer!" — Der Capitain aber, ein gar wüster, ruchloser Gesell, Einer von denen, wie man sie jetzt auf dem festen Lande in großen Städten so häufig finden soll, lachte und sagte: „Unsinn; schwatzt nicht so tolles Zeug, daß die Leute ängstlich werden, geht lieber an Euren Posten und thut was Eures Amtes ist." Nun ja, der Steuermann ging auf seinen Posten, das räthselhafte Schiff ließ sich aber nicht wegstreiten noch spotten — es blieb an unserer Seite und rückte keinen Schritt weiter vor als wir selbst, obgleich es alle Bram- und Oberbramsegel bei hatte. So

mochte etwa eine volle Stunde vergangen sein; uns Matrosen war das Herz in der Brust erstarrt und der Capitain ging leichenbleich und mit verstörtem Antlitz auf dem Verdeck hin und her. Da legte das fremde Fahrzeug plötzlich bei, das heißt, es brasste die Segel in den Wind und that Alles, was ein gewöhnliches Schiff thun würde, wenn es in einem solchen Sturm überhaupt beilegen könnte; auf seinen Lauf hatte das jedoch nicht den geringsten Einfluß, es blieb fortwährend in der alten Stellung neben uns und wir sahen, wie es jetzt ein kleines Boot aussetzte, in das fünf Menschen, oder wenigstens menschlich aussehende Wesen hinabstiegen und dann trotz der wahnsinnig hohlgehenden See ruhig vom Bord stießen."

„Was wir indessen empfanden — kein Sterblicher könnte es beschreiben. Wir standen dicht geschaart vor dem Fockmast und starrten nach dem jetzt rasend schnell herbeigleitendem Boot hin, als ob es uns unser aller Todesurtheil brächte. Immer näher kam es, immer näher und näher — wir konnten schon die Anzüge der Darinsitzenden mit bloßen Augen erkennen — wir sahen deutlich ihre Ruder, wie sie, unbekümmert um Woge und Sturm, in gleichmäßigem Tempo nieder- und wieder aufschlugen, — jetzt glitt es hinter den Bord, und mit jeder Secunde erwarteten wir das Anstoßen desselben an unser eigenes Fahrzeug zu hören."

„Und stieß es an?" frug Günther, jetzt selbst durch die Erzählung erregt, in fast athemloser Spannung, als der alte Matrose schwieg und lange sinnend auf das wogende Meer hinausschaute.

„Und stieß es an?" wiederholte dieser dann endlich nach langer Pause und wie seiner unbewußt, — „stieß es an? — nein — wir lauschten — wir bogen uns vor — die Kühnsten schauten über die Bulwarks und kletterten selbst, als sie hier nichts erkennen konnten, in die Fockwanten, um sich nach dem räthselhaften Boote umzuschauen. Es war spurlos verschwunden, und als wir

nun nach dem Schiffe selbst hinblickten, um zu sehen ob es vielleicht zu diesem zurückgekehrt sei, ließ sich auch von dem nicht das Mindeste mehr erkennen. Die Wogen bäumten und thürmten sich wie früher, aber sie hoben kein Fahrzeug auf ihrem starken Nacken empor, — der fliegende Holländer war nirgends mehr zu sehen."

„Schiff und Boot nicht mehr?"

„Keines von beiden."

„Und Sie sahen es auch in der ganzen Nacht nicht wieder?" frug der junge Mann, der von der Sage schon früher so viel verschiedene Beispiele gehört hatte, nach denen das Gespensterschiff oft auf der Leeseite verschwinden und plötzlich an der Luvseite wieder auftauchen sollte.

„Wollte Gott, wir hätten es nicht wieder gesehen," erwiederte seufzend der Matrose. „Ja, für den Augenblick schien es, als ob wir von seiner gefährlichen Gegenwart befreit seien. Die leuchtenden Blitze erhellten jeden, auch den entferntesten Theil des Oceans, und nichts ließ sich erkennen, was Aehnlichkeit mit einem Segel gehabt. Der Capitain und Steuermann standen in diesem Augenblick neben dem Gangspill — da wehte ein Papier zu dieses Füßen nieder und der arme Mann schrie entsetzt auf: „der Brief, der Brief!" — es war aber auch sein letztes Wort gewesen; eine furchtbare Welle schlug über Deck und als wir aft sprangen, um zu sehen, welchen Schaden sie angerichtet habe, waren Capitain wie Steuermann hinabgerissen in ihr frühes Grab. Der Sturm tobte jetzt, als ob er die Masten aus ihren Spuhren reißen wollte. Alles, was nur zerstörbar war, wuschen die entsetzlichen Wassermassen über Bord; — die Stengen krachten und der Zimmermann, der indessen die Pumpen visitirt und den Wasserstand im Rumpf untersucht hatte, brachte uns die Schreckensnachricht, ein alter, früher einmal ausgebesserter Leck müsse wieder gesprungen sein, das Schiff nehme Wasser ein und die Mannschaft solle an

die Pumpen. Ja du lieber Gott, was hätten uns die Pumpen helfen können! Wohl arbeiteten wir, trotz Sturm und Wetter, als ob wir nur leblose eiserne Maschinen, und uns nicht die zuckenden Herzen in der Brust erstarrt gewesen wären, es blieb aber natürlich Alles fruchtlos — der Orkan schien seine Wuth immer noch nicht erschöpft zu haben. Das Schiff füllte sich mehr und mehr; die Boote, die uns in solchem Wetter überdieß nichts helfen konnten, hatten die Wogen auch schon alle mit fortgerissen oder zertrümmert, und wir wollten eben mit Arbeiten aufhören, denn Rettung war doch nicht zu erwarten, da ging ein schriller, gellender Schrei von Bug nach Stern. Der Laut kam von keiner menschlichen Stimme und entsetzt schrie mein Kamerad, der neben mir an der Starbordpumpe arbeitete: „das Schiff! das Schiff!" Ehe ich mich aber nur nach dem, was er sah, umwenden konnte, wälzte sich eine Riesenwoge auf uns ein. Ich sah sie kommen, ich wußte, was jetzt unser Loos sei, und mit einem brünstigen Gebet auf den Lippen fühlte ich, wie Mast nach Mast unter dem entsetzlichen Druck niederbrach und wir Alle hinabgerissen wurden in die gähnende Tiefe" —

„Großer allmächtiger Gott!" rief Günther.

„Ja, Gott ist groß und allmächtig," sagte der alte Seemann, und in seinem treuen blauen Auge glänzte eine helle Thräne, „das hat er an mir schwachen, armen Menschenkind in der Nacht bewiesen."

„Wie wurden Sie denn gerettet?"

„Bewußtlos," fuhr der Seemann, seine Rührung bekämpfend, fort, „mußte ich wohl in dem unwillkürlichen Drang nach Hülfe den ersten festen Gegenstand erfaßt haben, der mich im Wasser traf; erinnern kann ich mich wenigstens nicht daran, wie ich aber wieder zu mir kam, hing ich festgeklammert an einem durch die Wellen losgerissenen Stück der Hütte und war allein —

allein auf dem fürchterlich wogenden Meer. Der Sturm schien übrigens mit dem Untergang unseres guten Schiffs seine ganze Macht verloren zu haben; der Wind war völlig eingeschlafen und nur die Wellen bäumten sich noch und rollten und wogten, und schleuderten mich, wie ein Knabe seinen Federball, noch immer zwischen Tod und Leben schwebend, von einer zur andern."

„Der Tag brach aber zu meiner Rettung bald an, und ein nach dem Kap steuerndes Schiff, das die Nacht überstanden hatte, entdeckte mich armes Menschenkind zu luvwärts und zwar gerade von den Wellen nach ihm zugetragen. Ein Boot hätten sie bei der See gar nicht aussetzen können, so aber warf mich eine mitleidige Woge in die Nähe ihres Bugs und ich war im Stande, ein mir zugeschleudertes Tau zu ergreifen — mich zu retten."

„Armer Bleede!" sagte Günther, die Hand des alten Mannes ergreifend — „und von der übrigen Mannschaft entging keiner weiter dem Tode?"

„Keiner; — ich wenigstens habe nie wieder von ihnen gehört."

„Und sollte jenes so flüchtig gesehene Fahrzeug wirklich der fliegende Holländer gewesen sein? War es nicht möglich, daß irgend ein anderes, eben so unglückliches Schiff" —

„Ja, unglücklich ist er, recht unglücklich," erwiederte Bleede, ohne die Vermuthung einer Antwort zu würdigen; „bis zum jüngsten Tag muß er kreuzen und nicht eher hat er Ruhe, bis er seinen Brief nach Holland an die Seinen befördern kann. In demselben Augenblick, wo dieser die holländische Erde berührte, wäre das Schiff gerettet, doch kein Fahrzeug, dessen Capitain thöricht oder gutmüthig genug war, den Brief an Bord zu nehmen, hat seinen Ankergrund je wieder im ruhigen Hafen gefunden; gewöhnlich riß es noch in derselben Nacht ein Blitz von einander

oder die Wogen zertrümmerten, im wilden Aufruhr der Elemente, den Bau."

„Ein Segel in Lee!" rief in diesem Augenblick der wachthabende Matrose, und Bleede und Günther warfen erschrocken den Kopf zur Seite. Der junge, sonst sicher von Vorurtheilen freie Mann war dennoch durch die eben erst gehörte, so ernstlich gemeinte Erzählung des alten Seemanns dermaßen aufgeregt und zu dem Glauben an etwas Uebernatürliches geneigt gemacht worden, daß er wirklich, schon vom ersten Moment an, nichts Anderes vermuthete, ja an nichts Anderes dachte, als an den fliegenden Holländer, und allerdings war auch das, was sie jetzt vom Bord der Amazone aus erblickten, keineswegs geneigt den Glauben an das abenteuerliche Geisterschiff zu vernichten.

Im Lee zeigte sich das Segel — ein hochmastiges Fahrzeug, das allerdings mehr Leinwand trug, als Capitain Barring — der jetzt ebenfalls an Deck gekommen war und den Fremden aufmerksam durch sein Nachtglas beobachtete — wie er sich äußerte, bei viel gemäßigterem Winde wagen würde aufzusetzen.

„Alle Wetter!" brummte er halblaut vor sich hin, „der Bursche muß famos bei dem Wind segeln — ist's nicht, als ob er dem alten Süd-Oster gerad in die Zähne hineinführe? Leslie, hier nehmt einmal das Glas und sagt mir, was Ihr von ihm haltet."

Leslie stemmte sich gegen eine der Wanten an und blickte, das Glas fest an das Auge gedrückt, nach dem fremden Fahrzeug hinüber. Günther war indessen dicht neben ihn getreten und selbst Bleede hatte sich ihm genähert und suchte in seinem Gesicht die Bestätigung des eigenen Urtheils zu lesen. Der Steuermann setzte aber noch einmal ab, wischte sich das rechte Auge aus, wartete einen Augenblick — denn die Amazone tauchte eben wieder in eine der tausend Schluchten unter — bis sie auf's Neue em-

vorgehoben würden, und blickte nun, als das schlanke Fahrzeug pfeilschnell die nachbäumende Woge erstieg, aufmerksam nach der vorher genommenen Richtung hin.

„Hm," sagte er nach kurzer Beobachtung kopfschüttelnd, „das ist kein Schiff."

„Kein Schiff?" riefen Günther sowohl wie der Capitain, und der alte Bleede warf dem jungen Engländer einen Blick zu, als ob er hätte sagen wollen: „O Du Ungläubiger, Du bist auch einer von denen, die ihre Ueberzeugung immer erst mit dem Leben erkaufen wollen." Leslie ließ sich übrigens nicht irre machen, sondern gab lächelnd das Fernrohr an Capitain Barring zurück und sagte:

„Ueberzeugen Sie sich selbst, — das, was Sie dort sehen, ist weiter Nichts als eine Wasserhose, die allerdings selten genug bei so unruhiger See vorkommt; da — dort haben Sie es selbst — mit bloßen Augen können Sie erkennen, wie sie sich durch den Widerstand der Wasser in ihr eigenes Element auflöst. Das, was Sie für den Rumpf des Fahrzeugs hielten, war die durch den Wirbelstrom aufwärtsgezogene Fluth, und der Schaum, der mit ihr steigt und fällt, mag wahrscheinlich zu dem Gerücht Anlaß gegeben haben, daß ein Boot vom Schiffe selbst ausgesetzt werde. Die eigenthümliche Beleuchtung, durch das Glühen des Meeres und die flammenden Blitze hervorgebracht, hat die Täuschung noch vermehrt, daß wir das emporgezogene Wasser für Segel hielten."

„Wahrhaftig!" sagte Capitain Barring verwundert, „Schiff oder Hose, was es nun war — es ist fort, und ich sehe auch nirgends, so weit ich überhaupt sehen kann, etwas, das mit einem Fahrzeug die entfernteste Aehnlichkeit hätte. Möglich ist's, daß Ihr recht habt. Hallo, da ist ja auch unser Historienerzähler! Nun Bleede, mein Mann, was haltet Ihr von der Geschichte?

War's der fliegende Holländer oder nur eine einfache, anständige Wasserhose?"

„Capitain Barring weiß recht gut," erwiederte Bleede, während er sich mit der einen Hand noch immer festhielt, mit der andern aber die blaue schottische Mütze ehrerbietig abnahm, „daß wir armen Sterblichen nicht weiter sehen können, als uns Gott die Fähigkeit gegeben; ich halte es aber für sündlich, Alles auf unsere Weise natürlich auslegen zu wollen, es hieße das, nach meiner Meinung, — mit des Herrn Capitains Erlaubniß — den lieben Herr Gott Lügen strafen."

„Also es bleibt beim fliegenden Holländer?" lachte Leslie.

„Ich will uns wünschen, daß wir weiter nichts Uebles erfahren, als ob wir nur einer einfachen Wasserhose begegnet wären," erwiederte leise vor sich hin und halb abgewandt der alte Mann. Er war davon überzeugt, daß sie das Geisterschiff gesehen hätten, und die Erinnerung an die früher bestandene Gefahr stand noch zu frisch vor seinem Gedächtniß, als daß er nicht hätte vor den jetzigen Folgen der erneuten Erscheinung — deren Existenz es ihm gar nicht einfiel zu bezweifeln — zittern sollen.

Sturm und See wollten aber des alten Mannes Befürchtungen nicht rechtfertigen; der Orkan legte sich und wenn die See auch noch nicht ruhiger wurde, so behielten sie doch genug Wind — und zwar jetzt mehr von Süd-West als Süd-Ost kommend — um die ihnen gefährlich werdende Küste vermeiden zu können. Am andern Morgen ging die See nur noch hohl; es war aber ein großartiges Schauspiel, wie die gewaltigen Wassermassen sich immer noch nicht beruhigen konnten, sondern im ewigen Fluthensturz übereinander hinschlugen und durch Wogen und Drängen zu grollen schienen über den tollen Sturm, der sie da so erbarmungslos geschüttelt und gerüttelt hatte.

Die Gefahr war indeß vorüber, die wackere Amazone noch

so stark und sicher wie bei ihrem Auslaufen und wirklich, fast wie durch ein Wunder, selbst der kleinsten Beschädigung entgangen. Der fliegende Holländer mußte es also doch wohl nicht gewesen sein, der ihre Bahn gekreuzt, oder wenn wirklich, so durften sie sich dießmal auch in keiner Hinsicht über ihn beklagen.

Die Wegmeiersche Familie war übrigens wieder total seekrank geworden, und selbst Oskar mußte sein Lager hüten; nur Günther und die beiden Bonnfelds hielten sich tapfer, und der junge Mann bat den Kaufmann, als sie am nächsten Morgen beim Frühstück zusammensaßen, um eine Aufklärung oder wenigstens um eine etwas genauere Beschreibung der Sage vom fliegenden Holländer, da Bleede in dieser Hinsicht ein wenig zu sehr Mährchen-Erzähler war.

„Du lieber Gott!" sagte Herr Bonnfeld, „etwas Genaues und Bestimmtes kann ich Ihnen darüber auch nicht geben. Der Aberglaube ist bei den Matrosen so fest eingewurzelt, daß ihn alle Wasserhosen der ganzen Welt nicht herausreißen würden; aber was man sich am Kap über die ganze Geschichte erzählt, will ich von Herzen gern zum Besten geben."

„Der sogenannte fliegende Holländer ist allerdings eine geschichtliche Person, d. h. der, den man unter diesem Namen versteht, war einst ein tüchtiger und kühner Seefahrer, der sich wenig an Wind und Wetter gekehrt und Segel auf Segel gesetzt haben soll, je mehr es stürmte und tobte. Er war nämlich bei seinen Fahrten nicht so ängstlich wie die übrigen Capitaine jener Zeit, die bei jedem kleinen Wind augenblicklich die nackten Spieren zeigten und selbst Nachts, bei total ruhigem Wetter, die Segel ganz gemüthlich strichen, damit ihnen ja nicht etwa im Dunkeln ein Unwetter über den Hals käme. Damals kannte man aber auch freilich noch die herrschenden Winde und Strömungen der verschiedenen Meere nicht, und ein Mann der, mit mehr

Kenntnissen und größerer Kühnheit begabt, seine Reisen so außergewöhnlich schnell und immer glücklich beendete, mußte allerdings die Aufmerksamkeit und auch wohl den Neid und Haß der übrigen Seefahrer erregen. Sein Name war Barend oder Bahrend Focke, und man glaubte allgemein, er habe mit dem Bösen einen Pakt geschlossen. Diese Meinung fand denn auch in dem plötzlichen Verschwinden Focke's noch mehr Bestätigung; wahrscheinlich hatte er sich durch den bisherigen glücklichen Erfolg seiner Kühnheit verleiten lassen zu weit zu gehen, was er mit Schiff und Leben büßen mußte. Es wurde aber nichts weiter von ihm gehört und die Welt behauptete nun, dem abgeschlossenen Pakt zufolge sei er verdammt, bis zum jüngsten Tage am Kap der guten Hoffnung zu kreuzen, denn dort wollten ihn nach seinem Verschwinden mehre Fahrzeuge zuletzt getroffen und angerufen haben. Die Sage erzählt noch dabei, es sei ihm die einzige Aussicht auf Rettung und Befreiung von seiner Strafe gestellt, wenn er es möglich machen würde, einen Brief mit der Schilderung seines Schicksals nach Holland zu senden; die bösen Geister hielten aber zu gute Wacht, um so etwas geschehen zu lassen, und wo ein Capitain ihnen dennoch trotzen und die Rettung des Unglücklichen versuchen will, so ist sein eigenes Schiff ebenfalls dem Verderben geweiht."

„Eine andere Deutung ist die', daß zu den Zeiten, wo die Kapstadt noch den Holländern gehörte, ein Schiff in die Tafelbai bei stürmischem Wetter einlaufen wollte. Das war aber streng untersagt. Die Kanonen des Forts schossen daher auf das unglückliche Fahrzeug und zwangen es, wieder die offene See zu suchen, wo es denn nicht weit vom Hafen unterging; der Capitain aber, der bei solch' unfreiwilligem in See Stechen, und noch dazu in einem Sturm und mit wohl schon beschädigtem und leckem Schiff, nicht schlecht geflucht haben mag, soll nun für

seine gotteslästerlichen Reden verurtheilt worden sein, hier zu kreuzen und bis zum jüngsten Gericht zu versuchen, das Kap zu doubliren."

„Die Geschichte habe ich den alten Bleede auch schon erzählen hören," fiel hier der Capitain ein. „Sonderbar ist's aber doch, daß selbst mehre englische Schiffe ganz festbestimmte Berichte abgelegt haben, wie sie das Gespensterschiff wirklich und wahrhaftig gesehen hätten. Capitain W. F. W. Owen, auf S. Maj. Schiff Leven, hat in seinem Bericht an die Admiralität deutlich und ausführlich das Begegnen mit einem räthselhaften Fahrzeug gemeldet. Er hielt es damals für die in seiner Begleitung segelnde Barracouta und kam auch so nahe, daß er nicht allein die verschiedenen Eigenthümlichkeiten des Takelwerks, sondern sogar bekannte, dem Leven zugedrehte Gesichter erkennen konnte. Er wollte sie anrufen, sie nahm aber wunderbarerweise nicht allein gar keine Notiz von ihm, sondern fiel auch noch dazu ab, und gegen Abend sah die Mannschaft deutlich, wie von der vermeinten Barracouta ein Boot in See gelassen wurde, um einen über Bord Gefallenen wieder aufzunehmen. Am nächsten Morgen war Nichts mehr von ihr zu sehen, und als der Leven in der Simonsbai ankerte, mußte er noch eine ganze Woche warten, ehe die wirkliche Barracouta eintraf, die an jenem Abend, wie das Logbuch bewies, an 300 Meilen von dort entfernt gewesen; nicht einmal ein ähnliches Schiff ihrer Art war von irgend einem andern Fahrzeug gesehen worden. Noch viele Schiffe behaupten den Holländer getroffen zu haben, und gewöhnlich verschwindet er, wenn man näher kommt."

„Und sollte dieser Barend Focke wirklich gelebt haben?" frug der Rittmeister.

„Warum nicht?" erwiederte ihm der Bruder. „Sein früheres Leben hat mit dem jetzigen fabelhaften gar Nichts zu thun.

Eben so gut könnte man ja auch sagen, Napoleon spuke noch auf der Welt herum. Für des Holländers wirkliche Existenz in früherer Zeit spricht jedoch, oder sprach vielmehr ein ehernes Denkmal, dem kühnen holländischen Schiffer von seinen Landsleuten auf der Insel Kuiper, und zwar an einer Stelle gesetzt, wo es von allen, Batavia berührenden Fahrzeugen gesehen werden konnte. Es wurde jedoch, als die Engländer im Jahre 1811 Java in Besitz nahmen, von diesen entfernt."

2.

Madagascar.

Ihr Gespräch wurde hier durch einen Ausruf Günther's unterbrochen, der ihre Aufmerksamkeit einer Menge von Albatrossen zulenkte. Diese großen, majestätischen Vögel, von denen sie schon früher einige bemerkt hatten, zeigten sich heute Morgen in besonderer Anzahl, und ordentlich unheimlich sah es aus, wie sie mit den gewaltigen, oft fünfzehn bis achtzehn Fuß von einer Flügelspitze bis zur andern messenden Schwingen majestätisch und fast regungslos über die noch immer trotzig bäumenden Wogen dahinglitten. Nicht selten strichen sie ganz dicht am Schiff vorbei und nur das kluge dunkle Auge blitzte, weniger mißtrauisch als wachsam, nach den sich am Bord bewegenden Gestalten hinüber, und der starke Hals bog sich leise und nachlässig zur Seite. Das war aber auch das einzige was ahnen ließ, daß ihre wirklich vornehme Gleichgültigkeit nur Maske sei und sie keineswegs die nöthige Vorsicht außer Augen ließen, im Fall ein schnellerer Flug oder eine rasche Abschwenkung durch die Umstände geboten werden sollte.

Das Albatros oder „Gony," wie es von den Wallfischfängern genannt wird, ist ein ungeheuerer Vogel und hat in seiner ganzen Erscheinung und Gestalt, obgleich mit unverhältnißmäßig langem Körper, am meisten Aehnlichkeit mit der Ente. Die

Beine sind kurz, die Füße breit und mit mächtigen Schwimmhäuten versehen; Kopf und Hals ist sehr stark und mit einem harten, scharfen Schnabel bewahrt; der Schwanz dabei besonders kurz, so daß er, wenn die ungeheueren Flügel gefaltet sind, total verdeckt wird. Dem ganzen Aussehn nach erscheint nun das Albatros wohl zwei und dreimal so groß wie eine gewöhnliche Gans; die ungemein dicken Federn täuschen übrigens sehr dabei, und der Körper, wenn von diesen befreit, ist keineswegs so übermäßig kolossal. Komisch sah es dabei aus, wenn diese stattlichen Vögel, nachdem sie sich ruhig und mit unbeschreiblicher Grazie auf den Wogen geschaukelt hatten, auffliegen wollten. Eine ganze Strecke lang liefen sie dann plump und unbeholfen über der Oberfläche des Meeres, gewöhnlich auf dem Kamm einer Woge, hin, spritzten und warfen die hellen Tropfen hinter sich und thaten gerade so, als ob sie plötzlich in's Wasser gefallen wären und nun um alles in der Welt nicht schwimmen könnten; kaum aber von der Luft getragen, glitten sie auch, wie dieser angehörige Wesen, über die nach ihnen aufzüngelnden Wogen hin, und der Vogel gewann in demselben Augenblick ein ganz anderes, ein wirklich imposantes Aussehen. Vorzüglich häufig wird er in den südlichen Meeren getroffen, soll sich aber auch zu Zeiten in großen Schaaren an der Küste von Kamtschatka einfinden.

Ein anderer Vogel, der sie in großer Anzahl umschwärmte, war die sogenannte Kaphenne, und die Matrosen warfen mehre Haken aus, mit Stücken Speck als Lockspeise, um eines der nichts weniger als scheuen Thiere zu fangen, die theils den Vordertheil des Schiffes umschwärmten, theils im Fahrwasser schwammen und untertauchten, über das Wasser mit ihren breiten, häutigen Füßen hinliefen und auf dem wogenden Meer so sicher und ruhig sich zu wiegen schienen, wie in der jetzt noch wenig mehr bewegten

Luft. Es dauerte auch gar nicht lange, so tauchte eines der arglosen Geschöpfe nach dem vor ihm einfallenden und sinkenden Bissen, und sträubte sich und flatterte gleich darauf an der starken Angelschnur. Mit leichter Mühe wurde es an Deck gezogen und hier, da es durch den Haken nur wenig beschädigt worden, schnell von diesem befreit.

Die Kaphenne ist etwa von der Größe einer Gans und gehört mit zur Albatrosart. Sie hat braune glänzende Federn, große weiße Augen mit schwarzen Pupillen und einen breiten gelben Schnabel; dabei ziemlich schlanke Beine, breithäutige Füße und ungemein lange kräftige Flügel. An Deck gebracht, schien sie übrigens nicht die mindeste Furcht vor den sie Umstehenden zu haben; ja, als Jonas, der jetzt mit den übrigen ebenfalls der dumpfigen Cajüte entstiegen war, durch ihr gutmüthiges Benehmen ermuntert, sie zu streicheln versuchte, so stieß sie nicht allein mit dem breiten scharfen Schnabel ganz herzhaft nach der ihr näher gebrachten Hand, sondern that auch, kampfesmuthig, ein paar Schritte gegen ihn vor, was den friedliebenden Jonas, der um Alles in der Welt den Gast nicht beleidigt haben möchte, zu einem schnellen, aber keineswegs regulirten Rückzug bewog, da er mit dem Stern, wie sich der Obersteuermann später ausdrückte, scharf gegen seinen Vater anrannte, den er auch unerbittlich über ein hinter ihm stehendes Taucoil hinweg, und unter ein Wasserfaß drückte.

Sie behielten die Kaphenne wohl eine Stunde am Bord und fanden nun, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß der Vogel, der sich mit solch' unendlicher Leichtigkeit auf den hochaufsteigenden und wieder tiefhinabsinkenden Wogen geschaukelt hatte, hier, wo doch die Bewegung auf jeden Fall mäßiger war, förmlich seekrank wurde. Leslie versicherte sie übrigens, das schon bei vielen anderen, früher gefangenen, ja selbst bei dem

großen Albatros gesehen zu haben. Sie hielten das arme Thier denn auch nicht länger am Bord zurück und einer der Matrosen hob es, sein Beißen nach ihm nicht achtend, vom Deck auf und schleuderte es wieder auf sein natürliches Element zurück. Aber selbst da bedurfte es erst einer ganzen Weile, ehe es sich wieder erholte, und so weit sie es von dem schnell vorbeigleitenden Schiff erkennen konnten, lag es noch mit gesenktem Kopf und wie ängstlich ausgebreiteten Flügeln auf dem Wasser.

Die Aufmerksamkeit der Passagiere ward indessen jetzt mehr dem Vorderdeck zugezogen, denn Bleede hatte hier eine der Harpunen in Ordnung gebracht und war eben im Begriff, über das Bugspriet hinaus zu steigen, um, wie sie bald erfuhren, einen Delphin zu harpuniren, von denen sich mehrere vor dem Schiff und um dasselbe herumtummelten; manchmal mit dem ganzen, grün- und goldschillerndem Körper aus der See sprangen, einander jagten, untertauchten, sich überschlugen und wie wilde Kinder auf einem Rasenplatz tanzten und spielten.

Das Wetter hatte sich nun ganz wieder aufgeklärt. Es zogen allerdings einzelne zerrissene weiße Wolken über den immer noch mit einem grünen Schein überworfenen Himmel hin, und glichen den Trümmern einer zerstreuten Macht auf dem verlassenen Schlachtfeld, aber von Osten her, da, wo sie die hemmenden Nebel besiegt hatte, stieg rein und klar die Sonne höher und höher hinauf. Die Kranken am Bord schienen sich auch wieder ziemlich erholt zu haben, denn selbst Madame Wegmeier und Oskar, in den letzten Tagen die Schwächsten, zeigten sich an Deck und schauten den Vorbereitungen zu, deren Absicht sie, mit solcher Jagd unbekannt, noch immer nicht begreifen konnten.

Der alte Bleede, in der rechten Hand die mit dem scharfen Eisen bewehrte Harpunenstange, von der aus ein dünnes Tau an Bord lief, und dort um eine der Bettingen geschlagen war, stieg

jetzt auf die Starbord-Bindenetpardune hinaus, auf der hin er bis zum unteren Theile des Bindenetbaums (ω), da wo dieses Pardunen mit denen des Klüvers zusammenlaufen, vorschritt. Hier, mit der linken Schulter fest gegen das durch die angespannten Taue aufrecht gehaltene Holz gedrückt, erfaßte er die Harpune mit beiden Händen und stand nun, die Arme erhoben und das Gewicht des Körpers zur Hälfte auf das rechte Bein geworfen, bereit, das erste sich ihm nähernde Opfer mit sicher geschleuderter Waffe zu erreichen. Er bildete, fest und unbeweglich, wie er dastand, ein treffliches Seitenstück des Bugsprietbilds der Amazone, und schien fast, wie sie, kein lebendes, sondern ein aus Erz gegossenes Meisterstück der Bildhauerkunst. Der Platz, wo er sich befand, war übrigens, bei der Aufregung, in welcher sich die Wogen noch immer bäumten, keineswegs gefahrlos; oft zwar durchschnitt das wackere Schiff mit scharfem Kiel die Wellen, die sich ihm entgegenwarfen, stieg dann leicht und graziös auf ihren Kamm hinauf und schoß mit Pfeilesschnelle über sie hin, manchmal aber drängten sich ihm die tiefindigofarbenen Abgründe doch in zu schneller Reihenfolge entgegen, und hinein in die Fluth tauchte dann das Bug und mit ihm nicht selten fast die Hälfte des Bindenetbaums, so daß der alte Mann zu mehren Malen bis über die Schultern verdeckt war und dann, mit dem sich wieder hebenden Fahrzeug, einem Wassergott nicht unähnlich, dem unruhigen Meere entstieg, wobei ihm die klare Fluth von Armen und Füßen und von dem, immer noch regungslos gehaltenen Harpuneisen herabträufte. Die Delphine mußten aber wohl etwas dergleichen gemerkt haben, denn es schien, als ob sie von dem Augenblicke an, wo ihnen das gefahrdrohende Eisen in den Strahlen der Sonne entgegenblinkte, die unmittelbare Nähe des Schiffes gemieden hätten und jetzt in etwas weiterer Entfernung, sicher vor dem Wurf, ihre Spiele fortsetzen wollten.

Da sonderten sich zwei von der Schaar plötzlich ab; jetzt hob der eine sein gold- und purpurschimmerndes Rücktheil in das hellere Licht empor — nun der andere; sie tauchten und verschwanden für mehre Minuten, kamen wieder an die Oberfläche und schlugen auf das heftigste mit den Schwänzen. Es war offenbar ein Kampf. Endlich schien der eine zu unterliegen; er beschrieb einen Halbkreis und wollte zu den übrigen zurück, doch der Sieger schnitt ihm den Weg ab. Er versuchte es auf der anderen Seite, aber auch hier warf sich ihm der, jede seiner Bewegungen scharf beobachtende Widersacher entgegen. Jetzt blieb ihm kein anderer Ausweg als zu fliehen, und ohne das Schiff weiter zu beachten, immer nur die nächste Gefahr im Auge, schoß er gerade auf den, ruhig seinen Lauf bewachenden Matrosen zu.

„Da kommt einer!“ schrie Jonas, der bis dahin nur nach der ganzen, in den blitzenden Wellen spielenden Schaar von Fischen hinübergestarrt hatte. „Da kommt wahrhaftig einer!“ wiederholte er im größten Eifer, als Niemand seine Worte beachtete, und stieß den neben ihm stehenden Steuermann in die Seite, während er dabei nach den, jetzt schnell Herbeigleitenden zeigte. Der aber antwortete ihm nur durch ein halb in den Bart gemurmeltes „damned fool“, und sprang im nächsten Augenblick auf die vorn am Bug angebrachte Seewasserpumpe, um die Jagd besser übersehen zu können. In demselben Moment strich der verfolgte Fisch dicht unter dem ihn Erwartenden hinweg. War es aber, daß sich zu gleicher Zeit das Schiff zu sehr hob, oder wollte der alte Mann den überdieß schon so schwer Bedrängten schonen, kurz, er nahm keine weitere Notiz von ihm; nur umklammerte seine Rechte fester die Stange, und ein klein wenig hob sich der Arm zum Wurf.

Jetzt schoß im hitzigen Eifer der Verfolgung der zweite und augenscheinlich stärkere Delphin heran; nun aber schien auch ein

eigenes innerlich glühendes Feuer die Adern des sonnengebräunten Seemanns zu durchzucken, seine Augen blitzten, ein leichtes triumphirendes Lächeln spielte um den fast zierlich geformten Mund, und nieder, von kräftiger sicherer Hand geschleudert, zischte die Waffe und begrub sich in der nächsten Secunde in dem wild zurückschaudernden Körper des Opfers. Zwar verschwand dieses im Nu in der blauen Tiefe, die rasende Schnelle aber, mit der ihm die klar gehaltene Leine folgte, bewies, wie ängstlich, wie mit äußerster Anstrengung es seine Flucht zu bewerkstelligen suche und dieß, wie das zurückgelassene, dem Stoß sogleich folgende Blut verrieth den geglückten Wurf. Es dauerte auch gar nicht so sehr lange, und zwar noch ehe das ihn haltende Tau abgelaufen war, da wurde die Bewegung langsamer und er verfolgte nicht mehr dem Schiff voraus seine Bahn, sondern trieb seitab. Ein günstigeres Zeichen konnten die Matrosen nicht verlangen, und mit ihren fröhlichen „Ahoiy — ho — aho — h'ś!" zogen sie die jetzt erschöpfte Beute zum Schiff heran.

Das schöne Thier war übrigens, als es die Schiffswand erreichte, noch keineswegs todt, und die Passagiere behielten vollkommen Zeit die Farbenpracht zu bewundern, in der es sich, schon matt und erschöpft, noch in seinen letzten Zuckungen wand. So lange es von den Wellen bedeckt wurde, war es total grün, und da ihm das klare schimmernde Wasser einen ganz eigenthümlichen Glanz verlieh, so glich er fast einem einzigen ungeheuern lebenden Saphir; dann aber, wenn er sich aus der Fluth emporwarf und, ach vergebens! dem tödtlichen Stahl zu entrinnen suchte, behielten nur die Flossen noch ihren grünen Schein und der übrige Körper nahm das herrlichste Gelb an, während die Theile, auf welche die Sonne fiel, im goldigen Glanze flimmerten und blitzten. Das seiner Wunde reichlich entströmende Blut umgab ihn dabei wie mit einem dunkelrothen Kranze, und nur nach und nach fing

eben der zu große Blutverlust an ihm die lebhaften, glühenden Farben zu nehmen, die mehr und mehr erblaßten. Unter dem dreimaligen Hurrah der Matrosen zogen ihn diese jetzt mit Hülfe einer über ihn geworfenen Schlinge an Bord, und hier, in dem letzten Aufflammen der fast erloschenen Lebenskraft war es, wo er noch einmal in all seiner Herrlichkeit in wieder erwachter Farbenpracht erschien. Wie mit grünschillerndem Gold übergossen lag er da, und der olivengrüne Rücken zeigte tiefblaue, wunderschöne Strahlen und Streifen; Kopf und Bauch wurde silberglänzend, und wie ein Thal, über das leichte Wolken jagen und ihm bald den Sonnenschein entziehen, bald den leuchtenden Strahlen den vollen Zutritt verstatten, so zuckten und schwanden und erwachten die Tinten wieder auf dem Körper des sterbenden Thieres, bis sie endlich mehr und mehr einer grauen matten Schieferfarbe wichen und im Tode nichts als ein schmutziges Weiß und trübes Braun zurückließen.

„Sic transit gloria mundi!“ sagte der Rittmeister leise und blickte fast traurig auf den eben noch so regsamen Körper des erlegten Thieres nieder. Die Matrosen ließen ihm aber nicht lange Zeit zu philosophischen Betrachtungen; ihre Absicht mit dem nicht unbedeutenden Stück Fleisch war materiellerer Art, und eine halbe Stunde später verschwand unter des Kochs rauhen Händen Schönheit und Glanz, und mit ihnen Haut und Form des armen Wanderers der Tiefe.

Die Amazone segelte jetzt, von allerdings sehr günstigem Winde getrieben, ihrem Ziel entgegen; einer solchen Hülfe bedurfte es aber auch in der That, da sie die Meeresströmungen vollkommen gegen sich hatten und auch in diesen, ehe sie Madagascar hinter sich ließen, keine günstige Veränderung erwarten durften. So dauerte es denn fast vierzehn Tage, ehe der Steuermann den, eines Morgens noch schläfrig der Cajüte ersteigenden

Passagieren die deutlichen Umrisse der stattlichen und umfangreichen Insel Madagascar am westlichen Horizont zeigte.

Madagascar aber hat durch die letzten Vorfälle und die wirklich kräftige Energie seiner Königin eine Bedeutung gewonnen, die es der Aufmerksamkeit Europa's nicht allein würdig macht, sondern auch in seiner jetzigen Entwickelung und in den, ihm noch bevorstehenden inneren und äußeren Kriegen wenn auch weniger unsere Theilnahme, doch sicherlich unser Interesse im höchsten Grade erregen wird und muß.

Was die Insel selbst betrifft, so nimmt sie einen Flächenraum ein, der ihr fast den Anspruch auf den Titel eines Continents giebt. Sie ist etwa 900 engl. Meilen lang, an der breitesten Stelle aber nur (und zwar in der Mitte) 350 Meilen breit, und soll, nach ungefähren Schätzungen natürlich, die ungeheure Strecke von einhundert und fünfzig Millionen Acker Land in sich schließen. Madagascar erstreckt sich vom 12ten Grad bis zum 25,40 südlicher Breite, liegt zwischen 43,41 und 50,30 östlicher Länge, und wird durch den etwa 300 Meilen breiten Mozambique-Canal vom afrikanischen Festland getrennt.

Was die Oberfläche der Insel betrifft, so drängt sich das Land in der Mitte in Hochebenen und Gebirgen zusammen, an der Ostküste bleibt dabei von zehn bis dreißig (engl.) Meilen flaches Land, auf der Westküste von fünfzig bis hundert, und inmitten der Insel, das Rückgrat derselben bildend, steigen einzelne Kuppen bis zu 6000 Fuß über die Meeresfläche empor, von denen manche vulkanischen Ursprungs scheinen, wie sich denn auch, nach Aussage der Eingeborenen, noch hie und da „brennende Berge" im Inneren finden.

Das niedere Land übrigens, wie auch manche große, selbst von Bergen eingeschlossene sumpfige oder auch nur niedrig gelegene Strecke, ist entsetzlich ungesund und hat in früherer Zeit

schon der Insel den Namen des „Europäischen Todtenackers" gegeben. Dem Europäer verderbliche Fieber herrschen dort, und zwar an manchen Stellen so verheerend, daß der Fremde kaum jene Distrikte betreten hat, wenn er sich schon von der Krankheit ergriffen und dahingerafft sieht. Die gebirgigen Strecken und Hochebenen bieten jedoch gesunde und selbst dem Nordländer zusagende klimatische Verhältnisse dar, und überhaupt möchte in späterer Zeit, wenn erst einmal jene mächtigen Wälder gelichtet und die pestaushauchenden Sümpfe vermindert sind, eine große und günstige Veränderung in dem Gesundheitszustand der Insel vorgehen.

Die frühere Geschichte Madagascar's erstreckt sich allerdings sehr weit zurück, ist aber wenig bekannt. Zuerst erwähnte sie, und zwar als Madeigascar, der berühmte Reisende Marco Polo, der sie aber auch nicht selbst besucht, sondern nur die Bestätigung ihrer Existenz von den Mauren erfahren hatte; es war dieß nach seiner Rückkehr von China, im Jahre 1298.

Zu verwundern ist es, daß die Portugiesen, die doch jährlich ihre Schiffe in den indischen Ocean sandten, sie nicht früher entdeckten; denn erst 1506 landete Ruy Pereira, einer der Capitaine von Tristan d'Acunha's Flotte, der von den übrigen Fahrzeugen durch einen Sturm getrennt worden war, auf Madagascar, das sie damals St. Lawrence nannten. In Frankreich, das endlich die Wichtigkeit dieser Insel einsah, bildete sich erst ein Jahrhundert später (1637) eine Gesellschaft, die 1642 vom Cardinal Richelieu, der zugleich Großadmiral von Frankreich war, das ausschließliche Handelsmonopol auf „Madagascar und die angrenzenden Küsten" erhielt.

Pronis und Fougembourg, die Agenten dieser Compagnie, ließen sich zuerst in Mangafiaf oder der Bai de St. Luce, an der Süd-Ost-Küste, nieder.

Später erhielt der durch seine Flucht von Kamtschatka berühmte Graf Benjowsky, 1772, den Oberbefehl einer Expedition nach Madagascar, wo er, in Isle de France aufgehalten, erst 1774 landete, sich festsetzte und gar bald durch seine Umsicht und Tapferkeit den Eingeborenen auf das Vortheilhafteste imponirte. Ja, dieß ging so weit, daß sie ihn, durch ihren Aberglauben und eine Wahrsagung noch überdies dazu getrieben, zu ihrem Oberhaupt zu machen beschlossen und ihm auch am 16. Septbr. 1776 in einer hierzu berufenen Volksversammlung die Herrschaft der Insel antrugen. Am 11. October des Jahres huldigten 50,000 Malegaschen ihrem neuen Herrn.

Mit Frankreich begannen hiernach Feindseligkeiten, die endlich die Ausrüstung eines Schiffes in Isle de France — dem jetzigen Mauritius — zur Folge hatten. Dieses landete ohne Widerstand am Fuß des Forts Mauritiana, wo sich Benjowsky mit zwei Europäern und dreißig Eingeborenen befand. Die Letzteren flohen aber und der Graf sank, während er eines der Geschütze bediente, von einer Kugel tödtlich getroffen, zu Boden. So starb dieser außerordentliche Mann, dessen Andenken die Malegaschen noch ehren, obgleich die Franzosen seinen Verdiensten wohl kaum Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Von Mauritius und der Isle de Bourbon aus nahm nun Frankreich wieder Besitz von den fast verlorenen Punkten, bis 1811 die englische Corvette l'Eclipse, Capitain Lynne, den Commandanten Sylvain Roux im Namen Sr. britannischen Majestät aufforderte, alle bisherigen französischen Besitzungen Frankreichs an Englands Krone abzutreten, welchem Befehl sich denn auch dieser, der überdies schon von der Abtretung des weit stärker befestigten Isle de France gehört, fügen mußte.

Der 1814 in Paris geschlossene Friede gab, nach Meinung der Franzosen, diesen ihre verlorenen Rechte auf Madagascar

zurück, und wenn ihnen die Engländer dieselben auch streitig zu machen suchten, so nahmen sie doch 1818 durch den dorthin abgeschickten Silvain Roux wieder zuerst feierlichen Besitz von der Insel Sainte Marie, dann von Tintingue, Fort Dauphin und St. Luce, die unter den Befehl des Gouverneurs von Bourbon gestellt wurden. Der König der Howas übrigens, Radama, beschränkte, durch die Engländer aufgereizt, den Handel der Franzosen und nöthigte diese bald, alle übrigen Punkte der Ostküste, die Insel Sainte Marie ausgenommen, wieder zu räumen.

Auf dieser beschlossen sie aber sich festzusetzen, um nicht allein ihre eigenen dortigen Besitzungen, wie auch die vor den Howas und unter ihren Schutz geflüchteten Madecassen zu schützen, als auch überhaupt die Handelsverbindung mit dem Festland der großen Insel nicht ganz außer Händen zu geben, die überdies schon durch die erzwungene Abtretung von Isle de France (Mauritius) an England sehr geschwächt worden war. Die Engländer ihrerseits aber, die doch wohl die Rechte Frankreichs in der Stille anerkennen mußten, wenn sie es auch nicht öffentlich thaten, suchten nun — ein sicherer Beweis des eben Gesagten — einen eingeborenen König, Radama, den Fürst der Howas, in seinen Rechten zu unterstützen und sich selbst ihm unentbehrlich zu machen. Das gelang ihnen auch und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sie ihren Zweck nach und nach erreicht hätten, wäre nicht Radama plötzlich gestorben und die Regierung, trotz der Vorherbestimmung des Monarchen, in die Hände einer seiner Frauen übergegangen, die durch die, in seinen häufigen Kämpfen gestählten und kriegerischen Häuptlinge geschützt und auf dem Thron gehalten wurde.

Radama hatte nämlich einen Sohn seines Schwagers Rataffa zu seinem Nachfolger bestimmt; die aber, die kühn genug waren, dessen Rechte öffentlich vertreten zu wollen, wurden nie-

dergestoßen und der Prinz selbst mit den Seinigen gefangen und ermordet. Die Engländer bereuen es jetzt auch sehr, diesen Thronerben damals nicht gerettet zu haben, was ihnen dann ein leicht verfechtbares Recht gegeben hätte, die Usurpatrice Ranavalona zu vertreiben und einen König der Insel zu erhalten, der dann schon durch die Pflicht der Dankbarkeit genöthigt gewesen wäre, ihnen Rechte zuzugestehen, die sie, wenigstens im Handel, zu Herren der Insel machen mußten. Der Capitain eines Kauffartheischiffes, der Parson hieß, soll besonders, durch seine Furcht dem Eigenthümer des Fahrzeugs mißfällig zu werden, die Ursache an dem Tode des unglücklichen Prinzen gewesen sein; denn als sich der arme Rataffa in seiner Noth später an einen englischen Freund wandte, durch den es der Gouverneur von Mauritius erfuhr, so sandte dieser wohl augenblicklich und die Wichtigkeit des Falls vollkommen begreifend, zwei englische Kriegsschiffe ab, die aber zu spät an Ort und Stelle eintrafen, ihn oder seine Familie noch zu retten.

Um jedoch zu wissen, welches Recht die Howas überhaupt auf diesen Theil der Insel hatten, möchte es vielleicht hier am Platze sein, die verschiedenen Völker sowohl wie den Landstrich, den sie bewohnen, etwas näher zu erwähnen.

Im Ganzen giebt es drei Haupt-Nationen auf der Insel: die Howas, Sakalaven und Betsimsaraken; diese zerfallen jedoch wieder in eine Menge kleinerer Stämme. Uebrigens findet das, was von den anderen Inseln des indischen Oceans, wie Sumatra, Java ꝛc. gesagt wird, auch hier seine Anwendung. Es bestehen hier nämlich zwei verschiedene Raçen, die eine von den Negern, die andere mehr von Malayen oder einer helleren Menschenklasse abstammend. Madagascar ist also jedenfalls von zwei verschiedenen Ländern bevölkert worden; wie und wann das aber geschehen, bleibt wohl für immer mit dem ungehobenen

Schleier der Vergangenheit bedeckt. Die Missionaire übrigens wollen nach genauer Untersuchung der verschiedenen Dialekte behaupten, daß die Sprache der Howas, also ganz aus dem Inneren des Landes, durchaus Malayischen Ursprungs ist, und sich diese Sprache ebenfalls an die östliche Küste hinaberstreckt, wo auch die Körperformen der dortigen Stämme mehr ihre malayische Abstammung verrathen. Hierin unterscheidet sich nun aber Madagascar von jenen anderen Inseln, denn auf denen bestehen die Küstenbewohner aus der weißeren und intellectuelleren Klasse, und die, das innere Land Bewohnenden tragen ziemlich deutlich die Spuren ihrer Negerabkunft, während auf Madagascar gerade der umgekehrte Fall stattfindet, da die Bewohner der Gebirge eben die Howas sind, die sich nun jetzt auch die Ostküste unterjocht haben, während an der Westküste die Sakelaven deutlich ihre afrikanische Abkunft — aber mehr vom Kaffer als Neger stammend — verrathen.

Die Ostküste wurde früher von den Betsimsaraken (das vereinigte Volk), einem fleißigen, Ackerbau und Viehzucht treibenden und harmlosen, friedliebenden Volk bewohnt, das sich auch großentheils ohne Schwertschlag den Howas unterwarf; ein Stamm von ihnen aber, und zwar der, welcher die nordöstlichen Ufer der Antongil-Bai inne hatte, widersetzte sich auf das Hartnäckigste den Eindringlingen und wurde fast gänzlich vernichtet, denn was die Howas von ihnen nicht niedermetzelten, verkauften sie als Sklaven.

Die Howas hatten nun bis zu ihres Königs Radama Tod und durch ihr kräftiges und gemeinsames Zusammenwirken, die größte Bedeutsamkeit auf der Insel erreicht; da starb Radama und die jetzige Königin Ranavalona schüttelte auf einmal all und jeden europäischen Einfluß von sich ab. Dieß aber zu bewerkstelligen, mußte sie vor allen Dingen das Christenthum wieder

ausrotten, was schon, von Radama begünstigt, gewaltig um sich gegriffen hatte; denn nicht mit Unrecht fürchtete sie sich durch eine fremde Religion ihr Volk entfremdet zu sehen. Nicht leicht ist es aber, dem Volk einen einmal festgewurzelten Glauben zu nehmen, deshalb mußten die alten Götzen wieder ihre Wunder wirken. Vom Geist besessene Priester sprachen die Urtheile und Tausende fielen unter ihren Opferbeilen, oder den, ihnen beigegebenen Speeren der Krieger. Zum großen Aergerniß der Engländer erkannte sie aber auch alle die früheren Colonisations- und Handelsverträge nicht an, die ihr Gatte mit diesen geschlossen haben sollte, und verlangte, was eigentlich den ersten Ausbruch offener Feindseligkeiten veranlaßte und doch auch wieder nicht mehr war, als Frankreich und England auf seinem eigenen Grund und Boden ebenfalls verlangt haben würde, daß sich nämlich sämmtliche Fremde, die auf der Insel ihren Aufenthalt genommen, mochten sie nun von irgend einem Lande stammen, sich den Gesetzen und Sitten der Howas fügen sollten.

Die Franzosen erkannten indeß insofern ihren Vortheil, daß sie, um ein fremdes Land zu erobern, sich auch einen Theil desselben zu Freunden zu machen suchten, und zu diesem Zweck nahmen sie die, an der Nordostküste gelegene Insel Nossi-be in Besitz, von wo aus sie einzelne kleine Häuptlinge gegen die übermüthigen Howas beschützen konnten. 1839 flüchtete denn auch Tsiumeik, die Königin des kleinen, an der nördlichsten Küste gelegenen Staates Bueni, vor den Verfolgungen der Howas nach Nossi-be und trat, sich unter französischen Schutz begebend, ihre Besitzungen an Frankreich ab. Der König von Ankara folgte im nächsten Jahr ihrem Beispiel.

Ranavalona nun, die im Jahre 1836 allerdings eine Gesandtschaft nach England und Frankreich gesandt hatte, und in

den, dieser mitgegebenen Briefen*) sich keineswegs abgeneigt zeigte, in Handelsverbindungen mit beiden Ländern zu bleiben,

*) In einem erst kürzlich erschienenen englischen Werk: „Madagascar past a present" sind diese beiden Briefe als literarisches Curiosum abgedruckt, sie lauten wie folgt:

„An den König William den Vierten, König von Groß-Britannien und Irland ꝛc.

Dieß sage ich zu Dir, mein Freund, daß ich Briefe zu Dir und Du Briefe zu mir geschickt hast und vielleicht einiges unserer freundlichen Correspondenz seine Bestimmung verfehlt haben mag, deßhalb schicke ich meine Gesandten zu Dir, um Dir Freundschaft anzukündigen.

Nun habe ich die gewöhnlichen Geschenke für Radama nicht angenommen, aber nicht etwa, weil ich ärgerlich oder böse war; wenn aber Freundschaft durch das Erwerben von Geld und Gütern geknüpft und durch den Tausch von Waaren erhalten werden soll, dann habe ich die Geschenke deßhalb nicht angenommen. Und Sachen, die wir haben und Du nicht, die kannst Du von uns kaufen, und Sachen, die Du hast und wir nicht, die kaufen wir von Dir.

Und was Deine Freundschaft mit Radama betrifft, so hat Radama keine seiner Unterthanen über die See geschaft, und ich, die Nachfolgerin Radamas, schaffe auch keine Unterthanen über See — weder zu Dir noch zu einer anderen Nation.

Mögest Du lange leben und stets mein Freund sein, und möge das Volk von England stets das Volk von Madagascar sein.

Mögest Du lange leben, sagt

Ranavalonamanjaka."

„An den König der Franzosen!

Dieß sage ich Dir, daß Dich meine Gesandten besuchen werden, Dir meine Freundschaft zu versichern. Und wenn wir etwas haben und Du nicht, so kannst Du es von uns kaufen, und wenn Du etwas hast und wir nicht, so können wir es von Dir kaufen.

Denn ich habe keinen Feind über der See, bei keiner Nation, aber ich wünsche gute Freundschaft und guten Handel.

Dieß sage ich Dir, mögest Du lange leben sagt

Ranavalonamanjaka."

war doch auch wiederum keineswegs gesonnen, auch nur das Mindeste ihrer Rechte zu vergeben, und suchte vorzüglich den Europäern das recht ins Gedächtniß zurückzuführen, daß sie auf ihrem eigenen Besitzthum eben so unumschränkte Herrscherin wäre, wie irgend ein fremder Fürst civilisirterer Nationen. Als sie daher einsah, daß sie das, so lange noch weiße Händler, und mit ihnen zugleich Missionaire, ihre Territorien durchstreiften, nimmermehr würde, so warf sie die bisher wohl nur des eigenen Nutzens halber vorbehaltene Maske der Freundschaft gänzlich ab, und zwang die Europäer, die sich nicht unbedingt der willkürlichen Gewalt ihrer Fürsten unterwerfen wollten, ohne weiteren Zeitverlust die Insel zu verlassen.

Als ihr von den Engländern deshalb Vorstellungen gemacht wurden, sagte sie, allerdings für ihre Verhältnisse ganz treffend: „Ich bekümmere mich ja nicht um die Gesetze und Einrichtungen Eures Landes, um das, was Eure Königin thut — thut Ihr ein Gleiches."

Da erst, als gegen Franzosen wie Engländer in Tamatave wirklich Gewalt gebraucht wurde, denn dorthin waren die Ausländer schon in letzter Zeit förmlich verwiesen, sandten die Engländer von Mauritius Capitain Kelly mit der englischen Fregatte Conway nach Tamatave, die britischen Unterthanen zu schützen. Dieser langte dort am 12. Juni 1845 an, fand aber schon das französische Kriegsschiff Zelée vor Anker, zu welchem am nächsten Morgen auch noch die Fregatte Berceau eintraf, deren vereinigte Mannschaft nun umsonst freundlichere Bedingungen für die Europäer, oder doch wenigstens hinlänglichen Aufschub ihr sämmtliches Eigenthum fortzuschaffen, verlangte. Die Beamten der Howas, auf ihre Instructionen und Waffenmacht trotzend, ließen sich auf keine weiteren Erörterungen ein, ja wollten nicht einmal einen in französischer, englischer und der Sprache

der Malegassen abgefaßten Protest gegen dieses Verfahren annehmen und ließen die beiden Offiziere der verschiedenen Nationen unverrichteter Sache zu ihren Schiffen zurückkehren.

Später wurde zwar ein Offizier von ihnen zum Ufer gesandt, der das nochmals ans Land geschaffte Schreiben empfing und — wenn überhaupt — bis zwei Uhr Nachmittags Antwort versprach. Eine Antwort wurde ihnen denn auch, lautete aber dahin, „daß ihr Gesetz zu Gunsten Fremder nicht geändert werden könnte noch würde, und daß die Howas nicht gesonnen wären, sich in dieser Hinsicht noch auf weitere Verhandlungen einzulassen."

Die Bewohner von Tamatave wußten nun aber wohl, daß nach solcher Antwort Feindseligkeiten beginnen mußten. Die Howa-Soldaten zogen sich daher in das sehr befestigte Fort zurück und die übrigen Einwohner flüchteten mit ihrer Habe in den Wald.

Halb drei Uhr eröffneten die Schiffe nun ihr Feuer, und zwar hauptsächlich nach dem Fort; dieses aber, erst vor wenigen Jahren von arabischen Ingenieuren und zwar aus soliden Steinmassen erbaut, trotzte ihren Angriffen, und das Ganze, was sie mit dem Verlust des dritten Theils ihrer sämmtlichen Mannschaft erreichen konnten, war die Erstürmung der Außenwerke, auf denen sie eine Fahne der Howas fanden und theilten. Hier aber sahen sie sich dem vernichtenden Feuer des Forts so ausgesetzt, daß sie nicht einmal ihre Todten (deren Köpfe später von den Howas auf Stangen am Ufer aufgesteckt wurden), sondern nur die Verwundeten im Stande waren wieder einzuschiffen, und also das angegriffene Fort unverrichteter Sache verlassen mußten.

„Welches Reich hat denn nun aber ein eigentliches Recht auf Madagascar?" frug Günther, als der Capitain, der ihnen die obigen Mittheilungen gemacht hatte, einen Augenblick schwieg.

„Engländer wie Franzosen scheinen dadurch, daß sie beide ihre Schiffe nach Tamatave sandten, doch auch beide gesonnen zu sein das Land als das ihre zu betrachten."

„Rechte wohl keines von beiden!" meinte der Capitain.

„Die Engländer auf jeden Fall so viel als die Franzosen," sagte dagegen der Rittmeister.

„Daß sie das behaupten," lächelte Capitain Barring, „ist mir gerade ein ziemlich sicherer Bürge, daß sie es nicht haben, denn wenn sie überhaupt Rechte darauf besäßen, so wären sie die Letzten, die einer andern Macht ein Gleiches eingeräumt oder auch nur früher daran gedacht haben würden, eine Unabhängigkeit des Königs der Howas anzuerkennen. Nein, sie fürchten nur, und nicht mit Unrecht, daß Frankreich durch Besitznahme Madagascars ihnen für die schon gewonnene Insel Mauritius zu gefährlich würde; denn Mauritius selbst, obgleich unter englischer Botmäßigkeit, ist im Herzen noch immer französisch und hängt auch mit seinen Lebensbedürfnissen sehr von der benachbarten größeren Schwester ab."

„Warum griffe denn aber Frankreich nicht zu, wenn es ein Recht zu haben glaubte?" warf der Rittmeister ein.

„England — fürchtet es — möchte doch nicht so ganz ruhig dazu dreinschauen," erwiederte Jener, „und da es gegenwärtig gerade andere Interessen zu verfechten hat, so verschiebt es wahrscheinlich noch für jetzt einen entscheidenden Schlag. Deßhalb ist es aber nicht unthätig: die Besitznahme von Nossi-be hat sie mit den Feinden der Howas auf vertrauten Fuß gestellt; von hier aus kann sie diese beschützen und die stolze Königin, wenn einmal der richtige Zeitpunkt erscheint, von Land und See aus und nicht blos mit Fremdlingen, sondern mit Eingeborenen von Madagascar selber angreifen, was um so leichter die, mit der Regierung Ranavalona's Unzufriedenen bewegen wird sich ihm

anzuschließen. Die westlichen Bewohner Madagascars, die tapferen Sakalaven, wären auch wahrlich keine verächtlichen Hülfstruppen, denn sie sind schon, ohne die Hülfe der Weißen, gar manchmal der Schrecken der Howas geworden und haben den Krieg oft selbst in Feindesgebiet und über die Gebirge hinüber getragen."

„Ei, da müssen diese Bewohner von Madagascar doch ein recht tapferes, kriegslustiges Volk sein," sagte Günther. „Alles was Sie uns bis dahin von ihnen erzählt, deutet wenigstens darauf hin."

„Das ist auch der Fall," erwiederte der Capitain, „und ich wünsche nur, es wäre uns verstattet zu landen, damit Sie selbst sich überzeugen könnten. Daran ist aber kein Gedanke, denn die Eingeborenen sind, besonders in letzter Zeit, so mißtrauisch gegen alle Europäer geworden, daß wir leicht mit Kugel und Lanze empfangen werden könnten, und da bleiben wir doch lieber in sicherer Entfernung."

„Den Europäern geschieht's übrigens recht," lachte Franz Bonnfeld, „daß sie jetzt von Leuten geschlagen werden, die sie selbst erst die Kriegskunst gelehrt; wenn die Malegaschen keine Feuerwaffen hätten, so müßten sie sich bald den Fremden unterwerfen."

„Das mag sein," entgegnete Capitain Barring, „aber die Malegaschen haben auch an sich selbst besondere Verdienste, und in Allem was sie gelehrt wurde, gar bedeutende Fortschritte gemacht. Selbst der Eifer, mit dem ein großer Theil dem Götzendienst entsagte, verräth, daß sie Nachdenken haben und das Bessere wählen können, wenn es ihnen nur gezeigt wird. Die jetzige Königin hat freilich wieder die alten Götter — ein auch in Europa bekanntes Mittel — durch Feuer und Schwert zu Ehren gebracht."

Der Häuptling der Howas.

„Sie dürfen nichts Anderes erwarten," sagte der ältere Bonnfeld, „wenn sie einmal mit Europäern in Verbindung treten, so müssen sie auch dafür büßen. Mögen die nun Franzosen oder Engländer heißen, es hat doch jede fremde Nation, sie mag sich so uneigennützig stellen wie sie will, stets nur ihr eigenes Interesse im Auge. Daß übrigens ein Kampf mit den Eingeborenen, trotzdem daß ihnen die Europäer in der Kriegskunst überlegen sein mögen, noch lange Jahre dauern könne, setzt die Tapferkeit der kriegerischen Malegassen außer allen Zweifel. Zu uns hinüber sind allerdings nur einzelne Beispiele ihres spartanischen Muthes gedrungen, aber ich weiß noch recht gut, welches Aufsehn der Tod eines Häuptlings der Howas machte, der, von der Uebermacht der Sakalaven zurückgedrängt, sich unter keiner Bedingung als Kriegsgefangener ergeben wollte, sondern sein Weib mit dem eigenen Körper deckte und Tod und Verderben in die andringende Schaar der Feinde schleuderte, bis er endlich den zahllosen, nach ihm geschleuderten Speeren erlag. Solcher Beispiele giebt es viele und ein Volk, das so gegen den eigenen Nachbarstaat kämpft, wird sich gewiß nicht leicht einer fremden Nation unterwerfen. Uebrigens ist es möglich, daß die Sache doch noch am Ende gütlich beseitigt würde, denn Rakotondradama, der Sohn und muthmaßliche Thronerbe der Königin, soll, durch die Vorstellungen eines muthvollen eingeborenen christlichen Predigers, Namens Rakama, von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion überzeugt, und erst ganz kürzlich getauft worden sein. Zu gleicher Zeit wird auch behauptet, daß er zwanzig gefangenen Christen, die ihrer Standhaftigkeit wegen bereits zum Märtyrertod bestimmt gewesen, die Freiheit verschafft habe, wie auch die, in die Gebirge geflüchteten und immer noch verfolgten Anhänger des Christenthums nun hoffen dürften, freier zu athmen."

„Die Madegassen werden überhaupt gezwungen sein, mit den Europäern in Handelsverbindung zu bleiben," sagte Günther, „denn Pulver, ja selbst Waffen können sie doch nur von diesen beziehen."

„Glauben Sie das ja nicht," fiel hier der Steuermann ein. „Ich bin früher, von Mauritius aus, mehre Male drüben gewesen um Rindvieh zu holen, was Bourbon und Mauritius sonst einzig und allein von Madagascar bezog, und habe dort gesehen, wie erfindungsreich sich die Eingeborenen ihre Werkstätten herzustellen und selbst das harte Eisen zu schmelzen und zu schmieden wußten. Ihre Schmelzöfen sind übrigens ihrer Einfachheit wegen interessant, und Sie hätten nur sehen sollen, wie praktisch sie besonders die Blasebälge eingerichtet hatten. Der eigentliche Schmelzofen befand sich nämlich in einer Grube, die mit platten Steinen belegt war und oben in der Mitte eine mehre Fuß emporstehende Röhre als Schornstein trug; um aber nun den zum Schmelzen erforderlichen Luftzug anzubringen, wie er überhaupt durch das Löthrohr auf die Metalle wirkt, so standen hier, an entgegengesetzten Enden der Grube, zwei abgesägte hohle Baumstämme, etwa einen Fuß im Durchmesser und zwei einen halben bis drei Fuß hoch, aufgerichtet, von deren unterem Theil eine vielleicht zolldicke Röhre unter den Steinplatten hin in den Schmelzofen lief. In diese mörserartigen Blasebalge, wenn ich sie so nennen darf, wurde die Luft durch Stempel gewissermaßen hineingepumpt, und ein Mann trieb mit jeder Hand einen solchen Stempel, die, wie mir gesagt wurde, ungemeine Wirkung hervorbringen sollten."

„Wie steht's denn mit der Jagd auf Madagascar?" frug Günther.

„Ei nun," sagte der Capitain, „da giebt's allerlei, nur keine Elephanten und Raubthiere, sonst aber eine Masse wilder

Madegassische Schmelzöfen.

Rindviehheerden und Schweine, wie denn auch die Eberjagden die bedeutendsten sind. An naturhistorischen Schätzen ist die Insel aber sicherlich reich, und einer späteren Zeit, wenn sich erst wieder einmal die Häfen Madagascar's in Frieden fremden Völkern öffnen, bleibt die Erforschung derselben aufbewahrt. Auch die Thierwelt bietet manches Interessante. So giebt es in ungeheuerer Menge mehre Arten von Makis (Lemur) hier, von denen die zierlichsten etwa die Größe einer gewöhnlichen Katze haben. Ihr grauschwarz und weißgeflecktes Fell hat Aehnlichkeit mit dem Hermelin, und Kopf und Schwanz ähneln dem Fuchs. Sie finden sich in ungeheuerer Menge und die Felle derselben werden, wenn sich erst Leute mit dem Fang derselben beschäftigen, gewiß einmal einen guten Handelsartikel liefern."

„Madagascar hat übrigens auch seine Mährchen, und der Reisende Leguevel de Lacombe erzählt ein solches vom Nossi-be-See."

„Mitten in diesem See liegt eine Insel, auf der „vor alten Zeiten" eine wunderschöne, aber auch eben so boshafte Fee wohnte, die zugleich über die bösen Wassergeister Sakare und Bilitsch gebot. Sie hieß Mahao und war die Tochter eines mächtigen Häuptlings der Antaymurs, Dian Ansai. Aus Arabien stammend, hatte er seine Tochter mit all' den geheimen Künsten der Magie bekannt gemacht; diese aber; durch die Untreue ihres Gatten empört, schwur dem ganzen Männergeschlecht Tod und Verderben und machte nun von ihren überirdischen Kräften einen so entsetzlichen Gebrauch, daß sie ihr Vater, über die Wirkung seiner eigenen Lehren erschreckt, aus dem Lande trieb, wonach sie sich auf dieser einsamen und entlegenen Insel niederließ."

„Um aber nun ihr Vorhaben, allen Männern verderblich zu werden, am besten ausführen zu können, zog sie, der

Circe gleich, die Söhne der benachbarten Häuptlinge auf ihre Insel, verlockte sie durch ihre Reize und gab ihnen dann einen Trank, der ihre Sinne so verwirrte, daß sie sich entweder selbst in den See stürzten oder doch, ein leichtes Opfer ihrer Mordlust, von der eigenen Hand der Verführerin fielen. Die Strafe ereilte aber endlich die Verbrecherin. Von dem Stamm Bemans hatte sie sechs Söhne geopfert und der siebente war jetzt ausersehen, den Tod seiner Brüder und der anderen Fürstensöhne an der Schändlichen zu rächen. Den Rathschlägen des weisen Ratsnor zufolge begab sich der junge Prinz auf die Insel, stellte sich, als ob er von den Reizen der Verführerin bezaubert sei, bemächtigte sich aber, als sie ihn schon sicher in ihr Netz gelockt glaubte und die nöthige Vorsicht vergaß, eines Riesenzahns, der sie unverwundbar machte, und durchbohrte sie."

„Das vernichtete aber trotzdem noch nicht ihre ganze Macht zu schaden, denn ein anderer Talisman, der sie in den Rang der Genien erhob, machte es ihr möglich, den Menschen selbst nach ihrem Tode noch verderblich zu werden. So ruht sie denn jetzt im Grunde des Sees, doch die Stimme eines Mannes genügt, ihren alten Haß wieder zu erwecken; die Eingeborenen, wenn sie den See befahren, hüten sich deßhalb auch wohl nur einen Laut hören zu lassen. Schweigend rudern sie über die stille Fläche, ängstliche Blicke werfen sie links und rechts hinüber, ob die Entsetzliche nicht dennoch von ihrer Nähe Kunde erlangt habe, und erst am sicheren Ufer, wohin die Macht der Zauberin nicht reicht, gewinnen die abergläubischen Malegaschen wieder Muth und schimpfen nun auf die Hexe und werfen Steine und Erde in den See."

„Das geht überall so," lachte der Rittmeister. „Die Menschen haben an allen Enden der Welt ihre Mahao, mag diese nun in der Wirklichkeit oder in ihrer Einbildungskraft bestehen, und

wo sie sich in der Gewalt derselben befinden oder auch nur zu befinden glauben, da sind sie ruhig und schneiden freundliche Gesichter, ja getrauen sich kaum eine Faust in der Tasche zu machen, und kaum wissen sie sich in Sicherheit, so drehen sie sich um und schimpfen und raisonniren. C'est tout comme chez nous. Aber meine Herren, es wird finster und der Nebel fällt schon recht naß hernieder; ich glaube doch, wir gingen lieber in die Cajüte, oder spannten wenigstens das Sonnensegel wieder auf, das die Matrosen, ich weiß nicht weshalb, „eingereeft" haben."

„So wollen wir denn wenigstens erst unser Abendbrod verzehren," sagte der Capitain, „nachher können wir ja wieder an Deck gehen und den herrlichen Abend genießen."

3.

Das brennende Schiff. — Mauritius.

Das Abendmahl war vorüber, die Passagiere hatten sich wieder an Deck versammelt und ein ziemlich günstiger Süd-West-wind, der an Madagascar herauf strebte, trieb die Amazone schnell über die funkelnden, ruhig schaukelnden Wogen dahin. Unsere Reisenden hielten sich dabei in einzelnen, abgesonderten Gruppen beisammen, und wie die Familie Wegmeier, der sich heute der Capitain anschloß, einen kleinen, für sich bestehenden Kreis bildete, so standen, an der Starbordseite des Hinterdecks, dicht am Steuer, Franz Bonnfeld und Günther neben einander, während sich der Rittmeister mit Oskar und dem Tischler Wegmeier unterhielt. Der Obersteuermann hatte die Wache unter Deck, d. h. seine Schlafzeit, und war, wenn auch noch nicht zu Bett, doch wenigstens in seine Coje gegangen.

„Welch' ein wundervoller Abend ist das heute!" sagte Günther endlich, der staunend und bewundernd das herrliche Meer betrachtet hatte. „Welch' wonnige Lüfte wehen jetzt hier, und wie kalt und rauh ist's nun dagegen in der Heimath — welch' ein Unterschied zwischen zwei verschiedenen Ländern!"

„Ei, mein junger Freund," lächelte der Kaufmann, „wir sind auch ein ganz hübsches Endchen von Deutschland entfernt; wenn's irgend wo anders sein darf, so ist's hier. — Am Kap

der guten Hoffnung zum Beispiel haben wir ganz die, unserem nördlichen Vaterland entgegengesetzten Jahreszeiten. Anstatt März, April und Mai als Frühjahrs-, Juni, Juli, August als Sommer-, September, October und November als Herbst-, und December, Januar und Februar als Wintermonate zu rechnen, beginnen wir hier mit dem September unser Frühjahr, zu dem wir noch October und November zählen, — December, Januar und Februar ist Sommer, — März, April, Mai Herbst — und Juni, Juli und August Winter. Rechnen Sie da nun noch dazu, daß die Nordwinde heiß und die Südwinde kalt sind, daß sich also das, was wir in Deutschland unter Nordpol verstehen, gerade am entgegengesetzten Ende befindet, so ist es sehr leicht erklärlich, daß Fremde, Nordländer, die eben erst die Linie passirt sind, im Anfang ganz confus werden und gar nicht mehr recht wissen, ob sie im Winter oder Sommer sind und wo Norden oder Süden eigentlich liegt."

„Mit dem Klima ist's überhaupt eine wunderliche Sache," sagte Günther; „die Breitegrade sind nun einmal gar kein Maaßstab, den man an die Wärme oder Kälte eines Landes legen kann. Was ich zum Beispiel über Nordamerika gelesen habe, schilderte dessen Klima, hinsichtlich der Grade, ganz verschieden von dem europäischen."

„Allerdings!" entgegnete Herr Bomfeld. „Diese gewaltigen Gegensätze im Klima finden sich aber größtentheils in Asien und Amerika. In den nördlichen Breiten nimmt man ziemlich bestimmt an, daß Januar und Februar die kältesten, Juli und August die wärmsten Monate seien, wobei die Zwischenmonate den allmäligen Uebergang zu diesen bilden. In Neu-York dagegen haben sie, wie Humboldt sagt, den Sommer von Rom und den Winter von Kopenhagen; in Quebeck reifen nicht selten im Sommer die Trauben im Freien, und die Winter geben denen

von St. Petersburg nicht das Mindeste nach. In Peking, wo die durchschnittliche Temperatur die von England ist, kommt die Sommergluth der von Kairo und die Strenge des Winters der von Upsala gleich, und gerade solche Klimate sind es dann, die so gefährlich auf die Constitutionen der Europäer einwirken."

„Was war das?" rief Günther, und horchte hoch auf.

„Ich habe Nichts gehört," sagte Bonnfeld. „Was soll es sein?"

„Es klang wie ein Kanonenschlag!"

„Ja, ja," bestätigte der Matrose am Steuerrad, der bis jetzt, die beiden rauhen Hände fest an den Speichen des Rades, schweigend auf den Compaß geblickt und nur manchmal den Blick zu den geblähten Bramsegeln hinauf geworfen hatte, — „das muß ein Schiff gewesen sein."

„Und nach welcher Richtung?"

„Gerade vor uns, ein Bischen zu Luv — etwa Nord bei Ost."

Herr Bonnfeld lauschte noch einen Augenblick; da drang, ziemlich deutlich, ein zweiter Schuß zu ihnen herüber. Der Capitain war nun auch aufmerksam darauf geworden, und der Untersteuermann sprang in die Wanten des Fockmastes hinauf, ob er vielleicht von dort etwas erspähen könne. Kaum hatte er aber die ersten Marsen erreicht, als er ausrief:

„Vorn über dem Larbord-Bug ein helles Licht!"

„Ist's ein Schiff?" frug der Capitain und lief zu gleicher Zeit an den Wanten des Hauptmastes empor.

„Nein! für eine Schiffslaterne ist's zu groß und Bourbon kann das doch noch nicht sein."

Drei auf einander folgende Schläge antworteten ihm und Capitain Barring rief jetzt schnell:

„Das ist ein brennendes Fahrzeug! Mein Leben setze ich

zum Pfande. — Bourbon liegt noch viel weiter nördlich. — Oberbramsegel auf, Boys, und den Klüver bei. — Tom, luv ein wenig mehr an — so — halt — das ist genug. Wir wollen gerade drauf zu halten," wandte er sich dann an den steuernden Matrosen, „vielleicht kommen wir noch zur rechten Zeit, Menschenleben zu retten. Und nun, Leslie, laßt unser kleines Eisenmaul auch einmal ein Wort mit drein reden — haben sie Boote ausgesetzt, so hören es die vielleicht und kommen nach uns zu; denn wenn sie auch nahe an Bourbon sind, möchten sie hier, in diesem Sturmdistrikt, doch schwerlich ohne Instrumente und Segel das feste Land erreichen."

Die beiden Kanonen der Amazone wurden rasch mit tüchtigen Ladungen versehen und bald schallte ihr Donnerruf über die erzitternde Wasserfläche dahin. Immer deutlicher trat aber auch jetzt der helle Schein hervor, in dem sie nun schon mit bloßen Augen ein brennendes Fahrzeug erkennen konnten. Bald darauf unterschieden sie die an dem einen Mast emporzüngelnden Flammen, und wieder schmetterten von dort herüber die Nothschüsse und klangen schauerlich in der sonst so stillen, düsteren Nacht.

„Wenn wir nur die Unglücklichen erreichen können!" sagte Günther und verwandte kein Auge von dem, dem Verderben geweihten Fahrzeug. „Es muß doch etwas Entsetzliches sein, so von lauter Wasser umgeben durch die Flammen umzukommen!"

„Ich hoffe, sie werden sich schon in die Boote gerettet haben," sagte der Capitain, der, das Nachtglas am Auge, auf der Bekleidung stand und aufmerksam den Brand beobachtete.

„Wenn sie nur die Passagiere retten!" rief Madame Wegmeier mit gefalteten Händen.

„So?" brummte der eine Matrose, der eben den am Steuer Befindlichen ablösen wollte. „Also die Seeleute können zum Teufel gehn? Na warte Du alte Kuffe, mit Deinen Bon-

netten um den breiten holländischen Rumpf herum, und den Schwertern vorn über dem Bug zusammengespließt — warte — das werd' ich mir in's Logbug schreiben, und gnade Dir Gott, wenn wir einmal zusammen auf einem Gang segeln sollten."

Mannschaft und Passagiere waren aber zu sehr mit dem, ihr ganzes Interesse in Anspruch nehmenden Fahrzeug beschäftigt, um irgend einen Ausruf der Madame Wegmeier auch nur einen Augenblick weiter zu beachten. Die Amazone segelte, von günstigem Wind getrieben, mit bedeutender Schnelle dem brennenden Schiffe näher. Deutlich sahen sie jetzt, wie der vordere Theil desselben in hellen Flammen stand und der Fockmast von oben bis unten einer Gluthsäule glich. Erst einzelne Segel des Hauptmastes, das Bram- und Oberbramsegel, fingen aber an zu glimmen, und jetzt erfaßte die Gluth auch das Marssegel und lief zugleich auf dem Mitteldeck hin, so daß sie die Pumpen umschloß und an dem Hauptmast zu lecken begann.

Wie weit das Feuer im Inneren des Schiffs vorgerückt sei, ließ sich natürlich in dieser Entfernung noch nicht bestimmen; so viel aber war gewiß, die Mannschaft hatte sich, aus Furcht vielleicht vor dem Pulvermagazin, in die Boote geflüchtet, und als die beiden Kanonen der Amazone wieder geladen und abgeschossen worden, antwortete aus der, jetzt sichtbar werdenden Barkasse und aus den kleineren Jollen eine Salve von Musketen oder Jagdflinten, die sich luvwärts von der Barke, denn als solche stellte sich das fremde Fahrzeug heraus, befanden.

Die Amazone war jetzt im Begriff, das brennende Fahrzeug ebenfalls luvwärts zu passiren, um nicht etwa durch herübergewehte Funken gar in gleiche Gefahr zu gerathen. Da schallte plötzlich ein dumpfer, wilder Schrei von dort herüber, und als Alle ihre Blicke fest und erstaunt ihm zuwandten, zeigte sich ihnen

ein Schauspiel, was das Blut in ihren Adern erstarren und sie selbst die Menschen vergessen machte, die, ihrer Rettung durch das so glücklich eingetroffene Schiff jetzt gewiß, die Ruder hochgehoben, ebenfalls die Vorgänge auf dem eigenen Fahrzeug in ängstlicher Spannung zu betrachten schienen.

Es mußte dieß ein Transportschiff sein, das, wahrscheinlich aus irgend einem ostindischen Hafen und nach Europa bestimmt, wilde Thiere an Bord in dazu besonders auf dem Verdeck angebrachten Käfigen führte. Die Mannschaft hatte dabei, entweder in eiliger Flucht, vergessen die unglücklichen Thiere zu befreien, oder auch vielleicht gefürchtet von den plötzlich losgelassenen und durch das Feuer noch überdieß in Wuth gebrachten Bestien selbst zerrissen zu werden. In wildem Ingrimm rüttelten diese nun an den eisernen Stäben, die sie in Banden hielten. Die Gluth drang schon zu ihnen hinein, und die beängstigende Hitze, das laute Prasseln der Flammen, das Gebrüll und Heulen der neben ihnen tobenden Gefährten, — das Alles zusammen versetzte sie in einen Grad der Wuth, der selbst die Herzen der, sich in Sicherheit wissenden Zuhörer mit Entsetzen erfüllte. Keiner der vielen hier jetzt sämmtlich an der Starbordseite der Amazone versammelten Menschen wagte ein Wort zu reden — in schweigendem Bangen starrten sie auf das gräßliche Schauspiel hin.

Indessen hatte die Flamme auch den Besanmast ergriffen, und die unten durchgebrannte Fockstenge schlug, von den Stagen am Stürzen nach vorn gehindert, zurück, und mußte wohl einige der Käfigplanken gelöst haben, denn dem Heulen der Bestien mischte sich in diesem Augenblick das Prasseln zerrissener Bretter bei. Da sprang, mit flatternden Mähnen, von der zischenden Gluth grell und fürchterlich schön beleuchtet, ein stattlicher Löwe frei und fesselles an Deck, und flog im nächsten Moment mit gewaltigem Sprung über Bord, in die hoch über ihm zusammen-

schlagende See. Fast zugleich mit ihm hatte aber auch ein ebenfalls bis dahin im Verschlag zurückgehaltener Elephant das starke Seil zu sprengen gewußt, das sein Hinterbein an den großen Mast gefesselt gehalten. Mit geschwungenem Rüssel stürmte er hinaus und zwar mitten in die Flamme hinein, gegen die sein dunkler Körper unheimlich abstach. Hier aber mußte ihn wohl die unerträgliche Gluth und der Schmerz des seine Haut sengenden Elements zurücktreiben; in der nächsten Secunde, von lodernden Tauen überdeckt, erschien er wieder auf dem der Luft ausgesetzten und noch ziemlich freien Theil des Decks, und wie weit hin schmetternder Trompetenton gellte sein Nothschrei durch die Lüfte.

Selbst die übrigen Thiere, in noch grimmerer Angst vielleicht als er selbst, schwiegen einen Moment, als sie den Jammerruf des durch Schmerz und Wuth zur Verzweiflung getriebenen Kolosses hörten, dann aber stimmten sie auch, ein schauerlicher Chor, mit ein in die dröhnende Todtenklage, und von fern her antworteten ihnen die dumpf schallenden Kanonenschläge eines anderen, ebenfalls zur Hülfe der Verunglückten herbeieilenden Fahrzeugs.

Nur ein kleiner Raum auf dem Hinterdeck der Barke war jetzt noch frei, und der stürzende Hauptmast verkündete das Ende der traurigen Katastrophe. Die Käfige der übrigen Bestien hatten aber auch indessen Feuer gefangen, und halb verbrannt, mit sengenden Haaren und rasendem Brüllen brachen nun hier und da einzelne dunkle Gestalten hervor und warfen sich rücksichtslos hinein in die See. Auch der Elephant, durch das Vorbeistürmen anderer aus seiner fast stumpfsinnigen Lethargie geweckt, raffte sich empor und schien eben, als der Besanmast, einer flammenden Kerze gleich, emporloderte, zum letzten Sprunge ausholen zu wollen.

Fast in demselben Augenblick blendete ein hellweißer, zuckender Schein die Augen der Hinüberstarrenden. Das ganze Fahrzeug war in lichter Gluth verschwunden, und der schmetternde Schlag, der blitzesschnell danach folgte, wie die hoch empor geschleuderten, flammenden Holzstücke, die Meteoren gleich die Luft durchschnitten, verkündeten den letzten Sturz des einst so stolzen Baues. Das Feuer hatte die Pulverkammer ergriffen und die hierdurch entstandene Explosion endete, indem sie die Rippen des, seinem Geschick verfallenen Fahrzeugs auseinanderriß, zu gleicher Zeit die Leiden der unglücklichen Geschöpfe, die sonst in fürchterlicher Qual hätten langsam verbrennen müssen.

Die Amazone war indessen den Booten immer näher gerückt, da lenkte, als das durch den blendenden Strahl geschwächte Augenlicht seine Sehkraft wieder gewann, ein dumpfes Stöhnen und Schnauben die Blicke der Männer auf die See nieder, und von den Wogen getragen erkannten sie den, gegen die Fluth ankämpfenden Löwen, der wahrscheinlich die Stimme der Menschen vernommen und hier festen Grund und Boden vermuthet hatte. Mit Entsetzen erkannten aber auch die in dem schwanken Fahrzeug jetzt die neue Gefahr, denn schon das Gewicht des starken Thieres, hätte es eine seiner Tatzen auf den Bord der Jolle gebracht, mußte die ohnedieß überladene unfehlbar sinken machen. Schnell also rief der Steuermann der Fremden den überraschten Matrosen seine Befehle zu — die Ruder fielen ein, von dem keuchenden Löwen hinweg neigte sich der Bug, und fort über die Fluth schoß das leichte Fahrzeug.

Kaum gewahrte aber der König der Wüste die feige Flucht seiner Mörder, als er mit Schwimmen einhielt, sich mit furchtbarer Kraft fast zur Hälfte des Körpers aus der Fluth hob, und sein donnerndes Gebrüll über die Wogen sandte; dann jedoch, als ob das nur der herausfordernde Kriegesruf der beleidigten

Majestät gewesen wäre, sammelte er seine letzten Kräfte, und mit den Pranken peitschte er die See, — die dunkel wallende Mähne schwamm auf der leuchtenden Fluth, — ein Feuerstrahl schoß in den funkensprühenden Wellen hinter ihm drein, und trotzig kämpfte er gegen die, vor ihm aufbäumenden, an. Doch vergebens war sein verzweifeltes Ringen — der nimmer erschöpfenden Kraft des Elements mußte selbst die Stärke des sonst furchtbaren Thieres erliegen; matter wurden seine Schläge, schwerer sein Athmen, die Pausen häufiger und das Brüllen leiser und klagender. Jetzt wälzte sich der Kamm einer Woge über ihn hin — es war die erste, seit sich bei seinem Sprunge die Fluth über ihm brach — aber er hatte nicht mehr die Macht sie zu besiegen; wild nur schüttelte er das schöne Haupt und obgleich er nun bis fast dicht an die Amazone herangekommen war, achtete er doch nicht der steilen, neben ihm aufsteigenden Schiffswand — sein funkelndes Auge blieb auf das flüchtige Boot geheftet — Rache wollte er haben für Gefangenschaft und Tod — Rache, ehe er hinabsank in das ihm feindliche Element und noch einmal, wie in letzter wilder Wuth, hieb er die mächtige Tatze in die ihm begegnende Welle.

Umsonst — auch diese schoß wieder über ihn dahin — er vermochte schon nicht mehr das zottige Haupt zu schütteln — immer schwerer, immer ängstlicher wurde sein Keuchen — dicht unter dem Stern der Amazone trieb er jetzt hin — wieder verschwand er — stieg noch einmal empor, so hoch, daß die Tatzen, freilich vergebens, nach einem festen Halt suchten — dann gewann der schwere Oberkörper das Uebergewicht — er sank zurück und über ihm schloß sich, wie sie eben noch vom Bord des Schiffes aus sehen konnten, die gierige Fluth.

Der Ruf des Capitains sammelte nun aber die, bis dahin ganz in das ergreifende Schauspiel versunkenen Matrosen —

seinem Befehl: „Luvbrassen an!“ folgte das monotone Ahoy — ho — ahoy der schnell zu den Tauen springenden Seeleute. Die Blöcke kreischten, das Vormars- und Kreuzsegel klappte gegen die Stengen an, von Bug zu Stern durchzitterte es den gewaltigen Bau und die fremden Boote glitten mit schnellen, regelmäßigen Ruderschlägen über die sich leise hebenden Wogen daher.

Die Fallreepe wurden nun hinabgelassen, Taue den in den Booten aufrecht stehenden Matrosen zugeworfen, und gleich darauf kletterten und sprangen eine solche Menge von wilden, dunkelen Gestalten, theils in europäische, theils in die phantastischen Trachten des Orients gekleidet, an Deck, daß der Capitain fast ängstlich von einem der Männer zum anderen blickte, ob er nicht doch vielleicht gar einer Bande von Seeräubern das Leben gerettet hätte, und nun als Dankbarkeit Cutlaßhiebe und Pistolenschüsse dafür empfangen solle. Dem war aber nicht so. Herzlich sah er sich von Allen, wenn auch in einer ihm fremden Sprache, begrüßt und nur der Steuermann der Fremden, ein Engländer von Geburt wenn auch nicht von Erziehung, konnte sich ihm verständlich machen, und durch diesen erfuhr er denn auch, daß das verlorengegangene Fahrzeug von Sumatra komme und nach London bestimmt gewesen sei. Der Name der Barke war Canton und der Eigenthümer derselben befand sich ebenfalls an Bord, schien sich aber den Verlust seines Fahrzeugs nicht sehr zu Herzen zu nehmen, denn er zündete vor allen Dingen seine gerettete Pfeife an und ging dann, die Unterhaltung seinem Steuermann überlassend, ruhig rauchend auf dem Verdeck hin und her.

Die Mannschaft war sehr gemischt und bestand aus Indiern, Negern und Weißen; sie zeigten sich aber sehr zufrieden, als sie erfuhren, daß die Amazone an dem, nicht mehr so weit entfernten Mauritius landen werde, und schafften nun vor allen Dingen alles das an Bord, was sie in der Barkasse im Stande gewesen

waren zu retten, und worunter sich auch sonderbarerweise der Käfig eines jungen Leoparden befand. Dieser wurde vor die „Hütte" gestellt und mit einem Stück Segeltuch überdeckt. Bald darauf kam auch das andere zur Hülfe herbeigeeilte Fahrzeug, ein englisches Kriegsschiff das hier kreuzte, in Rufes Nähe; das aber konnte weiter keinen Beistand leisten und hielt sich, da die Amazone jetzt wieder ihren früheren Cours angenommen hatte, nur eine kurze Zeit an ihrer Seite, um die näheren Details, Name und Bestimmungsort des verunglückten Fahrzeugs, Ladung ꝛc. ꝛc. zu erfahren, und hielt dann in mehr östlicher Richtung den großen Sunda-Inseln zu.

Der Raum an Bord der Amazone war jetzt allerdings ungemein beschränkt, doch ließ sie ein günstiger Wind erwarten, recht bald den ersehnten Hafen zu erreichen und da auch, bei all dem Unglück, kein Menschenleben verloren gegangen war und der Eigenthümer, der vielleicht vor allen Anderen Ursache gehabt hätte verstimmt zu sein, ganz ergeben in sein Schicksal schien, das er mit einem wirklich bewundernswerthen Gleichmuth ertrug, so wären denn natürlich die Matrosen die Letzten gewesen, die gejammert und geklagt hätten. Bei den ziemlich freigebigen Grogrationen Capitain Barring's befanden sie sich denn auch allem Anschein nach so wohl und zufrieden, daß ein anderes, dazu kommendes Fahrzeug wohl schwerlich vermuthet haben würde, ein großer Theil der Mannschaft bestehe aus verunglückten Seeleuten, die in diesem Augenblick, während sie fast nichts als das Leben gerettet hatten, einem fremden Hafen zusteuerten und dort, mit Sprache und Einwohnern nicht bekannt, keineswegs wissen konnten, wie sich ihr Schicksal noch gestalten würde.

Alle Beschwerden aber, die das gedrängte Zusammenleben und die am Tage fast zu drückend werdende Hitze mit sich brachte,

wurden leicht und gern ertragen, denn es geschah ja doch nur, um unglückliche Schiffbrüchige zu retten, und da hilft jeder Matrose gern. Am zweiten Morgen sahen sie jedoch die schöne Insel schon in geringer Entfernung vor sich; an der Westküste hinauflaufend erreichten sie mit der Abenddämmerung die Bai und den Hafen von Port Louis und warfen Anker.

Capitain Barring beabsichtigte übrigens keineswegs länger hier zu verweilen, als unumgänglich nöthig war die junge Dame an Bord zu nehmen und die leer gewordenen Wasserfässer wieder zu füllen. Das wurde denn auch mit größtem Eifer betrieben und vor allen Dingen setzte man nun die Schiffbrüchigen mit ihren Effecten an's Land, wobei der Capitain für seine freundliche Bemühung nur mit größter Mühe von dem Indier bewogen werden konnte, wenigstens den jungen Leoparden, zum Andenken an ihn, zu behalten. Allerdings wußte er nicht, was er mit einer solchen Bestie, die ihm nur Mühe und Arbeit machte, anfangen sollte; er wollte es aber doch auch dem alten Mann, der so gerührt von ihm Abschied nahm, nicht verweigern, und der unruhig in seinem Käfig hin und her wandernde Bursche blieb an Bord und schaute brüllend nach dem schönen, vor ihm ausgebreiteten Landstrich hinüber, der ja seiner Heimath glich, die er nie, nie wieder durchstreifen sollte.

Von den Passagieren konnten dießmal nur die beiden Brüder Bonnfeld mit an's Land gehen, da das Ausschiffen der Indier die Boote zu sehr in Anspruch nahm, Günther fand aber, auf des alten Bonnfeld Fürwort, doch noch ein Plätzchen neben dem Steuermann, wo er sich freilich sehr an den Luvbordrand des Bootes drücken mußte. Von den rüstigen Armen der Matrosen gerudert, schoß nun das scharfgebaute Fahrzeug blitzesschnell über die hier ruhige, kaum leise bewegte Wasserfläche dahin und bald darauf sprangen die Passagiere mit dem eigenen,

wohlthuenden Gefühl an's Land, endlich einmal wieder, nach monotoner Seefahrt, festen Grund und Boden unter sich zu fühlen. Die einbrechende Dunkelheit verhinderte sie freilich, von der Insel im Allgemeinen mehr zu sehen, als die schroffen, steilen Kuppen und Felskegel, die sich dem Inneren zu thürmten und mit Wald bekleidet nur oben, ein gewöhnliches Zeichen vulkanischer Gebirge, in schroffe Abhänge und Schluchten zerrissen waren.

Port Louis, der Gouvernementssitz der Insel mit über 30,000 Einwohnern, von denen nur etwa 3000 Weiße sind, ist eine hübsche, regelmäßig angelegte Stadt, die mit ihren in letzterer Zeit viel aus Stein erbauten Häusern ein ziemlich europäisches Ansehen gewonnen hat, das um so pikanter gegen die sich dahinter aufthürmenden Berge, gegen die ganze tropische Vegetation und die Schiffe, die bis dicht an den Hafendamm hinan können, absticht.

Die Stadt und ihre Umgebung liegt in einer, von starren Gebirgen umschlossenen Ebene, an der sich mehre steile und wunderlich gestaltete Kegel und Kuppen auszeichnen; nur die Nordwestseite wird von der See begrenzt. Ist aber nun auch Mauritius unter englischer Botmäßigkeit, so hat sich der allgemeine Charakter der Insel und vorzüglich der seiner Hauptstadt doch fast ganz französisch erhalten. Von den drei dort erscheinenden Zeitschriften ist auch eigentlich nur die eine, „The Watchman," englisch gesinnt, die anderen dagegen, der „Cerneen" und „Mauritien," halten fest am früheren Mutterlande und wollen sich gar nicht der „allumfassenden Politik Englands" fügen. Die Colonialarbeiten schreiten jedoch rüstig dort vorwärts und besonders gedeihlich scheint sich der Zuckerbau anzulassen, den man im Jahr 1842 auf 33,000 Tonnen berechnete und der 1846 bis auf 60,000 gestiegen ist.

Die Ursache dieser für das Land so vortheilhaften Aen-

derung hat aber hauptsächlich seinen Grund in der, auch auf andere Länder angewandten Einführung von „freien Arbeitern," der sogenannten Kuli-Einfuhr, also von solchen, die an ein heißes Klima und körperliche Anstrengung in der glühenden Sonnenhitze gewöhnt waren. Nach der Emancipation der Neger sahen die Engländer erst, wie es ihnen plötzlich an Händen fehlte, ihre Aecker zu besorgen; denn der Neger, der in seiner Sklaverei keine Bedürfnisse kennen gelernt hatte, arbeitete, einmal frei geworden, nur so viel, daß er von dem Ertrag leben konnte, und bekümmerte sich wenig darum, ob die Plantagen der „Buckras" gediehen oder zu Grunde gingen, was ihm auch allerdings ziemlich gleichgültig sein konnte. Da mußte aber ein anderer Ausweg getroffen werden um Arbeiter, und zwar tüchtige Arbeiter, besonders nach Mauritius zu führen, was durch die schnelle Emancipation am meisten gelitten zu haben schien. Ostindien bot hierzu freundlich die Hand; von dort führte man (heißt das, wie man behauptete, nur freiwillige Arbeiter) Tausende der Kulis sowohl nach Mauritius als auch nach den westindischen Inseln, und von dem Augenblick an kam fast ein neues Leben in die Colonien.

Wie dieser Kuli-Verkehr aber in einen Kuli-Handel ausartete, der dem wirklichen Sklavenhandel nur wenig nachgab, dafür liefert der Süden Indiens den Beweis, wo der Radscha von Cotschin die Kulis förmlich an die Schiffseigenthümer verkaufte. Die ostindische Regierung verbot auch deßhalb ihre Ausfuhr, und englische Kreuzer mußten sogar aufgestellt werden, das Ausschmuggeln derselben zu verhindern. Im Juni 1842 sanctionirte aber Lord Stanley die Ausführung der Kulis nach Mauritius wieder und gestattete auch in demselben Jahr, daß freiwillige Neger nach den westindischen und übrigen, in den Tropenländern gelegenen Colonien gesandt werden durften.

In letzterer Zeit ist übrigens auch der Versuch gemacht worden, von China Arbeiter zu bekommen und in den Plantagen zu verwenden. Der indische Archipel war allerdings bis jetzt fast der einzige Punkt, nach dem sich die verdienungslustige Bevölkerung China's hinzog; nun aber, da man gesehen hat, wie gut sie dort zu benutzen waren, scheint die Insel Bourbon ebenfalls Lust zu haben, es mit den Bewohnern des himmlischen Reichs zu versuchen, und der Gouverneur von Bourbon hatte schon im vorigen Jahre mehren Schiffscapitainen Auftrag gegeben, zu Singapore und Pulo Pinang chinesische Arbeiter für Bourbon zu werben.

Mauritius oder Isle de France, unter welchem Namen es eigentlich berühmt geworden, wurde im Jahr 1507 von Don Pedro Mascarenhas, einem portugiesischen Schiffsfahrer, entdeckt, der die Insel damals Cerne nannte. Später fiel sie unter Philipp II. in spanische Hände und 1598 landete der holländische Admiral Van Nerk an der damals noch immer unbewohnten, nannte sie Mauritius und nahm im Namen seines Staates Besitz von ihr.

Aber auch die Holländer kümmerten sich wenig um Mauritius, obgleich sie regelmäßige Gouverneure für die Insel behielten, bis es 1712 unter französische Flagge kam, und später, von einem Capitain du Fresne (1715) Isle de France genannt wurde. Napoleon sah seiner Zeit allerdings ebenfalls die Wichtigkeit ein, die Mauritius für den ganzen östlichen Handel haben mußte; das ließen jedoch die Engländer auch nicht außer Acht, und während den französischen Kriegen (1810) sandten sie 12,000 Mann mit 20 Kriegsschiffen von Indien und dem Kap der guten Hoffnung aus nach Mauritius, wo sie, etwas von Port Louis entfernt, landeten und nach nicht leichtem Kampf das französische Heer schlugen und Mauritius dem britischen Scepter unterwarfen. In

dem 1814 geschlossenen Frieden wurde diese Eroberung bestätigt und die Colonie ist seitdem englisch geblieben.

An Produkten liefert Mauritius wie das nahe gelegene Bourbon hauptsächlich Zucker, Kaffee, Baumwolle, Manioc und außerdem fast alle Gewürze, die auf den sonst so berühmten Gewürzinseln gezogen wurden. Es ist deßhalb auch wohl leicht einzusehen, weßhalb England sich solche Mühe giebt, Arbeiter nach dieser Insel zu ziehen, da es nur durch diese hoffen darf, den größten Nutzen aus dem so günstig gelegenen Lande zu ziehen.

Wie schon gesagt, wollte sich Capitain Barring keineswegs lange in Port Louis aufhalten; die Pumpen der kleineren Wasserfahrzeuge*), die an beiden Borden der Amazone lagen, wurden denn auch durch die ganze Mannschaft in Thätigkeit gehalten.

Der alte Bonnfeld, in dem Platze wohlbekannt, schritt rüstig voran in die Stadt hinein und durch ein paar Straßen hin, bis er rechts in eine breite, mit laubigen Bäumen geschmückte Esplanade einbog und sich jetzt erst lächelnd gegen seine Begleiter wandte, als sie ein ziemlich niederes, aber wohnlich aussehendes Haus erblickten, dessen hell erleuchtete Fenster durch dichtes Laubwerk und Rebengewinde hindurchschimmerten. Dort wohnte seine Tochter, und das Herz des alten Mannes klopfte freudig, als er daran dachte, wie er nun sein liebes, seit langen Monden nicht gesehenes Kind überraschen wollte.

---

*) Eine eigene Art von Booten, die nur dazu gebaut sind Wasser einzunehmen und es von den Quellen, wo sie es schöpfen, an Bord der Schiffe zu bringen. In langen Schläuchen leiten sie es gewöhnlich gleich aus der Quelle in ihr Fahrzeug, legen dann dicht an Bord des zu wässernden Schiffes an, und hier wird nun ihr Inhalt durch Pumpen entweder in die Reservoirs oder in die Wasserfässer geleitet, da das Transportiren der Fässer selbst zu viel Schwierigkeiten machen würde.

Die Gartenthür war offen, eben so die Hausthür, und Bonnfeld rieb sich vor innerem Vergnügen die Hände, als er daran dachte, wie förmlich er diesmal die Familie überrumpelt hätte. Leise und auf den Zehen schlich er in's Haus und winkte seinen beiden Begleitern, nur ja recht vorsichtig und geräuschlos zu folgen. Der Rittmeister wollte allerdings dagegen protestiren, er meinte, er sei kein Freund von solchen Ueberraschungen; sein Bruder Franz winkte ihm aber mit fast ärgerlicher Miene zu, ihm den Spaß nicht zu verderben, und war eben im Begriff, die links in das Wohnzimmer führende Thürklinke zu erfassen, als sich die Thüre plötzlich öffnete und, ein brennendes Licht in der Hand, eine zarte, schlanke, von einem schneeweißen Gewand umflossene Gestalt heraustrat; es war Helene. Diese aber, die keine Ahnung davon hatte, daß sich irgend Jemand, sei es wer es sei, auf dem Vorsaal befinden könnte, schreckte zurück, erkannte die theueren, aber jetzt von dem in der Zugluft flackernden Licht entstellten Züge des Vaters, ließ den Leuchter fallen und wäre, mit einem Angstschrei auf den Lippen, zu Boden gestürzt, hätte nicht Günther sie noch, gerade zur rechten Zeit aufgefangen und vor einem, vielleicht bösen Falle bewahrt.

Der hierdurch entstandene Lärm rief aber auch mit Blitzesschnelle die Bewohner des Hauses zusammen. Aus allen Thüren stürzten Weiße und Neger, und die drei Fremden sahen sich im nächsten Augenblick von lauter drohenden Gesichtern umgeben. Der alte Bonnfeld übrigens, im Hause wohlbekannt, schien sich wenig um die bestürzt herbeieilende Menge zu bekümmern, riß nur dem Ersten Besten ein Licht aus der Hand und bog sich ängstlich damit zu dem Antlitz der Tochter nieder. Der Schreck hatte jedoch nur auf wenige Secunden die Nerven der holden Jungfrau erschüttern können; sie schlug die Augen schon wieder auf und starrte, wohl zuerst immer noch nicht recht klar, ob sie

wache oder träume, auf die sie mit ängstlichen Blicken Umstehenden. Da erkannte sie auf's Neue das besorgt zu ihr niedergebogene Antlitz des Vaters, erblickte sich selbst aber auch zu gleicher Zeit in den Armen eines ihr fremden jungen Mannes und wußte nun wirklich nicht vor Bestürzung und wieder auch Freude, was sie thun, wohin sie sich wenden solle. Der Rittmeister aber, der ihre Verlegenheit bemerkte, nahm Günther seine ihm übrigens keineswegs beschwerliche Last ab, stellte sich mit wenigen Worten als Onkel von Deutschland vor, und herzte und küßte nun die liebe, noch nie gesehene Nichte nach Herzenslust.

Helenen's Muhme erkannte jetzt ebenfalls die beiden Brüder, und eine Beschreibung der hier folgenden Scene wie ein genaues Verzeichniß der damit verbundenen Umarmungen wäre wohl gleich unnütz. Günther kam dabei am schlechtesten weg. Keiner bekümmerte sich mehr um ihn; die ganze Menschenfluth drängte sich um die lange ersehnten lieben Verwandten und der arme junge Mann war wirklich schon ganz allein auf dem Vorsaal zurückgelassen, als sich noch Helene, gerade da die Thüre wieder geschlossen werden sollte, seiner erinnerte und ihn hereinrufen ließ. Günther folgte übrigens fast willenlos der Einladung, sprach auch den ganzen Abend kein Wort, regte sich kaum und betrug sich überhaupt mehr wie ein von schwerem Traum Befangener als wie ein Wachender.

Im Hause der alten Dame ging es aber desto reger und geschäftiger her. Allerdings hatte Bonnfeld vor einiger Zeit schon geschrieben, er würde die Tochter bald abholen und sie möchte ihr Gepäck bereit halten; wie es aber mit solchen vorläufigen Ankündigungen geht, kein Mensch hatte sie beachtet und jetzt war noch Alles zu besorgen, Alles zu packen, Alles zu ordnen, so daß der Morgen heran kam, ehe man nur daran denken konnte, die einzelnen Kisten, Koffer, Schachteln und Futterale an Bord zu

transportiren, um damit doch wenigstens den Anfang zur Einschiffung zu machen.

Erst gegen Mittag am nächsten Tag konnten aber die Passagiere selbst folgen und der Capitain hatte, des guten Windes wegen, ihre Ankunft schon höchst ungeduldig erwartet. Indessen durchwanderte Günther, der bei alledem nur wenig hülfreiche Hand hätte leisten können, die Stadt ein wenig, und hier fielen ihm besonders die verschiedenen Menschenraçen auf, die die Straße auf- und abwogten. Der Rittmeister, der ihn bei einem Theil seines Spaziergangs begleitete, erklärte ihm denn auch ein wenig die Abstammung dieser Farbenmischungen.

Port Louis wird nämlich auch zum Verbannungs- und Strafort indischer Missethäter benutzt, und es befinden sich jetzt dort etwa 800 derselben, die man größtentheils zu den öffentlichen Arbeiten verwendet. Die meisten waren nun freilich gröberer Verbrechen, wie Mords und Diebstahls wegen, verbannt, viele aber auch nur deßhalb, weil sie, vielleicht durch ihre eigenen religiösen Gebräuche abgehalten, den ihnen sündhaft erscheinenden englischen Gesetzen nicht gefolgt hatten. Unter diesen befanden sich imposante Gestalten, oft mit schneeweißen ehrwürdigen Bärten, die gar wunderbar und seltsam gegen ihre dunkle Hautfarbe und die schwarzen, blitzenden Augen abstachen.

Uebrigens hatte Port Louis, obgleich unter englischer Botmäßigkeit, ein ganz französisches Aussehen; selbst Engländer sprechen mit ihren Dienstboten französisch; alle Läden gleichen denen Frankreichs und der Fremde kann sich im Anfang kaum davon überzeugen, daß er wirklich englischen Grund und Boden betreten habe. Es ist wohl leicht, die Regierung eines Landes zu ändern, die Sitten lassen sich aber doch nicht so bald unter fremde Botmäßigkeit zwingen.

Während indeß die beiden Männer den kurzen, ihnen ver-

gönnten Zeitraum benutzten, um von Port Louis so viel als möglich zu sehen, betrieb der Capitain die Einschiffung und hatte auch bald Alles was er wünschte, wie Wasser, frisches Fleisch, Brod, Früchte, Eier und Gemüse, an Bord. Helene selbst war die letzte, die mit zwei Mulattinnen, ihren Dienerinnen, und ihren Begleitern die Jolle bestieg und der Amazone zuruderte. Gleich darauf wurden die Anker gelichtet und unter dem fröhlichen „Hoy — ahoy" der Matrosen setzte die Amazone ihre Bahn auf der nur leise bewegten, tiefindigoblauen und krystallreinen Meeresfläche fort.

4.

Ceylon.

„Aber nun sagen Sie mir einmal, um Gotteswillen, Günther," frug diesen der Rittmeister, als sie nach der ersten Störung, die stets durch neue Passagiere entsteht, wieder beisammen an Deck standen, „was war Ihnen denn gestern Abend begegnet, Sie sahen ja aus, als ob Sie einen Geist gesehen hätten?"

„Ich weiß nicht," stotterte der junge Mann und wurde feuerroth, „ich glaube kaum, daß ich mich — mich anders betragen habe als gewöhnlich. Ihr Herr Bruder wollte auch etwas dem Aehnliches bemerkt haben."

„Ei, die ganze Umgebung!" lachte der Rittmeister. „Sie müssen auch irgend etwas gehabt haben, denn sonst sind Sie doch nicht so leicht gerade wie vor den Kopf gestoßen. Also heraus mit der Sprache! Das Ding, was es nun auch gewesen sein mag, scheint Sie jetzt noch zu drücken, und ich denke wir sind alte Freunde genug, um mich, der ich ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken trage, zu Rathe zu ziehen, wenn ich überhaupt helfen kann. Haben Sie wirklich einen Geist gesehen?"

Der junge Mann sah ihn einen Augenblick erregt und forschend an, und sagte dann plötzlich mit leiser aber fester Stimme:

„Ja!"

„Was der Teufel!" rief der Rittmeister und lachte laut

auf. „Einen wirklichen, anständigen und respectirlichen Geist? Ei, ei, junger Reisegefährte, da ist es, wenn Sie eine solche angenehme Bekanntschaft gemacht haben, nicht halb recht, daß Sie mich ihm nicht auch vorgestellt; ich sähe für mein Leben gern einen Geist. Aber — was ich Sie noch fragen wollte — steckt etwa der alte Bleede dahinter, und wie kam das Gespenst auf's feste Land, denn als wir das Schiff verließen, waren Sie noch ganz munter und unbefangen."

„Bleede weiß Nichts davon," lächelte Günther. „Das Ganze ist auch vielleicht nur Spiel meiner Einbildungskraft — der Geist selbst aber ist — Ihre Fräulein Nichte."

„Helene?" rief der Rittmeister erstaunt und laut aus.

„Ja, Onkelchen!" sagte das schöne Mädchen, das in diesem Augenblick die Cajütentreppe heraufsprang und gleich darauf neben den beiden Männern stand. „Riefst Du mich? Was soll ich?"

„Hm — das wäre allenfalls so eine Art von Erscheinung gewesen!" lächelte der Rittmeister und sah den jungen Mann von der Seite an. „Sie haben am Ende doch Recht."

„Erscheinung, Onkelchen? Haben Sie von Erscheinungen gesprochen? Ach, da höre ich für mein Leben gern davon reden. Die Muhme hat mir kostbare Geschichten von solchen Erscheinungen und Ahnungen erzählt."

„Die Muhme hätte unfehlbar etwas viel Nützlicheres thun können, als Dir den kleinen Kopf mit solchem Unsinn zu füllen," erwiederte ihr der Rittmeister. „Wo ist denn aber der Vater? Ging er nicht erst hinunter?"

„Ich will ihn holen — er soll mit heraufkommen," sagte Miß Bonnfeld, „nachher hilft Dir aber kein Gott, Onkelchen, dann mußt Du mir Alles mittheilen, was Du von solchen Sa-

chen weißt; Du sollst Deine Freude haben, wie ruhig und geduldig ich zuhören werde."

Damit sprang sie, vorsichtig jedoch zugleich die starke glatte Messinglehne erfassend und festhaltend, die Treppe wieder hinab, und der Rittmeister wandte sich, mit einem gar ernst-komischen Ausdruck in den Zügen, an Günther:

„Sehen Sie, das ist hier wie eine Theaterversenkung, wo die Personen von denen man spricht, nach und nach heraufbeschworen werden. „Wer soll nun kommen?"

„Sie haben Recht, bester Rittmeister, daß Sie mich auslachen," sagte Günther beschämt; „ich bin ein Kind. „Es war aber ein Gefühl, das mich im ersten Augenblick, ich weiß selbst nicht wie, übermannte, und dem ich also auch fast willenlos erlag. Erinnern Sie sich noch an jenen Abend in Portugal, wo wir vor der Wolfsjagd im Hause des Dom Avila übernachteten?"

„Ei gewiß," erwiederte Jener, „noch recht deutlich. Dort war Ihnen ebenfalls ein Geist erschienen, den Herr Kaffalt später bannte. Sie sind auf jeden Fall ein Sonntagskind!"

„Nun gut denn," flüsterte Günther, — „jener Abend würde mich gewiß von jedem Geisterglauben geheilt haben, hätte ich nicht gestern wieder die Bestätigung meiner damaligen Erscheinung gefunden."

„Was? die Bestätigung?" rief der Rittmeister erstaunt. „Günther, Sie sprechen wahrhaftig in fünfsylbigen Charaden."

„So weit mir das selbst möglich ist," sagte der junge Mann, „will ich Ihnen gern das Räthsel lösen. Sie wissen, daß ich an jenem Abend ein junges Mädchen zu sehen glaubte, das mir Herr Kaffalt später unter dem Namen einer moira incantada wegleugnete. Ich gebe zu, daß meine Phantasie mir damals irgend ein Bild vorgespiegelt haben mag, aber Sie werden mir auch beipflichten, daß ich überrascht und erstaunt sein mußte, die Züge,

die ich in jenem portugiesischen Schlosse klar und deutlich erkannt und in meinem Gedächtniß bewahrt hatte, gestern Abend in Ihrer liebenswürdigen Nichte so treu und unverändert wieder zu finden, daß ein Schrei der Ueberraschung kaum durch die plötzliche Ohnmacht des Fräuleins, die meine augenblickliche Hülfe in Anspruch nahm, unterdrückt wurde. Ich glaubte, ich träumte fort, als ich die zarte, athmende Gestalt in meinen Armen hielt, der ich bis dahin, aber nur zu oft fast, im Reich der Phantasie begegnet war."

„Hm," sagte der Rittmeister und sah dem jungen Mann sinnend in das leuchtende Auge, „das ist ja eine äußerst romantische Geschichte. Nun fehlte weiter nichts, als daß Helene den jungen Herrn ebenfalls irgendwo im Traum gesehen haben sollte, dann hätten wir einen unumstößlichen Beweis für Geisterglauben und Ahnungsvermögen fertig und brauchten ihn nur brochiren und verschicken zu lassen. Aeußerst romantisch das! Möchte wissen, was Herr Wegmeier dazu sagte."

„Aeußerst romantisch!" sagte der, auf den sich hier so zufällig berufen war, indem er einen wohlgefälligen Blick über die See warf. „Das Wasser liegt heute so ruhig da, und die einzelnen Segel in der Ferne machen sich wirklich romantisch. Ich wollte meine Frau hielte sich mehr an Deck, sie würde dann weniger seekrank sein."

Der Rittmeister entgegnete nichts, er biß sich aber auf die Unterlippe, und als er später Günthers Arm ergriff und mit ihm die Cajütentreppe hinunterstieg, flüsterte er lächelnd:

„Es ist wahrhaftig hier nicht richtig an Bord! Man darf von keinem reden, so steht er hinter einem; wenn das so fort geht, bekenne ich mich jedenfalls mit zu Ihrem Glauben. Uebrigens thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie weiter Niemandem etwas von dem, was Sie mir eben erzählt haben; es — es

ist doch besser, man macht Leute auf Sachen nicht vor der Zeit aufmerksam, die sie — am Ende doch noch immer zeitig genug erfahren."

Günther, obgleich er nicht recht verstand, was der Rittmeister mit den Worten meinte, befolgte den Rath, und was bei dem ersten Begegnen einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte, mußte sich doch auch mit der Zeit und bei längerem Beisammensein verlieren oder wenigstens abschleifen. Unsere Passagiere hatten sich denn auch schon recht traulich zusammengefunden und das herrliche Wetter, das sie begünstigte, machte ihre Fahrt zu einer der angenehmsten. Es war auch fast nichts, das die Reise bis in der Nähe von Ceylon gestört hätte, ein kleiner Unfall etwa ausgenommen, der Jonas, als sie Mauritius erst wenige Tage verlassen, traf.

Auf dem Verdeck stand nämlich, von einem Stück Segeltuch überhangen, der wohlvergitterte Käfig mit dem jungen Leoparden, den Capitain Barring von dem Capitain des verbrannten Fahrzeugs erhalten hatte, und es waren für den Tisch der kleinen Bestie eine Anzahl von Ferkeln und Ziegen unterwegs mitgenommen worden. Ein ziemlich scharfer Südwest legte dabei das Schiff auf die Starbordseite hinüber und die Wogen, durch die gleichmäßige, wenn auch nicht übermäßig starke Briese nach und nach in Bewegung gesetzt, bäumten doch dann und wann am Bug auf und sandten ihre Spritzfluth über Deck.

Jonas hatte sich nun in seinem häufigen, gedankenlosen Träumen eine Zeitlang mit dem Rücken an das Gangspill gelehnt und starrte, die Hände in den Taschen, nach zwei Matrosen hinauf, die oben in den Wanten des Hauptmastes saßen und einige der schadhaft gewordenen Wevelien ausbesserten, als ihn der Ruf: „Leesegel bei!" aus seiner Ruhe aufstörte, denn gleich darauf schleppten andere Matrosen die mächtigen, zusammen-

gewickelten Segel an ihm vorbei, dem Fockmast zu, und waren dort bald so eifrig damit beschäftigt, daß ihr lebhaftes „Hoy ahoy" und die schnell aufeinander folgenden Zurufe und Befehle die Neugierde unseres jungen Braunschweigers reizten. Er ließ seine bequeme Lage im Stich und bog — nach einem unfreiwilligen Sprung gegen die Pumpen an — in den Larbord-Gangway ein, wo er dem Treiben und Schaffen der fleißigen Seeleute aufmerksam zuschaute.

Die Leesegelspieren waren indessen durch ihre Bügel gestoßen, die gehörigen Taue in die an den Nocken befestigten Blöcke gezogen und die flatternde Leinwand schoß, unten von dem Steuermann gehalten, langsam hinauf; die Matrosen aber, die sie mit vereinter Macht und jetzt gegen den ganzen Wind anarbeitend, lüften mußten, zogen aus Leibeskräften und drängten dabei immer ein wenig mehr gegen unseren Jonas zurück, der dadurch, um seine Hühneraugen nicht ganz unnütz einer sehr bedeutenden Gefahr auszusetzen, ebenfalls auswich, auf die midships befestigten Wasserfässer trat und sich nun, sein Gleichgewicht zu bewahren, gegen die auf diesen stehenden Kasten und Hühnerbehälter andrückte.

Hier aber hatte er kaum zwei Minuten, immer noch mit dem Versuch beschäftigt einen festen Standpunkt zu erhalten, verweilt, als er plötzlich einen furchtbaren Schrei ausstieß, und einen solchen Satz nach vorn, und zwar gerade gegen die hier arbeitenden Matrosen zu machte, daß Bleede, der dicht vor ihm stand, erschreckt zurückfuhr, weil er durch das von oben herab auf ihn niederstürzende Gewicht nicht selbst gegen den Schiffsrand angeschleudert sein wollte.

Jonas führte aber, wenn er auch den besten Willen dazu gehabt haben mochte, seinen kühnen Sprung keineswegs aus, denn irgend eine unsichtbare Gewalt hielt ihn, trotz dem weit vorge-

beugten Oberkörper, den ausgestreckten Armen und den, in gräßlichster Angst verzerrten Zügen, unwiderstehlich fest auf seinem Standpunkt; sein Zetergeschrei ermangelte jedoch nicht, Passagiere wie Mannschaft schnell hier zusammenzurufen, und so ganz fesselte diese Unterbrechung die Aufmerksamkeit selbst des sonst so ernsten Steuermanns, daß das Leesegel unbeachtet in freier Luft und erst halb hinauf gehißt, flattern durfte, während ein lautes, unauslöschliches Gelächter Delphin und Haifische in Erstaunen setzte.

Das Schauspiel, was sich hier ihren Blicken bot, war aber auch wirklich äußerst komisch. Oben nämlich, gleich hinter den in langer Reihe befestigten Wasserfässern, stand, wie schon gesagt, der Käfig des jungen Leoparden, der hier, von dem starken Segeltuch verdeckt, ganz zufrieden und behaglich der Ruhe gepflegt hatte. Durch Jonas' Hin- und Herrücken aber mußte sich die Leinwand wohl verschoben haben und unser junger Braunschweigischer Freund, der sich, keine Ahnung von der ihm so nahen Bestie, fest gegen die Stäbe drückte, zeigte sich derselben jetzt in Lebensgröße und zwar dicht neben dem halb herunter gefallenen Segel, so daß er der einzige Gegenstand war, der dem aufspringenden Thiere, von dem hellen Tageslicht umgeben, in die Augen fiel.

Was aber nun dessen Beweggründe waren, Hunger, Aerger oder einzig und allein teuflische Bosheit — wer kann es ergründen? wer vermöchte in der Seele eines Leoparden zu lesen? Die Ursache blieb unbekannt, die Wirkung wurde aber desto deutlicher. Jonas, der gutmüthige, vertrauende Jonas, sah nicht die schnell in sich zusammengedrückte lauernde Gestalt des Feindes, sah nicht das wirklich hinterlistig auf sein Rücktheil geheftete Auge des Feindes — sah nicht das heftige Auf- und Niedersinken der blutlechzenden Nüstern — das gierige Lecken der Stachelzunge. Nur

erst dann, als die Bestie im wilden Sprung den starken Käfig erschütterte, durchzuckte ihn mit fast lähmender Gewalt der Gedanke an den hier gefesselten Feind, und das war der Augenblick, wo er, in Total-Nichtachtung seiner Gliedmaßen, und im kühnen Sprunge, aus so gefährlicher Nähe zu kommen suchte. — Aber zu spät — wie eiserne Klammern ergriffen die Elfenbeinfänge der wilden Bestie den Theil von Jonas' Körper, der ihr im gegenwärtigen Falle noch erreichbar war, und da, wohl zur Ehre des Schneiders, keineswegs aber zu dem besonderen Ergötzen ihres Eigenthümers, Bund und Stoff seiner Unaussprechlichen fest und unerschüttert hielten, so schwebte er bald, leibeskräftiglich gegen die fest an die Stange gezogene Physiognomie des Ungeheuers anarbeitend, fast in freier Luft, und schien nun Himmel und Meer um Hülfe anzurufen.

Wie lange er freilich noch in dieser nichts weniger als angenehmen Stellung und einem am Spieße Steckenden nicht unähnlich, geblieben sein könnte, ist unbestimmt, denn von Matrosen sowohl als Passagieren dachte im Anfang gar keiner daran, ihn daraus zu befreien; das Ganze sah auch viel zu wenig gefährlich und dabei zu komisch aus, um irgend Jemand für die wirkliche Sicherheit des also Festgehaltenen besorgt zu machen. Nichts destoweniger ließ Jonas seinen Angstruf fort ertönen und jetzt stürzte, von dem Klagelaut des Kindes schnell herbeigelockt, die gaffende, lachende Menge theilend, Madame Wegmeier schreckerfüllt herbei, erkannte den eigenen Sohn, hörte seinen Jammerschrei, warf sich in wilder Verzweiflung auf ihn und riß nun den, ängstlich die Arme nach ihr Ausstreckenden zu sich nieder auf's Verdeck; denn weder Leopardenzahn noch Beinkleid konnte dem also vermehrten Gewicht von circa hundert und einigen siebzig Pfunden länger widerstehen.

Hier aber war die Hülfe der sorgenden Mutter noch immer

nicht zu Ende, denn das Stück Zeug, was der junge Leopard jetzt in knurrendem Triumph festgeschlossen in den Zähnen trug und in seinem Käfig damit auf- und abwanderte, konnte keineswegs an der ihr entrissenen Stelle so leicht entbehrt werden; Madame wandte also den nach vorn gestürzten Sohn vor allen Dingen um, dann aber zog sie auch, umsichtig wie sie war, das heruntergefallene Segeltuch über ihn her, und übergab nun den jetzt schnell und geschäftig herbeieilenden Cajütenaufwärtern ihren mißhandelten Sprößling, während sich ihr ganzer Grimm gegen die feixenden Matrosen wandte. Diese überhäufte sie, zum ebenfalls wieder freudigen Erstaunen der überraschten Seeleute, mit allen ihr bekannten Schimpfwörtern, die vielleicht in diesem Theil des Oceans noch nicht einmal gehört worden waren, und nannte sie zum Schluß noch rohe, herzlose „Landstreicher", weil sie die Mäuler aufgerissen hatten, anstatt ihrem Jonas, wie das ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre, hülfreich beizuspringen.

Madame Wegmeier war im Zuge und würde vielleicht hier im indischen Ocean eine Hagenbrücker Scene herbeigeführt haben, wie sie der Stintverkauf in seinen schönsten Tagen gesehen; Florian aber, durch den Aufruhr ebenfalls herbeigelockt, hatte sich kaum durch Entfernung der Leinwand persönlich davon überzeugt daß sein, in Segeltuch eingeschlagener Sohn keineswegs körperlichen Schaden genommen habe, als er auch ohne weitere Umstände den Arm seiner theuren Ehehälfte in den seinigen zog, und die noch immer gegen die ruhig dastehenden Seeleute Antobende in die Cajüte hinabführte.

Mehre Wochen waren seit dem oben erzählten Vorfall verflossen, die Linie wurde zum zweiten Mal, aber auch wieder ohne die sonst gebräuchlichen, schon so oft beschriebenen Feierlichkeiten passirt, und die Amazone näherte sich jetzt der Südspitze der Insel

Ceylon, an der sie vorbeisegelte, um das von hier aus nördlich liegende Calcutta zu erreichen.

Die Hitze war aber fast unerträglich und die Luft unter Deck so schwül und beengend, daß sich die Passagiere gern so viel als möglich an Deck hielten; die hier frisch wehende Briese konnte ihnen allein noch Linderung gewähren, und es geschah jedesmal mit einem gewissen Gefühl von Freude, wenn sie die glühende Sonnenscheibe sich im Meere kühlen sahen, während dafür der Mond sein, wenn auch nicht so helles, doch viel freundlicheres, milderes Licht hernieder sandte. Schon im Anfang suchte aber Capitain Barring, als er sich in einer Breite mit Ceylon befand, mehr östlich hinüber zu halten, um dem Ufer nicht zu nahe zu kommen, weil er nicht landen wollte. Auch machte eine Aenderung des Windes diese Vorsicht noch viel nöthiger; dieser drehte sich nämlich auf einmal nach Nord-Osten herum und blies nun schon nach einigen Tagen so stark, daß die Steuerleute gar eifrig ihre Quadranten und Sextanten befragten und oft, von den Bramraaen aus, den westlichen Horizont mit forschendem und keineswegs ganz ruhigem Blick überflogen.

Da rief eines Morgens das Losungswort: „Land in Lee!" Günther rascher als gewöhnlich an Deck, und als er dem Beispiele Leslie's folgte und mit diesem bis in die ersten Marsen des Hauptmastes hinaufstieg, sah er deutlich an der Larbordseite der Amazone die scharfen Umrisse hochgelegenen Landes, obgleich er noch weiter Nichts unterscheiden konnte, als eben nur die Umrisse, und Leslie sagte ihm, daß das Ceylon sei.

„Sonderbar!" erwiederte der junge Mann lächelnd, als sie nach kurzem Schauen das Deck wieder erreicht hatten. „Der Begriff von Ceylon und von weißen Elephanten hat sich bei mir so eng verschwistert, daß ich wirklich kaum den wunderlichen Gedanken los werden kann, die Insel sei von lauter solchen Thieren

bevölkert, oder doch wenigstens so erfüllt davon, daß man nirgends in den Wald gehen könnte, ohne einer Parthie derselben zu begegnen."

„Nun, Elephanten giebt es da auch wohl genug," erwiederte Leslie. „Ceylon wird nicht selten das Land der Elephanten genannt; weiße sind aber doch eine Seltenheit und werden dort ungemein geschätzt und entsetzlich hoch bezahlt. Uebrigens ist Ceylon auch noch anderer Sachen, nicht allein seiner Elephanten wegen berühmt. Wären wir weiter südlich, so könnte ich Ihnen die Adamskuppe zeigen, die nicht allein für Adam's und Eva's Wohnort fest gehalten wird, sondern auch noch bis auf den heutigen Tag Adam's Fußtapfe trägt."

„Seine Fußtapfe? Wie ist das möglich?"

„Das weiß Gott! Die Möglichkeit habe ich mir selbst noch nicht überdacht, doch die Thatsache ist da und läßt sich nicht wegleugnen. Die Buddhisten sowohl wie die Mahomedaner halten übrigens Ceylon für das wirklich ächte und unverfälschte Paradies, von wo aus Adam, gleich nach dem fatalen Apfelbiß, über die Meerenge nach dem Festland von Indien gesandt wurde. Eine seichte Stelle in dem engen Canal heißt auch noch bis auf den heutigen Tag die Adamsbrücke."

„Was hat es aber mit den Fußtapfen für eine Bewandtniß?" frug Günther.

„Ei nun," sagte der Steuermann, „auf dem, 7000 Fuß über der Meeresfläche erhabenen Pic hat man, scharf und natürlich in den Stein abgedrückt, als ob das erst vor Kurzem in weicher Erde geschehen wäre, die kolossale und zwar fünf Fuß lange Fußtapfe eines Menschen entdeckt, die nun die Buddhisten natürlich als Buddha's Spur, die Mahomedaner dagegen als Adam's Fußtapfe bezeichnen und beide gleich heilig halten. Die Spur ist übrigens nicht künstlich ausgehauen, so viel läßt sich deutlich

erkennen, woher dieser Abdruck aber rühre, bleibt allerdings ein Räthsel. Hat Adam früher wirklich auf einem so großen Fuß gelebt, oder ist die Fußtapfe mit dem Gestein in die Länge und Breite gewachsen? Doch wir wollen uns darüber den Kopf nicht zerbrechen, die Spur ist da. Mahomedaner und Buddhisten befinden sich in dem Glauben wohl, und wir Anderen können also eben so zufrieden damit sein, sie möchten uns sonst auch an unserem Glauben anfangen herumzumäkeln, und der kann eine derartige natürliche Erklärung eben so wenig vertragen."

„Sie waren selbst auf Ceylon?"

„Ja, aber mehr als Jäger wie als Reisender; mehr zu meinem Vergnügen, als irgend eines anderen Zweckes wegen; ich wollte doch auch einmal unser eigentliches Erbstück, das alte Paradies, kennen lernen, das uns jetzt erst durch die Güte der Briten wieder zugänglich geworden. Der Engel mit dem feurigen Schwert hat sich nun in unserer aufgeklärten Zeit einfach in einen Engelländer verwandelt, und ein flammendes Schwert trägt er auch nicht mehr, sondern fragt uns blos nach einem Paß."

„Mancher Elephantenjagd habe ich damals in Ceylon beigewohnt, was aber Ihre weißen Elephanten betrifft, so bin ich nur ein einziges Mal, und dann in der Südostspitze der Insel einem solchen begegnet, der später auch durch ausgesandte Eingeborene wirklich gefangen wurde."

„Der asiatische Elephant ist nun zwar nicht so kolossal als der afrikanische, doch dafür auch viel gelehriger und klüger; leider aber nehmen diese Thiere, je mehr die Civilisation vorwärts schreitet, auch mehr und mehr ab, denn ihrer Nützlichkeit wegen werden sie viel gefangen und gezähmt, und vermehren sich dann keineswegs mehr so stark als in der Wildniß, — der Elephant kann keine Sklaven erzeugen. In den dichten Wäldern Ceylons kommt er aber noch in gewaltigen Heerden, oft von 60—80 Stück,

vor. In diesem Fall sind sie dann wenig gefährlich, einzelne aber, von den Heerden, wie man glaubt schlechter Aufführung wegen ausgestoßene, greifen den Menschen, der ihnen begegnet, auch dafür ohne weiteres an, und es erfordert in diesem Falle allerdings ruhiges Blut und eine sichere Kugel, sich gegen einen solchen Koloß zu schützen."

„Ein richtiger Elephantenjäger schießt nie, bis er nicht den Feind auf 12—15 Schritt und sicher auf dem Korn hat, dann wirft diesen aber auch *eine* gute Kugel augenblicklich zu Boden. Der einzige Theil des Kopfes, wo das Thier tödtlich verwundet werden kann, ist dabei die Höhlung in der Stirn, gerade über der Nasenwurzel und der niedere Theil des Schlafs, dicht vor dem Ohr. Der innere Theil des Kopfes ist zart wie Bienenzellen und die oben bezeichneten Stellen kaum ein sechszehntel Zoll dick. Mit Zinn versetzte Kugeln sind übrigens besser als die zu dieser Jagd fast zu weichen reinen Bleikugeln, obgleich sie allerdings den Büchsen selbst weniger zuträglich sein mögen. Entsetzlich ist die Gewalt, mit der eine Elephantenheerde, wenn aufgescheucht, durch den Wald bricht; das starke Rohr, Büsche, ja selbst junge Stämme brechen vor dem mächtigen Körper zu Boden, als ob es schwache Getreidehalme wären. Alles stürmen sie nieder, und wehe dem Menschen, der dann ihre Bahn kreuzt."

„Die für die Arbeiten der Regierung bestimmten Elephanten werden gewöhnlich südöstlich von Colombo eingefangen, und man errichtet zu diesem Zweck in irgend einem engen Thal eine starke Einzäunung. Der Raum, den dieser Kraal (nach dem Kap-Ausdruck) umschließt, ist unbestimmt, etwa 5—6 Morgen groß, und die Elephanten treibt man schon aus weiter Ferne mehr und mehr jener Gegend zu, bis sie die Nähe desselben erreicht haben, und nun beginnt die eigentliche Treibjagd mit Fackeln, Schießen und Trommeln. Die erschreckten Thiere drän-

gen sich dem für sie offen gelassenen Eingang zu, der, sobald eine hinlängliche Anzahl im inneren Raum ist, augenblicklich geschlossen wird. Dort nun müssen die Mahouts oder Elephantenführer auf zahmen Thieren sie zu fangen suchen, wozu allerdings eine nicht unbedeutende Geschicklichkeit und auch wohl Unerschrockenheit gehört, denn der so gestellte Elephant setzt sich nicht selten zur Wehr. Bezeigt sich einer aber gar zu wild und unbändig, will er sich gar nicht zu seinem Glücke zwingen lassen und keine Vernunft annehmen, ih nun, so macht man es mit ihm wie mit den widersetzlichen Eingeborenen — man schießt ihn todt."

„Die Singhalesen haben außerdem noch eine sinnreiche aber grausame Methode, ihn mit Pfeilen zu erlegen: sie schießen dem Thier, wenn es die Vorderbeine aufhebt, einen Pfeil in die Fußsohle und verfolgen nun den also Gelähmten so lange, bis er ihnen zur Beute fällt."

„Ceylon ist übrigens auch an anderem Wilde reich; der rothe Hirsch wird dort in bedeutender Anzahl gefunden, aber, besonders den Hunden verderblich ist der seltsame „Schweinehirsch", der, einem Eber gleich, ein paar mächtige Fänge führt und leicht damit im Stande ist, einen Hund aufzuschlitzen."

„Ein anderes, dem Jäger gar gefährliches Thier ist der Büffel, der sich hier ebenfalls in zahlreichen Heerden findet, denn man darf nicht einmal hoffen, wie das doch wenigstens bei dem Elephanten möglich ist, ihn, wenn er auf uns anstürmt, durch einen sicheren Schuß niederzustrecken; er hält nämlich in solchem Fall den Kopf gerade vor sich ausgestreckt, so daß die nach diesem gerichtete Kugel unfehlbar abprallen müßte, während zehn gegen eins zu wetten wäre, daß der Jäger, wenn er die schmale Brust auf's Korn nähme, einen der das Herz links und rechts begrenzenden Schulterknochen träfe. Mancher brave Mann hat

auf diese Art schon sein Leben eingebüßt und unter den kurzen, starken Hörnern des wüthenden Thieres schmählich geendet."

„Leid thut mir's, daß wir dort drüben an der Küste von Trincomalea nicht anlegen und kurze Zeit da verweilen; wir könnten in dem Fall ein paar prächtige Bärenjagden mitmachen. Die Bären von Ceylon sind übrigens gutmüthige, harmlose Geschöpfe, die man eigentlich nur der delikaten Keulen wegen schießt, von denen ich uns allerdings einige hier an Bord wünschte. Sie sind etwa von der Größe einer gewöhnlichen Bulldogge und schwarz von Farbe."

„Aber Geflügel giebt es doch auch in Ceylon?"

„Das sollt' ich meinen!" rief der Steuermann, der jetzt in seiner Erinnerung an die durchlebte Jagd schwelgte. „Der prachtvolle Pfau existirt hier in all seiner natürlichen Herrlichkeit. Diese schönen Vögel halten sich gewöhnlich in freien Ebenen auf, wo sie sich, wenn aufgescheucht, dem Jungle zuziehen und dort in den undurchdringlichen Dickichten kaum wieder zu finden sind. Am besten erreicht man sie mit einer Kugel. Das Fleisch ist übrigens zähe und wird nur im äußersten Nothfall gegessen. Herrlich schmecken aber dafür die wilden Hühner, unsere gewöhnlichen europäischen Haushühner, die dort noch im wilden Zustand und in ungeheuerer Anzahl zu finden sind. Man kann sie freilich nur schwer antreffen, und der Jäger muß oft zur List seine Zuflucht nehmen. Er führt nämlich, wenn er sich in der Nähe seiner Wohnung einen Spaß machen will, einen zahmen Hahn bei sich, den er in der Nähe des Jungles befestigt; und kaum ertönt dessen Krähen, so werden auch schon die im Dickicht versteckten und stets kampfertigen Hähne darauf aufmerksam, antworten erst ein paar Mal dem Ruf, und kommen dann mit geschwollenen Kämmen und ärgerlich aufgeblasenen Federn so nahe, daß sie der im Hinterhalt liegende Jäger leicht niederschießen kann."

„Auch Rebhühner giebt's in manchen Theilen, Schnepfen in den sumpfigen Stellen in Ueberfluß, und im Innern der Insel, in den Gebirgen, die herrlichen, wohlschmeckenden Ortolanen; doch finden sich die nur an solch' abgelegenen Gegenden, daß da, wo man sie trifft, eine Ladung Pulver gewöhnlich mehr werth ist, als ein ganzes Dutzend solcher Vögel."

„Wenden!" lautete hier plötzlich der Befehl des Capitains. Der Wind wurde nämlich immer heftiger und die Amazone war trotz allen Segeln der Küste, die sie vermeiden wollten, schon so nahe gerückt, daß man vom Verdeck aus nicht allein deutlich ihre Umrisse, sondern sogar die einzelnen, dem übrigen Baumwuchs entragenden Cocospalmen erkennen konnte. Da der Capitain diese Küste nicht genau kannte, so hielt er es deßhalb für gerathen, ihr so fern als möglich zu bleiben und ließ deßhalb wenden, was denn den Bug der wackeren Amazone fast derselben Richtung zudrehte, von welcher sie eben hergekommen war. Herr Bonnfeld meinte aber auch, es sei besser ein wenig zu vorsichtig als zu leichtsinnig zu Werke zu gehen, und die kurze Zeit, die sie jetzt versäumten, wäre später, und bei günstigerem Winde, leicht wieder einzubringen.

„Wie schade ist's," sagte Günther zu dem Capitain, als das Manoeuvre beendet war und die Amazone wieder, jetzt auf der Starbordseite liegend, die schäumenden Wellen durchschnitt, „daß wir mit aller nur möglichen Anstrengung diese schöne Insel zu verlassen suchen, die ich und wir Alle vielleicht so gern einmal betreten hätten."

„Ja, mein junger Freund," erwiederte ihm dieser, während er keinen Blick von den Segeln und dem, nun hinter ihnen liegenden Lande verwandte, „das möchte denn aber doch unsere Reise ein wenig zu sehr aufhalten; mir war's schon nicht recht, daß wir in Mauritius einlaufen mußten. Nun, dort haben wir

freilich auch gleich frisches Wasser mit eingenommen, dann mag's noch gehen."

„Seit wie lange ist Ceylon eigentlich unter englischer Botmäßigkeit?" frug Günther und blickte nach dem, jetzt immer mehr und mehr entschwindenden Landstreifen hinüber.

„Das kann Ihnen der Rittmeister da wohl am besten sagen," meinte der Capitain, der die Unterhaltung abzubrechen wünschte, um sich ungestörter mit seinem Schiff beschäftigen zu können. Günther wiederholte deßhalb seine Frage gegen den jetzt zu ihm Tretenden.

„Vollständig erst wohl eigentlich seit 1815," entgegnete ihm dieser, „und auch dann noch störte eine Insurrection, die von 17—19 dauerte, unseren ruhigen Besitz. Bis 1815 hatten wir aber nur den größten Theil der Küstenländer behauptet, während der König von Kandy den inneren Theil des Landes regierte; im Jahre 15 aber machten dessen Gräuelthaten und Grausamkeiten (so mußte zum Beispiel die Frau eines seiner ersten Minister ihre eigenen Kinder in einem Reismörser zerstampfen) ihn bei seinem Volke so verhaßt, daß es die Engländer zu Hülfe rief, die sich denn natürlich auch nicht lange bitten ließen, und die ganze Insel dem britischen Scepter unterwarfen."

„Ceylon, auch **Selón**, **Singhala**, **Lanka**, **Serendib** oder **Taprobane** genannt, ist übrigens unstreitig eine der herrlichsten Inseln der Welt und wird an animalischem wie vegetabilischem Reichthum wohl von keinem anderen Lande der Erde übertroffen, ja, wenige möchten ihr sogar nur gleichkommen. Die Größe der Insel mag etwa, von Nord nach Süd 270, in der Breite dagegen 100—145 Meilen haben, was ihr im Ganzen eine ungefähre Größe von 24,664 Quadrat-Meilen giebt."

„Ceylon gehört übrigens nicht zu der ostindischen Compagnie, sondern ist eine königliche Colonie. Sie hat einen gesetz-

gebenden Körper, der aus den verschiedenen Klassen von der Regierung selbst ernannt wird und zu dem auch Eingeborene Zutritt haben."

„So leicht es jedoch den Engländern geworden sein mag, ihre Gesetze hier einzuführen, so schwer scheint es den Missionairen zu werden, ein Gleiches für ihren Glauben zu erzwecken. Die Eingeborenen von Ceylon bekennen sich nämlich zum Buddhismus und sind keineswegs geneigt sich so leicht unter andere Gottheiten bringen zu lassen. Die englischen Missionaire haben denn auch nur sehr wenig unter ihnen ausrichten können, bis dann die Jesuiten eine ganz eigene Art erfanden, sie gut christlich gesinnt zu machen. Sie schmuggelten nämlich die Madonna unter dem Namen einer Buddhistischen Himmelskönigin bei ihnen ein, und benutzten zu gleicher Zeit den Bilderdienst, um dadurch gewissermaßen einen Uebergang zu ihren Glaubenssätzen zu bilden. Was sie freilich dadurch erzweckten war nur das, daß sie solche bekehrten, denen es ziemlich gleichgültig war wie das Bild aussah, dem sie Verehrung zollten, die übrigen — blieben eben beim Alten."

„Auf Ceylon, und zwar inmitten der Insel, in der früheren alten Hauptstadt Kandy befindet sich auch jener berühmte Tempel Buddhas, der einen Zahn der Gottheit in sich schließt. Diese Merkwürdigkeit, in den kostbarsten gold- und juwelengeschmückten Behältern verwahrt, wird jedoch nur höchst selten gezeigt und ist wohl, wie behauptet wird, gar kein wirklicher Zahn irgend eines Geschöpfes, sondern nur ein ähnlich verarbeitetes Stück Elfenbein."

„Was nun die Bewohner der Insel betrifft, so stammen die Singhalesen oder Ceylonesen wohl ursprünglich von einer Colonie der Singh's oder Rajpoot's ab, mit denen sie noch jetzt nicht unbedeutende Aehnlichkeit haben. Sie sind übrigens eine keines-

wegs anziehende Race, — denn träge, unverschämt und habgierig, stehen sie sogar noch den Hindus nach, die doch wenigstens, da sie gern Geld verdienen, auch dafür arbeiten wollen. Die Ursache dieser Trägheit liegt aber im Lande selbst. Ceylon ist nicht übervölkert und die Eingeborenen, mit Wenigem zufrieden, so sie sich nur nicht groß um das Wenige zu bemühen brauchen, hegen ein paar Cocospalmen, die ihnen eine ziemlich sorgenfreie und ihnen vollkommen genügende Existenz sichern. Sonderbar ist ihr Aussehen, denn man glaubt im Anfang wirklich lauter Frauen vor sich zu haben. Sie kleiden sich nämlich in lange, weite Gewänder von weißem Stoff und befestigen die, in einen Knäuel geschlungenen langen Haare durch einen Kamm. Alle Arbeiten in Ceylon werden denn auch fast einzig und allein durch die von der Malabarküste eingewanderten Hindus und Indier verrichtet."

„So verhältnißmäßig gering Ceylon nun gegenwärtig bevölkert sein mag, so sehr muß dies in früheren Zeiten das Gegentheil gewesen sein. Unfern Mantotte, einem kleinen Städtchen an der Nordwestküste, liegen die Ruinen einer gewaltigen Stadt, und ein ungeheueres Wasserwerk beweist, welch großartige Bauten seine früheren Besitzer unternommen haben mußten. Es ist das nämlich ein Wasser-Reservoir, dessen Bassin 16—18 englische Meilen im Umfang hat; die Einfassung, etwa 9 Meilen von dem Becken entfernt, ist aus mächtigen Steinblöcken aufgeführt, die acht Fuß lang, vier Fuß breit, drei Fuß dick und mit Cement dicht verbunden sind. Man glaubt, daß die Hindus dies gigantische Werk aufgeführt hätten, die Mantotte zur Hauptstadt des, von ihnen im Norden der Insel eroberten Königreiches machten. Auch andere, noch viel künstlichere und unstreitig ältere Bauwerke finden sich im Inneren, und eine kolossale Pagode steht vierzig Meilen von Battivaloa, deren Fuß allein eine Viertelmeile

im Umfang hat und von einer aus Backsteinen bestehenden weiten und mit Zellen versehenen Mauer umgeben ist."

„Im sechsten Jahrhundert war übrigens Ceylon schon der Hauptmarkt des östlichen Handels und 1153 sandte der Singhalesische Monarch Praakrama Bahor der Erste eine Flotte von 500 Schiffen, mit einer Armee an Bord und auf zwölf Monate verproviantirt, gegen den König von Cambodien und Arramana, der Singhalesische Gesandte und Kaufleute beleidigt hatte. Im dreizehnten Jahrhundert wurde die Insel zuerst von Marco Polo besucht; als die Portugiesen aber später (1505) dort landeten, fanden sie, durch die häufigen Einfälle feindlicher Malabaren und Araber, den Wohlstand der Insel schon so weit zerstört, daß der König der Singhalesen den portugiesischen Admiral Almeida selbst um Hülfe ansprach, die Usurpatoren seiner Rechte aus dem Land zu treiben. 1518 setzten sich aber die Portugiesen an der Seeküste fest und behaupteten auch ihre Besitzungen, bis ein Jahrhundert später die Holländer von den, zwischen den Europäern und Eingeborenen ausgebrochenen Feindseligkeiten Gebrauch machten und unter dem Vorwand, den rechtmäßigen Besitzern des Bodens gegen ihre Unterdrücker beizustehn, selbst Besitz von der ihnen so vortheilhaft gelegenen Insel nahmen."

„In den späteren Kriegen zwischen Frankreich und England, wo britische Flotten den indischen Ocean nach allen Richtungen hin durchkreuzten, hielten es dann die Engländer ebenfalls für gerathen, Ceylon — so gewissermaßen in der Hitze des Gesprächs — an sich zu nehmen, und sie sind die ersten, die nach und nach im Stande waren, sich die inneren wie meerbegrenzten Theile zu unterwerfen."

„Keine Insel der Welt ist reicher an vegetabilischen Erzeugnissen, als gerade Ceylon, und nirgends gedeihen all' und jede Gewürzarten besser als hier. Für Zimmet hat es z. B. fast ein

Monopol, wie China für Thee, und die herrlichsten Fruchtbäume wachsen, im südlichen Theil der Insel besonders, wild sowohl als cultivirt, vortrefflich."

„Wenn ich nur einmal den Zimmet könnte gewinnen sehn," sagte Günther; „es muß doch sicherlich höchst interessant sein."

„Gewiß für Jeden, der das herrliche Gewürz benutzt und dann doch kaum weiß, daß es die Rinde eines Baumes ist. Was ich übrigens selbst darüber erfahren habe, will ich Ihnen gern mittheilen."

„Der Zimmetbaum, laurus cinnomonum, hat, obgleich er in vielen tropischen Ländern cultivirt wird, doch seinen Stamm- und Hauptplatz in Ceylon, das Europa allein und hinlänglich mit diesem Gewürz versehen könnte. Der Baum selbst, der in dem sandigsten und dürrsten Boden gedeiht, wird von 15 bis 20 Fuß hoch und hat einen unregelmäßigen, knorrigen Stamm, auszweigende, holzige Wurzeln und faseriges, geruchloses Holz. Die äußere Rinde ist rauh, dick und aschfarben, die innere aber röthlich und, besonders bei jungen Stämmen, oft mit zarten dunkelgrünen und orangegelben Flecken gesprenkelt. Die Zweige gehen horizontal aus und die Blätter sitzen in Paaren und sind länglich, von sechs bis neun Zoll lang, drei Zoll breit und dunkelgrün. Die Blüthen, dicht um den Stiel gedrängt, sind weiß und gleichen im Geruch einer Mischung von Rose und Hollunder. Die Frucht besteht aus einer ovalen grünen Beere und die Wurzeln haben den scharfen Camphergeruch wie den würzigen Zimmetduft, geben auch durch Destillation Campher. Die Blätter ähneln mit ihrem scharfen Geschmack den Gewürznelken, und die Beeren geben, wenn ausgesotten, ein wohlriechendes Wachs, das früher ausschließlich zu dem Gebrauch von Lichtern für den Kandyschen König bestimmt war. In Ceylon sind mehre tausend Acker Land in Zimmet-Plantagen ausgelegt, und von der

Güte des Bodens sowohl wie auch von der Behandlung der Rinde hängt die Vortrefflichkeit des gewonnenen Products ab. Das Schälen der Rinde beginnt im Mai und endet mit October. Zu der besten Art werden aber nur junge Schößlinge, gewöhnlich von drei bis fünf Fuß lang und etwa einen Zoll im Durchmesser, genommen. Die Bäume werden nämlich in gerader Linie und nur wenige Fuß von einander gepflanzt und die Schäler (Chalias, eine bestimmte Kaste in Ceylon) versuchen in der Erntezeit mit einem scharfen Instrument den Schößling, ob er sich leicht schälen läßt. Theilt sich die Rinde nicht gut, so bleibt er noch stehen, ist das aber der Fall, dann werden die jungen Stämmchen abgehauen und unter Verschläge gebracht, dort von Zweigen und Blättern gereinigt und die Rinde, vermittelst zweier, der Länge nach laufender Schnitte, leicht abgelöst, wo sie dann, sobald eine gewisse Anzahl gewonnen ist, fest ineinander gelegt und zusammengeschnürt werden, damit die hierdurch herbeigeführte Gährung das Ablösen der äußeren Rindenschaale erleichtert, da es, wenn etwas davon auf der inneren Schaale, dem wirklichen Zimmet, zurückbleiben sollte, diesem einen unangenehm bittern Beigeschmack geben würde. Der beraubte Strauch oder Baum schießt dann, unter dem Einfluß der Regenzeit, wieder neue Zweige oder Triebe, welche die Rinde für das nächste Jahr liefern."

„Ist der Zimmet nun von allen fremden Gegenständen gereinigt, so wird er in der Sonne getrocknet — wobei sich die Rinde spuhlenartig zusammenrollt — und endlich in Bündeln von circa dreißig Pfund gepackt und versandt."

„Ein anderes, fast eben so wichtiges Product Ceylon's ist die Cocospalme, die in ungeheuerer Anzahl gepflegt und cultivirt wird. Um Ihnen aber von der Nützlichkeit dieses Baums einen schwachen Begriff zu geben, so will ich Ihnen hier die verschie-

denen, aus einem einzigen Stamm zu fertigenden Artikel anführen. Sie mögen dann selbst beurtheilen, was ein solcher Baum dem Lande sein muß, wo er in der Fülle und Vollkommenheit gedeiht wie in Ceylon."

„Arrak, durch die Destillation des aus Einschnitten im Blüthenstengel träufenden Saftes gewonnen; Toddy, der Saft selbst, der ein labendes Getränk liefert, wenn man ihn genießt, ehe die Sonne im Stande war, auf ihn einzuwirken; Jaghery, ein grobkörniger, aber trefflicher, hieraus gewonnener Zucker; Essig; eingemachte junge Schößlinge und Früchte; Coir oder Taue, die sich besonders für den Gebrauch im Seewasser trefflich eignen; Bürsten und Besen verschiedener Art; ausgezeichnete Matten; Schindeln für Häuser; treffliches Oel; Alkalische, die aus den verbrannten Blättern gewonnen und von den Wäschern benutzt wird; Körbe; die jungen Schößlinge werden auch als Gemüse verwandt: und dann benutzt man außerdem den Stamm selbst zu Trögen und Kasten, und die faserige Rinde der äußeren Frucht zu Netzen, Hangematten, Matratzen ꝛc., die innere Schale der Frucht zu allerlei Gefäßen, und der Kern und die Milch schmecken delicat. So scheint denn, von dem wehenden Wipfel hinab bis zur Wurzel, der ganze ungeheuere Stamm ein Segen zu sein, den die alliebende Natur dem Menschen unter diesem heißen Himmelsstrich in ihrer unendlichen Güte gegeben."

„Der Kaffeebaum, der hier ebenfalls die herrlichsten Ernten liefert, wird, dem westindischen Plane gleich, nur zu einer Höhe von etwa fünf Fuß gelassen und dann gekuppt."

Die einbrechende Nacht oder vielmehr der Ruf zur Tafel machte ihrer Unterhaltung für den Augenblick ein Ende; doch war Ceylon, obgleich es nun schon in Dunkelheit begraben hinter ihnen lag, noch zu frisch im Gedächtniß, um sogleich vergessen zu

werden; das Gespräch drehte sich auch deßhalb während dem Essen fortwährend um die einzelnen Theile und Erwerbszweige der Insel. Besonders interessirte sich Madame Wegmeier für die Perlenfischerei, die der Capitain erwähnt hatte, und dieser mußte nun schon, wohl oder übel, mittheilen, was er darüber wußte.

Im Golf von Manaar, am nordwestlichen Ende der Insel, wird dieselbe am stärksten und fast einzig und allein betrieben. Die Naturgeschichte der Perlmuschel ist dabei sehr wenig bekannt; nur zu gewissen Jahreszeiten schwimmen die jungen Austern in Masse umher und die Strömung wäscht sie dann an der Küste hin, später aber setzen sie sich gewöhnlich in Bänken an Corallenfelsen oder auch auf Sandschichten fest, und lösen sich erst dann wieder ab, wenn sie vollkommen ausgewachsen sind. Sie sollen bis zum sechsten Jahre wachsen, im siebenten aber sterben. Um sie nun dem Grunde der See, wo man sie allein mit Vortheil aufsuchen kann, zu entführen, müssen Taucher oft sechs Klafter und tiefer hinabgelassen werden, und höchst interessant ist es, das Auslaufen der Perlfischer, von Aripo aus, zu beobachten.

Morgens, zu einer bestimmten Stunde und gleichzeitig, laufen sie aus, oft mehre hundert Boote, jedes von zwanzig Tonnen, und nun beginnt schon vom Ufer aus ein Wetteifer, die etwa 15 Meilen vom festen Land gelegenen Austerbänke zuerst zu erreichen, da oft durch die Wahl eines guten Platzes bedeutende Vortheile erzielt werden. Jedes Boot hat drei Lascaren oder Bootsleute, zwei Taucher, und einen Soldaten als Schildwache an Bord, und sobald sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben, legen sie bei und senden nun ihre Taucher, und zwar o h n e Taucherglocke und nur mit einem, am Boot befestigten Stein beschwert, in die Tiefe hinab, wo diese in aller Geschwindigkeit,

und so lange sie unter Wasser bleiben können, so viel Muscheln wie möglich in ein, zu diesem Zweck um ihren Nacken geschlungenes Netz sammeln und dann, wenn sie wieder hinauf gezogen sein wollen, auf eine gewisse Art an dem Seile ziehen, das an ihrem Gürtel befestigt ist. Länger als zwei Minuten hält es ein Taucher aber selten unter Wasser aus und überdieß bringt die Anstrengung und unnatürliche Lebensweise auch stets Krankheiten, Ausschläge und dergleichen mit, die ihn selten ein hohes Alter erreichen lassen. Sonderbarerweise werden sie, obgleich es in diesen Meeren doch sicherlich Haifische genug giebt, selten von diesen belästigt und sie schreiben diesen Schutz gegen die Ungeheuer der Tiefe gewöhnlich nur einem Amulet zu, das sie bei sich tragen und ohne das wohl kein Eingeborener, selbst nicht um den höchsten Preis, sein Leben auf solche Art in die Schanze schlagen würde. Die Ueberzeugung, sich von irgend einem höheren Wesen beschützt zu wissen, wirkt bei ihnen ordentlich Wunder, und eben diese Keckheit, mit der sie jeder Gefahr begegnen, diese trotzige Zuversicht, daß sie ihnen nicht schädlich werden könne, ist es vielleicht gerade, die sie in wirklicher Gefahr ihre Geistesgegenwart behaupten und den Tod abwenden läßt, der sie ereilen würde, wenn sie so, von jeder menschlichen Hülfe abgeschnitten, sich selbst in Angst und Schrecken verloren gäben. Es fällt sehr selten vor, daß irgend ein Taucher von einem Haifisch getödtet würde, und dann, wenn dieß ja einmal geschehen sollte, behaupten die Uebrigen gewiß, er müsse sein Amulet vorher verloren haben.

Mit Ceylon zugleich eifert der persische Golf in der Perlfischerei; in Ceylon wird diese aber, wenn auch der Golf vielleicht reichhaltiger wäre, auf jeden Fall am stärksten betrieben, da die Engländer diese Insel im Besitz haben und hier so viel erbeuten, als sie bedürfen.

„Weshalb aber bedienen sich die Taucher von Ceylon nicht der Taucherglocken?“ frug Günther. „Sie könnten doch mit denselben einen viel längeren Zeitraum unter Wasser aushalten und dadurch auch viel mehr Muscheln sammeln.“

„Allerdings!“ erwiederte der Capitain. „Die Leute sind es dort aber einmal so gewohnt, und würden auch durch die Glocken wieder viel mehr Ausgaben haben, deßhalb betreiben sie es größtentheils auf die alte Weise. Hie und da wird jedoch die Taucherglocke, und zwar mit vielem Vortheil, angewandt.“

„Damit läuten sie wohl, wenn sie wieder an die Oberfläche wollen?“ sagte Florian Wegmeier und stieß unter dem Tisch Jonas an, der eben eingenickt war und jetzt zum Ergötzen der übrigen Passagiere allerlei halsbrechende Bewegungen mit Kopf und Oberkörper machte. Jonas schlug denn auch die Augen auf, sah sich überall verwundert im Kreise um und grins'te, da er die lächelnden Gesichter der Uebrigen sämmtlich auf sich geheftet sah, freundlich zu ihnen hinüber.

„Nein,“ sagte der Capitain, „ich meine die, im siebzehnten Jahrhundert von Cornelius Drebbel erfundene Taucherglocke, vermittelst deren sich ein Mensch, wenn noch dazu die Vorrichtung getroffen wird, daß man ihm frische Luft zuführt, wohl über eine Stunde unter dem Wasser zu halten vermag. Sie ist nach dem Principe eines Glases oder irgend eines halbhohlen Gefäßes gebaut — wenn Sie das plötzlich mit der Oeffnung nach unten in das Wasser drücken, so ist dasselbe nicht im Stande, den inneren Raum gänzlich zu erfüllen, weil noch immer Luft darin bleibt, die, selbst darin eingeschlossen, dem Taucher ein ziemlich freies Athmen erlaubt. Die Größe dieser Glocken ist sehr verschieden und richtet sich nach der Zahl der Arbeiter, die man darin niederschicken will. Sie wird dann unten mit Gewichten

versehen, um schneller niederzusinken; hat in der Seite mehre Glasfenster und dabei rings umher Sitze für die Taucher."

„Wie sich übrigens Alles vervollkommnet, so ist auch, vor zwei Jahren etwa, von Capitain Guérin, der sich lange Zeit in Havre aufhielt, ein neuer und viel vollkommnerer Apparat erfunden, der ihm erlaubt drei volle Stunden ununterbrochen unter Wasser zu bleiben. Mit diesem Apparat soll man denn auch gar nicht mehr, wie das bis jetzt bei den Glocken der Fall war, beschränkt sein, auf dem Grunde zu arbeiten und Capitain Guérin hat selbst, um zu beweisen daß er sogar zur Ausbesserung von in See befindlichen Schiffen angewandt werden könne, eine Bleiplatte an einem bestimmten Orte des Kiels der Corvette La Recherche befestigt, eine Arbeit, die er in 50 Minuten verrichtete, und von deren guter Ausführung man sich, als das Schiff später in die Docks gebracht wurde, überzeugte. Ein solcher Apparat wäre ein unberechenbarer Schatz für die Schifffahrt, denn nicht allein könnte man mit Leichtigkeit jeden Theil des Fahrzeugs, ehe man in See ginge, genau untersuchen, sondern ein Leck wäre auch, was in offener See gewöhnlich unmöglich ist, fest und sicher zu verstopfen und manches Menschenleben, manche werthvolle Ladung dadurch zu erhalten."

Der Steuermann störte hier das Gespräch, indem er den Capitain, irgend einer Angelegenheit des Schiffes wegen, an Deck rief, wohin ihm denn fast sämmtliche Passagiere augenblicklich folgten, da sie, nach dem letzten Vorfall mit dem brennenden Fahrzeug alle Augenblicke glaubten, es müsse auch schon wieder etwas ganz Absonderliches und Wunderbares vorgefallen sein. Es war aber eben Nichts weiter, als ein Dampfschiff, das in ziemlich weiter Entfernung an ihnen vorbeibrauste.

5.

Ostindien.

Von Ceylon bis Calcutta mag die Entfernung etwa 800 englische Meilen betragen, und die Amazone traf hier, den noch immer nicht recht günstigen Wind abgerechnet, auf weiter keine Schwierigkeiten; nur als sie in der Höhe von Ghoa waren, zeigten sich einzelne allerdings verdächtige Fahrzeuge, von denen auch eines Abends zwei nicht übel Lust zu haben schienen, einen Versuch zu machen an Bord der Amazone zu kommen. Ein britisches Kriegsschiff aber, das hier kreuzte oder auch vielleicht nach dem Kap bestimmt war, und sehr zur rechten Zeit erschien, erlöste sie von ihrer nichts weniger als angenehmen Nachbarschaft, denn die scharfgebauten Fahrzeuge ergriffen augenblicklich die Flucht, als sie das ihnen feindliche und vielleicht nur zu gut gekannte Fahrzeug entdeckten.

So sahen sie sich denn nahe dem Ziel einer großen Reise, die sie nun fast glücklich überstanden hatten. Zahlreiche, immer häufiger auftauchende Segel in Nord, Ost und West, sogar einzelne kleine Küstenfahrzeuge, die der indischen Küste und dem Archipel zusteuerten, bunte Vögel, die sich nicht selten todesmatt auf den Raaen niederließen, Stücken aufgeweichten Holzes, die sie aus dem Wasser fischten, und manch' andere Sachen verriethen, daß sie sich dem Festlande näherten und nun bald, bald

wieder festen Grund und Boden betreten sollten. Der Wind hatte sich übrigens jetzt ziemlich regelmäßig nach Osten umgesetzt und ließ sie wenigstens eine gerade Richtung beibehalten, während die Amazone auf den keineswegs unbedeutenden Wellen stieg und sank.

Da, als plötzlich die niedere Küste vor ihren Augen aufstieg, als ein Pilot an Bord kam, und das ganze rege Schaffen der Matrosen, das Klirren und Rasseln der klar gemachten Ankerketten, das Belegen einzelner, nicht mehr nöthiger Segel und viele andere Arbeiten, die sämmtlich mit dem willigsten Eifer ausgeführt wurden, verriethen, wie nahe sie dem ersehnten Hafen seien — da, als Günther eben an Bord gelehnt stand und träumend nach dem fernen Lande hinschaute, rauschte es plötzlich hinter ihm und zwar so laut und heftig, daß er sich halberschrocken über den ungewohnten Ton, rasch danach umdrehte.

Wie versteinert blieb er aber in seiner eben eingenommenen Stellung, denn vor ihm, im wunderlichsten, tollsten Putz, den fetten Hals mit Perlen und Ketten geschmückt, die breiten Glieder von schwerer, pfirsichfarbener Seide umwallt, auf dem dicken, sonnenverbrannten Gesicht einen weißen kleinen Atlashut mit wallender Straußenfeder und auf- und niederspringenden Blumenbouquets, stand Madame Wegmeier, und neben ihr, im engen, blauen, scharfausgeschnittenen und spitzen Eiselefrack, in hohen, wahnsinnig gestärkten Vatermördern, die ihnen, wenn sie einmal plötzlich zusammengezuckt wären, die Ohren mit einem Ruck abzuschneiden drohten, mit ungewöhnlich engen Nankingbeinkleidern und breitgefaltetem Busenstreif, einen mächtigen Strohhut aber über das Ganze hinübergedeckt, der ihnen das Ansehen einer Pfeffer- und Salzbüchse mit falschen Stöpseln gab, standen im Doppelexemplar, Einer wie der Andere, das alte und junge Braunschweig, die Firma Wegmeier und Sohn in

personificirter Gegenwart und Zukunft, und Jonas zog den freundlichen Mund von einem Ohr zum andern, als er einmal den Kopf wandte und hinter sich eine Reihe grinsender Matrosengesichter erblickte, die sich Alle unmenschlich zu freuen schienen, die Familie Wegmeier so wohl und stattlich angezogen zu sehen.

Edelgunde nahm aber keine Notiz von diesen; ihr ganzes Trachten hing jetzt an dem festen Land, das sie sobald als möglich zu betreten wünschte, und all' der Stolz und Hochmuth, der, nur bis dahin durch die Umgebung niedergehalten, in ihrer Brust geschlummert hatte, erwachte auf einmal wieder mit erneuerter Kraft und Stärke. Dort lag das Land ihrer Träume, dort lag die Pflanzung, auf der sie, ihrer Meinung nach, zahllose Sklaven und Sklavinnen finden mußte, und reizende Bilder tauchten vor ihrer Seele auf — Bilder von keuchenden Negern, die einen Palankin schleppten, in dem sie selbst, von weiten weißen Gewändern umwallt, von Perlen und Juwelen geschmückt, ruhte; von jungen, zarten Negerknaben, die daneben hergingen und die langstieligen Sonnenschirme über sie ausgebreitet hielten; von Elephanten, Kameelen, prächtigen, purpurbehangenen Rossen, und Gott weiß was sonst für Zierrath, wie sie es erst kurz vor ihrer Abfahrt in der Illustrirten Zeitung gelesen. Einem Truthahn gleich, der mit aufgeblasenem Kamm die Flügel neben sich auf der Erde schleift, stolzirte sie auch jetzt, ohne die Seeleute weiter eines Blickes zu würdigen, dem Vorderkastell des Schiffes zu, von dem sie einen besseren Ueberblick über das immer deutlicher erkennbare Land zu erhalten hoffte. Die Wellen kamen übrigens so stark von der Seite, daß das Gehen auf dem Verdeck, ohne sich anzuhalten, keineswegs leicht war, und da Edelgunde ihre weißen Glacéhandschuhe nicht der Gefahr aussetzen wollte, von Theer beschmutzt zu werden, so winkte sie Jonas, stützte sich, in der Linken das wohlgeruchduftende Battisttuch, mit der Rechten

auf seine Schulter und schritt langsam luvwärts an der Kambüse vorbei und gegen das Bugspriet hin, wo sie dicht vor dem Fockmast stehen blieb, die Umrisse der noch fernen Küste zu betrachten.

„Steuermann!“ sagte da der Matrose, der gerade jetzt am Steuerrad stand, indem er sich zu dem, ihm gegenüber am Starbord lehnenden jungen Mann hinüberbog und dabei so leise sprach, daß ihn dieser kaum verstehen konnte, — „Steuermann! Wie wär's denn, wenn ich den Bug ein Bischen abfallen ließe und dem alten, frisch aufgetakelten Dreidecker, der heute alle Wimpel wehen läßt, eins über's Verdeck jagte, daß es ihm die Luken rein spülte? — eh? Dem breitgespreizten Bugspirboot, das sie im Schlepptau hat, könnte es auch Nichts schaden, wenn ihm die Leinwand ein Bischen angefeuchtet würde — sie hält nachher besser Wind.“

Leslie lächelte. Er warf einen Blick nach vorn, und sah, wie sich Madame in ihrer Unschuld gerade an einer Stelle befand, über die der Steuernde mit aller Leichtigkeit eine volle Welle hinwegsenden konnte. Der Frau war überdieß keiner auf dem ganzen Schiffe grün, und er selbst hätte ihr eine solche kleine Strafe wohl für die Verachtung gegönnt, die sie, besonders in letzter Zeit, den Matrosen bewiesen. Als Offizier an Bord, durfte er aber zu so etwas nicht gut die Hand bieten, überflog jedoch mit schnellem Blick den übrigen Theil des Verdecks, ob Niemand weiter in der Nähe sei und sagte dann, während er die Hände in die Taschen schob und nach vorn zuging:

„Hab' Acht, Tom! Es ist eine Dame und — der Capitain möcht's auch nicht gern sehen, wenn Du plötzlich aus dem Cours hieltest.“

„Aha!“ sagte der Matrose und nickte freundlich grinsend hinter ihm drein. „Verstehe schon, heißt so viel als laß es

nur Niemand merken, Tom! Na warte Du altes leckes Kauffartheiſchiff — ehe Du Land bekommſt, ſollſt Du doch auch noch vorher eine Probe vom Waſſer haben; — vielleicht kann Dir auch Tom zu einer neuen Toilette behülflich ſein; wollen einmal ſehen, wie Du nachher dreinſchauſt, wenn Dir die Luken erſt gehörig mit Seewaſſer ausgewaſchen ſind.“ Und ohne weiter Wind oder Compaß zu beobachten, ließ er die Speichen des Rades einen Augenblick ſchießen, daß der Bug des ſchnell gehorchenden Schiffes ſchon in der nächſten Secunde faſt zwei Striche abfiel; dann aber, mit aller Kraft das verlorene wieder einbringend, arbeitete er ſo ſchnell als möglich gegen die eben hervorgebrachte Wirkung wieder an, was den Bug des raſch die Fluth durchſchneidenden Fahrzeugs ſcharf gegen die, gerade gegen Starbord bäumenden Wellen trieb, ſo daß dieſe, in der ſchnellen Bewegung des Schiffes ſo unerwarteten Widerſtand findend, gegen die hohe Seitenwand deſſelben anprallten und dann im wilden Sturze, ganz wie es der Seemann vorhergeſehen und wie es geſchehen mußte, über Deck ſchlugen.

Die Wirkung war zauberhaft ſchnell. Madame, keineswegs in ſo feſter Stellung, einer ſo unerwarteten und gewichtigen Waſſermaſſe zu widerſtehen, hatte, als ſie die drohende Woge über ſich ſah, kaum Zeit, ihre Finger in den Frackkragen des unglücklichen Sohnes Jonas einzuklammern, als ſie auch ſchon der ſo tückiſch über ſie ausgeſandte Wogenguß erreichte. Im Nu lag ſie, von dem ſchäumenden Naß überfluthet, am Boden, wurde leewärts geſpült und verwehrte nun hier, den armen Sohn dabei mit in's Verderben reißend, dem Waſſer ſelbſt den Ausweg wieder, indem ſie durch den eigenen Körper das kleine Loch verſtopfte, das beſtimmt war, den an Deck geſchleuderten Wellen raſchen Abfluß zu gewähren. Ueber ſie hingebeugt aber, und emſig, wenn gleich vergeblich bemüht, die ſchwere Geſtalt

auf dem schlüpfrigen Deck wieder emporzurichten, stand der Steuermann Leslie. Mit Hülfe einiger dienstfertig herbeieilenden Matrosen gelang ihm jedoch erst sein Liebesdienst und Mutter und Sohn zog nun, ein paar nassen Hühnern nicht unähnlich, mit gänzlich zerstörter Toilette, aber todesfinsterem Schweigen in die Cajüte nieder, in die sie, zum Entsetzen des Stewarts, einige Eimer Seewasser mit hinabschleppten, wie denn auch eine völlige Fluth ihrer Spur auf der Treppe folgte.

Der Pilot, der vor der Mündung des Hooghly durch das Aufhissen der Flagge und einen Kanonenschuß an Bord gerufen worden, wurde übrigens unnütz, da Capitain Barring, als sie erst einmal in den Fluß eingelaufen waren und nun gegen die starke Strömung ankämpfen mußten, eines der in neuerer Zeit errichteten Bugsir- oder Schlepp-Dampfboote signalisirte und sie nun, fest an dieses angeschlossen, verhältnißmäßig rasch gegen die starke Fluth anarbeiteten.

Der erste Anblick des Landes war freilich keineswegs geeignet, einen angenehmen Eindruck auf sie zu machen. Das niedere, sumpfige Land lag, von einem dünnen Nebelduft überhangen, vor ihnen und schien allein schon Bürge des tödtlichen Klimas, das diesen Landstrich nicht allein dem Europäer, sondern selbst dem Eingeborenen verderblich macht. Die Inseln und überhaupt der untere Theil des Sunderbunds, wie dieser, von unzähligen Flüssen und Stromarmen durchschnittene Landstrich heißt, bleibt deßhalb auch größtentheils den wilden Bestien überlassen, die ihn nun einmal mit Krokodilen und Mosquitos vom lieben Gott angewiesen bekommen haben.

Die einbrechende Dunkelheit entzog endlich ihren Augen die öde, trostlose Umgebung. Das Dampfschiff legte aber nur einen kleinen Theil der Nacht bei und setzte, als der Mond aufging und den breiten, dunklen Strom erhellte, seine Fahrt fort. Am

nächsten Morgen hatte sich dann die Scene auch bedeutend verändert; die Jungledickichte wichen vom Ufer zurück, Cocospalmen mit ihrem düsteren Fächerlaub wurden sichtbar, weite, für den Reisbau cultivirte Strecken dehnten sich rechts und links von ihnen aus, die verschiedenartigsten Boote und Fahrzeuge belebten die ruhige Stromfläche und das ganze Treiben und Wesen verrieth, daß sie sich einer bedeutenden Stadt, dem Centralpunkt des nördlichen Indiens näherten.

Besonders auffallend war ihnen eine arabische Brig, die stromab kam und, ziemlich nach europäischer Art aufgetakelt, das bunteste Bild heiteren Seelebens bot, was sich nur denken ließ. Die in ihre phantastische Tracht gekleideten Matrosen hingen, als das europäische Schiff mit dem daran geketteten Dampfer an ihnen vorbeibrauste, in dem Tauwerk der Masten; auf dem Hinterdeck waren Hangematten und Sonnensegel aufgespannt, und die dunklen Gesichter unter den weißen flachen Turbanen, die blitzenden Augen und das fröhliche Lachen und Schwatzen der Schaar, hielt die Augen der Deutschen auf sie geheftet, bis sie eine Biegung des Stroms ihren Blicken entzog.

Gleich darauf trafen sie freilich etwas, das die ganze Scene auf eine unheimlich ernste Art entstellte: es waren zwei, sich dicht einander folgende Leichen, auf denen schon die Aasgeier ihren Sitz genommen hatten und nun, ohne sich um die vorbeibrausenden Fahrzeuge zu kümmern, an ihnen ihre entsetzliche Mahlzeit hielten. Kaum eine Meile weiter fanden sie wiederum eine solche Leiche und der Capitain erklärte dieß durch die Begräbnißart der Hindu's, die ihre Todten meistens dem heiligen Strom übergeben. Allerdings hat die englische Regierung oberhalb Calcutta besondere Leute angestellt, die beauftragt sind, solche Leichen, ehe sie die Stadt erreichen können, zu versenken; der Strom ist aber entweder zu breit und sie können seine Fläche nicht so

vollkommen übersehen, um diesem Befehl zu genügen, oder sie erfüllen das ihnen übergebene Amt nur schlecht; so vergeht denn selten ein Tag, daß nicht doch der dunkle Körper eines Todten langsam vorbeitriebe, ohne daß dann irgend Jemand weitere Notiz von ihm nähme.

An Gardenreach vorbei führte sie jetzt ihre Bahn, und mehr und mehr fingen sie nun an zu fühlen, daß sie sich der „Stadt der Paläste" näherten. Vom unteren Theil dieser „reach" an ist das rechte Ufer des Stromes in lauter Gärten ausgelegt, die jeder ein mehr oder minder prächtiges Herrenhaus mit den daranhängenden Arbeiterwohnungen umschließen. In letzterer Zeit sind aber diese Prachtwohnungen großentheils von ihren früheren Besitzern, der vornehmen Welt aus Calcutta, ihrer ungesunden Lage wegen gemieden worden. Der Fluß überschwemmt nämlich in nassen Jahreszeiten hier die Ufer, und die bösartigsten Fieber waren die Folge der darauf folgenden Ausdünstungen. Schon seit 1840 sind sie jedoch wieder, als sie kaum ein oder zwei Jahre leer gestanden, von Handelsleuten eingenommen worden, die sich hierher von dem Geschäftsleben der Stadt zurückziehen und den Krankheiten Trotz bieten.

Gleich am oberen Theil von Gardenreach tauchte jetzt am linken Ufer des Hooghly Fort William und die Stadt Calcutta vor ihren Augen auf, und wahrlich ein glänzender Anblick war es, der sich ihnen bot. In prachtvoller Reihe stand Palast an Palast, und die hohen indischen Gebäude, mit den platten Dächern und schmalen Fenstern, stachen dabei wunderlich gegen die mehr im europäischen Geschmack errichteten Bauten der Engländer ab. Je näher sie kamen, desto mehr trat die Pracht einzelner säulengeschmückter Bauten hervor, dafür aber ließen sich auch wieder eine Menge niederer, hüttenartiger Wohnungen zwischen diesen Kunstwerken der Architektur erkennen, die, allein

stehend, vielleicht weniger aufgefallen wären, hier aber, zwischen all' den Prachtgebäuden, wirklich ärmlich erscheinen mußten. Dabei flatterten in einem frischen Luftzug die bunten Flaggen von England, Frankreich, Amerika, Spanien, Portugal, Holland und Arabien und auf dem von den Engländern erbauten Kai, an welchem der größte Theil der Fahrzeuge, des unsicheren Ankergrundes wegen, angehangen lag, drängte und wogte die Menge.

Die Amazone hatte bald den, ihr durch das Dampfboot angewiesenen Platz am Werft eingenommen, und das gewöhnliche Treiben eines eben von einem fernen Welttheil landenden Schiffes, ließ jeden der Passagiere nur an sich selbst denken, da er überdieß nicht hoffen durfte, von Einem der Uebrigen beachtet zu werden. Hier stiegen auch Wegmeier's, die sich jetzt wieder von dem gehabten Unfall des einen Theils der Familie erholt hatten, an's Land, und das Letzte was Günther von ihnen sah, war Florian, der einen am Ufer stehenden Hindu mit freundlicher Stimme, aber natürlich höchst vertrauungsvoll auf Deutsch frug, ob er ihm nicht sagen könnte, wo hier früher sein erst kürzlich verstorbener Onkel gewohnt habe.

Calcutta, in dem wir jetzt, wenn auch nur für kurze Zeit verweilen müssen, liegt auf einem etwas, doch nur durch frühere Ueberschwemmungen erhöhten Boden, und ist eigentlich erst durch die ostindische Compagnie, die hier ihre commercielle Verwaltung centralisirte, das geworden, was es jetzt ist. Vor noch gar nicht so langer Zeit stand hier, wo sich jetzt Paläste erheben, ein von Binsen und Bambus errichtetes unbedeutendes Dorf der Hindu's, und christliche Kirchen sind neben Pagoden und Moscheen dem Boden entstiegen.

Ueberhaupt giebt es wohl kein Land der Welt, das mehr Religionen, und zwar in so friedlicher Art mit einander vereinigte, wie gerade Hindostan oder überhaupt die britischen Besitzungen.

Neben den beiden indischen Cultus, dem Bramanismus und dem auch auf Ceylon bestehenden Buddhismus, gedeihen kräftig alle jene verschiedenen mahomedanischen Secten, wie der Judaismus und Katholicismus, und die griechische, lutherische, presbyterianische, anglikanische Kirche, die Religion des Confucius, Sinto und die der Magier — alle, alle haben ihre Vertreter.

Der Bramanismus verdient jedoch hier, als die Landesreligion, eine nähere Erwähnung.

Brama, der Gott der Christen, der Allah der Türken, der Jehova der Israeliten und der große Geist der Indianer, wird von ihnen als ein höchstes, ewiges, unendliches und allmächtiges Wesen erkannt, das Alles was da ist und besteht, erschaffen hat. Sonderbarerweise verbindet er aber auch wieder in sich, ähnlich dem Christenthum, seine Dreieinigkeit, denn er selbst, Para Brama, besteht aus den weniger vollkommenen Wesen Brama, Wischnu und Siwa, und zwar mit dem dreifachen Attribute des Schöpfers, Erhalters und Zerstörers.

Diese Heiden erkennen übrigens keine Hölle an; sie behaupten, das vertrage sich nicht mit der Barmherzigkeit Gottes, einen Sünder, und wenn er noch so sehr gefehlt habe, auf ewige Zeiten zu verdammen; ihren Lohn und ihre Strafe finden sie dagegen in der Seelenwanderung, die, je nachdem der Geist gezwungen ist in geheiligte oder für unrein gehaltene Thiere zu fahren, ihnen Himmel und Hölle wird. Auch an eine Art Vorherbestimmung menschlicher Schicksale scheinen sie zu glauben; denn Brama, die erste Person indischer Dreieinigkeit, drückt dem Menschen, wenn er geboren wird, das in's Gehirn ein, was ihm während seinem Leben geschehen soll.

Brama Para nun, der oberste Gott und Herr (der Saturn der Griechen), erschuf die Welt und bildete die Göttin Bhavani (Natur), die drei Söhne hatte, Brama, Wischnu und Siwa; der

erste sollte als Erschaffung oder erweckendes Princip der Welt fortbestehen, dem zweiten wurde die Erhaltung, und dem dritten die Zerstörung derselben überwiesen, was wohl nichts Anderes sein soll, als eine Personification der drei Eigenschaften der Natur: Erschaffung, Erhaltung und Zerstörung.

Brama nun, der in seiner Begleitung, allerdings unter anderem Namen, fast sämmtliche olympische Götter mit sich führt, ist als goldfarbene Figur mit vier Köpfen und vier Armen dargestellt.

Wischnu, der Erhalter des Erdballs, wird in schwarzer und blauer Farbe repräsentirt, und trägt in seinen vier Armen eine Keule, die Schuldigen damit zu züchtigen. Sonderbar ist dabei eine Sage dieses Gottes, mit einer ähnlichen der Hebräer. Um nämlich, in seiner Eigenschaft als Erhalter, das Menschengeschlecht nicht aussterben zu lassen, erschien er vor dem frommen König Satyavrata, um ihn, seiner Frömmigkeit und Güte wegen, erst einmal auf die Probe zu stellen, da das ganze sündhafte Menschengeschlecht durch eine große Fluth von der Erde geschwemmt werden sollte. Diesem verkündete er nun, während er mehr und mehr zu einem riesengroßen Fisch anschwoll: „In sieben Tagen, von heute an, werden die drei Welten in einen Todesocean gestürzt werden, aber inmitten der verderbenbringenden Wogen will ich Dir ein großes Schiff senden, in das Du Samen von allen Pflanzen und Thiere von jeder Gattung hineinnehmen sollst, und das Fahrzeug magst Du, wenn es die Wasser heben, mit einer großen Seeschlange an eines meiner Hörner befestigen, und ich will Dich und die Deinigen durch das Wasser ziehen."

Siwa, der Zerstörer, ist der Gefürchtetste der Drei; er hat drei Augen, um die drei Zeitabschnitte, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, damit zu bezeichnen; der Halbmond auf seiner Stirn bezieht sich auf die Zeiteintheilung durch Monde, und

das Halsband von Schädeln das er trägt, soll die nacheinander folgenden Generationen darstellen. Er trägt auch in seiner Rechten einen Dreizack und in der Linken ein Stundenglas. Er wird weiß abgebildet, seine Gattin aber ist von dunkler Farbe und, wie der Gemahl, mit einem Halsband von Schädeln und einem Schwert der Vernichtung abgebildet. Erst am Ende der Welt, in der letzten Zerstörung aller Dinge, verliert Siwa seine Zeichen der Macht und Gewalt, als Beweis, daß seine Herrschaft dann nicht länger mehr besteht. Der Bulle ist sein Lieblingsthier, und daher schreibt sich auch dessen Verehrung bei den Hindu's.

Die Anbeter Siwa's, die in Bengal jedenfalls die zahlreichsten sind, bringen ihrem Gott die fürchterlichsten, entsetzlichsten Opfer. Manche legen sich auf Bretter, durch die eiserne Nägel geschlagen sind; manche stoßen sich Messer und Widerhaken in das Fleisch, oder bleiben in einer Stellung Monate lang stehen, lassen sich die Nägel durch die Hände wachsen, hängen sich an eiserne, durch das weiche Fleisch getriebene Haken auf, und treiben jeden nur möglichen Unsinn, den fanatischer Wahnsinn nur immer im Stande war zu erfinden und ein menschlicher Körper zu ertragen. Diese Göttin ist's, die auch unter dem Namen der Bhavani, der Göttin der Natur und Fruchtbarkeit, als die mächtige weiße Parvati und als die entsetzliche gelbe, hundertarmige Durga verehrt und mit zahllosen Menschenopfern gefeiert wurde.

Der Buddhismus ist einfacher wie der Bramadienst, aber augenscheinlich aus diesem entstanden; viele Gelehrte der Hindu's glauben auch, daß Budh oder Buddha nur eine veränderte Form des Wischnu sei. Die Religionsgebräuche waren aber den Braminen, die eben aus der Complicirtheit ihrer Religion den meisten Nutzen zogen, zu einfach, und ein Krieg entstand deßhalb zwischen der alten und neuen Secte, der damit endete, daß die

Buddhisten aus Indien vertrieben wurden und nach Ceylon flohen. Dasselbe war ja auch die Ursache, weßhalb die christliche Religion bei ihrem ersten Auftreten besonders von den Hohenpriestern verdammt wurde — die Vereinfachung der zahllosen Gebräuche — und wie die Natur ein ewiges Entstehen und Vernichten ist, so sehen wir, bis in das graueste Zeitalter zurück, wie alles das schon damals, wenn auch unter etwas veränderter Form, entstanden und geschehen ist, was wir, wenn wir uns nur die Mühe geben wollen, es mit dem älteren zu vergleichen, noch heute, noch in dieser Stunde sehen und erleben können. Den Unsinn der Brama- und Buddha-Verehrer zu beleuchten, ist uns dabei zwar erlaubt; nur wenn wir weiter wollen, könnte es uns wie jenem Bauer gehen, der Kuh und Hund verwechselt hatte.

„Und wie war nun das Urtheil Alexander's?
Ja, Bauer — das ist ganz 'was anders."

Die Gebote der Buddha's bestanden eigentlich aus fünfen, später wurden aber noch fünf hinzugefügt und die ersten lauteten: Du sollst kein lebendes Wesen, welcher Art es auch sei, tödten; Du sollst nicht stehlen; Du sollst nicht ehebrechen; Du sollst bei keiner Gelegenheit lügen; Du sollst keine berauschenden Getränke oder Gewürze genießen. Die später hinzugefügten sind: Nicht in der zweiten Hälfte des Tages zu essen und auf keinen kostbaren und weichen Polstern, sondern auf reinlichen Matten zu schlafen. Die übrigen bezogen sich auf allgemeine Mäßigkeit, Tugend und Wohlthätigkeit.

Himmel haben die Buddhisten sechsundzwanzig, die einer über dem anderen liegen und von denen, am Ende der Welt, zuerst die sechs untersten bei Feuer, dann die vier darüber liegenden bei Sturm und noch später die sechs folgenden durch Wasser zerstört werden. Die vier obersten bleiben dabei unversehrt; was aber zu gleicher Zeit mit den noch nicht erwähnten sechs

geschieht, darüber sind die Gelehrten, wie es scheint, noch nicht einig.

An Höllen sind sie übrigens noch reicher als an Himmeln; es giebt ihrer Meinung nach 34 große und 120 kleinere Höllen und die Zerstörung der Welt denken sie sich zuerst durch einen entsetzlichen Regenguß, dem aber eine solche Trockenheit und Hitze folgt, daß nach und nach Alles verdorrt und hinstirbt, und das ewige Feuer, aus Mangel an weiterer Nahrung, endlich sich selbst verzehren und auflösen muß.

So schön nun das Gesetz, kein lebendes Wesen zu tödten, an und für sich sein mag, so sehr wird es auch wieder, wie das bei so manchen anderen Culten ist, durch zu genaue Befolgung einzelner Kleinigkeiten ins Lächerliche gezogen; übrigens läßt sich in der, nun schon seit Jahrtausenden unverändert gebliebenen Religion der Indier wohl kaum eine Wurzel aller übrigen, später entstandenen Religionen erkennen, die sich dann jedes Volk nach seinem eigenen Bedürfniß oder Gefallen besserte oder wenigstens änderte.

Was nun die Kasten (Stände) der Indier anbelangt, so sind dieselben, wenn man auch ihre einzelnen Abtheilungen weiß, noch immer sehr wenig bekannt. Im Ganzen giebt es, außer den Braminen, drei oder vier Hauptkasten; wie und wie weit sich diese aber wieder in sich selbst verzweigen, darüber schwebt noch ein ziemliches Dunkel, das sich dem Europäer auch wohl so bald nicht enthüllen möchte.

Unter den Braminen oder der Priesterkaste allein kommen drei Haupt- und noch viel mehr Unterabtheilungen vor, deren Scheidelinien sämmtlich so scharf sind, daß sie jeder Art von Vereinigung — besonders der durch Heirath — widerstreben.

Die Braminen und Kschatriya's oder Edelleute sind oder

halten sich für die ersten; nach ihnen folgen die Vaisyah's oder Kaufleute, dann die Sudra's oder Landbebauer mit ihrer Unterabtheilung, den Pantschala's, Handwerkern und Handarbeitern. Die verachtetsten dieser Kasten aber sind zuerst die, die aus der verbotenen Vermischung anderer entstanden und nur unter dem Schutze einer Art gesetzlicher Amnestie leben, während noch unter ihnen und — in den Augen der Hindu's — auf der untersten Stufe menschlicher Wesen, die Pareyer's oder Paria's stehen. Man glaubt, diese seien von Verbrechern und Ausgestoßenen entsprungen, die sich, da sie nichts mehr zu fürchten noch zu hoffen hatten, rücksichtslos allen Lastern überließen. Im ganzen Indien sehen sich denn auch die Paria's von den übrigen Kasten in den Staub getreten und verachtet. Nur in wenigen Gegenden dürfen sie Land für ihre eigene Rechnung bebauen — sie scheinen bestimmt zu sein, nur für Andere, in Schweiß und Noth, zu arbeiten und Mißhandlung und Zorn ist dann noch oft ihr Loos, wo sie weiter Nichts verschuldet haben, als — zufällig als Paria geboren zu sein. Ein Paria, der sich so weit vergäße, das Haus eines Braminen zu betreten, könnte sogleich ermordet werden, und es sind sogar schon Beispiele vorgekommen, wo einzelne kleine Fürsten, ohne deßhalb weiter zur Verantwortung gezogen zu werden, solche Gerechtigkeitspflege geübt haben. Wer zufällig einen Paria berührt hat, muß sich waschen und durch allerlei Ceremonien reinigen; wer näher mit ihnen verkehrte, gar mit ihnen aus einer Schüssel äße, würde aus seiner Kaste ausgestoßen und könnte dann nur hoffen, durch die entsetzlichsten Umstände und Kosten wieder Aufnahme zu finden.

„Schändlich! lächerlich!" rufen da vielleicht Viele aus. „Doch die Ursache liegt auf der Hand. Das blinde Heidenthum! Das Alles muß anders werden, wenn erst einmal das Christenthum diesen Schlamm beleuchtet hat."

So? also wohl auf europäischen Fuß eingerichtet? Und ist es etwa anders hier in Deutschland, im Herzen der Jungfrau Europa? Haben wir hier nicht eben so gut unsere Kasten, unsere Braminen und Paria's? Würde ein „Wir" sich mit einem einfachen „ich" vermählen — ein Kschatriya oder Edler, mit einem Sudra oder gar Paria, mit einem verachteten Tagelöhner, aus einer Schüssel essen? Sind nicht auch bei uns die verschiedenen Kasten durch Sitte und Gewohnheit streng geschieden? Würden nicht die vornehmen Herren und Damen gar entsetzlich die Nasen rümpfen, wollte sich ein armer Handarbeiter, er möchte noch so reinlich sein, in seinem gewöhnlichen Kleid zwischen sie setzen und den Tönen eines Concerts lauschen? Muß nicht der Arme oft stundenlang vor der Thür des Reichen stehen und zuletzt noch froh sein, wenn er durch einen Flegel von Kammerdiener mit Sr. Excellenz verkehren kann? — Es ist Alles wie bei uns — die Leute dort tragen nur andere Kleider, sprechen nur eine andere Sprache, und deßhalb nennen wir sie hier nicht Braminen, Kschatriya's, Vaisiyah's, Sudra's und Paria's.

Selbst die einzelnen Kasten unter sich machen hier die, uns bei den Indiern so lächerlich erscheinenden Unterabtheilungen. Wo z. B. würde sich — wir wollen nur einmal ein ganz, ganz kleines Thier annehmen — ein königlicher oder fürstlicher ꝛc. ꝛc. Referendarius herablassen, mit einem noch drei Jahre lang ohne Gehalt knechtenden königlichen oder fürstlichen ꝛc. ꝛc. Vice-Actuarius collegialisch zu verkehren? Was würde die Frau Hauptmann Z. sagen, wenn sie mit der Frau Lieutenant — nicht wahr, das klingt freundlich? — Y. in einen Rang gebracht werden sollte? Machen denn nicht sogar die Altenburger Sudra's einen Unterschied zwischen dem Bauer, der mit sechsen und dem der mit vieren, geschweige denn dem, der gar nur mit zweien fährt? „Es ist Alles schon dagewesen" und es giebt fast keinen

Stand, keine Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft, die wir nicht, wenn man sie uns nur mit anderen Farben und in einem anderen Rahmen vorführt, lächerlich oder doch wenigstens sonderbar finden würden.

Noch viele andere Kasten existiren in Indien. Die Wanderkasten, z. B. die Kalla Bantoums, indische Zigeuner, die im Lande herumziehen und plündern und stehlen, sich auch, beim Ausbruch eines Krieges, stets dem Heere anschließen und als Spione und Marodeure mitziehen. Zu den gefährlichsten dieser aller aber, und eigentlich schon in das Gebiet der Secten hinübergreifend, gehören die Thugs; denn all' ihre Gebräuche, die fast eben so viele Verbrechen sind, begleiten sie mit religiösen Ceremonien. Ihr Hauptzweck ist, Reisende zu überfallen und auszuplündern; sie dürfen aber dabei, nach einem Gesetz ihrer Göttin Kali, kein Blut vergießen und bedienen sich deßhalb der Schlinge, während ein anderes Instrument, ihre Hacke, ebenfalls geheiligt ist, da es dazu dient ihre Opfer zu verbergen, und dadurch der Strafe der Gerichte zu entgehen.

Mehre Zweige dieser Thags oder Thugs sind über ganz Indien verbreitet und einige werfen die, die sie berauben wollen oder beraubt haben, in's Wasser, Andere vergiften sie und in neuerer Zeit ist selbst eine Klasse der „Kinderstehler" entdeckt worden, die besonders die Kinder ärmerer Leute an sich locken, da nach diesen keine so genaue Nachforschung zu fürchten ist, und sie dieselben dann später, in anderen Landstrichen, verkaufen. Die englische Regierung hat freilich Alles gethan was in ihren Kräften stand, diese Verbrecherkaste an's Licht zu ziehen und zu bestrafen; obgleich sie aber die Oberherrschaft in Indien hat, so fehlt ihr doch die hinlängliche Macht, auf die, großentheils von ihr fast unabhängigen Unterbeamten zu wirken, und Mahomedaner und Bramanisten sind den Christen doch nicht freundlich

genug gesinnt, so gemeinsam mit ihnen zu wirken, wie es hier nöthig wäre, und sollte es selbst zu ihrem eigenen Besten sein.

Was nun die Geschichte Indiens betrifft, so wurde das mehre Jahrhunderte von einheimischen Dynastien regierte Hindostan im Jahre 711 n. Chr. von den Arabern zum ersten Mal überfallen; von da an wechselten aber auch, theils im Inneren, theils von Außen herein, Kriege und Ueberfälle mit einander ab, von denen viele, wie z. B. der Ueberfall des berühmten persischen Nadir Schach, Thamas Kuli Khan genannt, Hunderttausende von Menschen hinrafften.

Vasco de Gama zeigte endlich den europäischen Schiffen den Weg nach Indien; er umschiffte am 20. Nov. 1497 zuerst das Vorgebirge der guten Hoffnung und gelangte im Mai des nächsten Jahres nach Calcutta. Nach den Portugiesen, die also zuerst das Mongolische Gebiet betraten und ein Bündniß mit Akbar, dem König von Delhi, schlossen, kamen die Venetianer, dann die Holländer, die dort sowohl, wie auf dem ganzen indischen Ocean beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch alle Macht besaßen, und hierauf die Franzosen, Dänen und Engländer.

Die Franzosen waren von all' diesen Nationen die einzigen, die sich in Hindostan noch gegen den mit jedem Jahre wachsenden Einfluß der Engländer zu behaupten wußten, denn sie haben bis auf den heutigen Tag, obgleich nach manchen Kämpfen und Verträgen, doch wenigstens einzelne Plätze in Hindostan, wie Pondichery, Carricall ꝛc., besessen. Den übrigen Theil rissen aber die Engländer an sich und im Jahre 1600, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wurde die Englisch-ostindische Compagnie gebildet, die, obgleich nur immer auf einen gewissen Zeitraum privilegirt, doch noch bis heutigen Tages besteht und gedeiht.

Die ganze damalige Gewalt der Engländer beschränkte sich aber immer noch nur auf einzelne Handelsposten und Küsten-

striche, die sie inne hatten; es waren immer nur Niederlassungen, die sie mit Bewilligung der Landesfürsten, wie z. B. in Calcutta, gründen durften, und um die herum sie ihre Factoreien, Filiale und dergleichen anlegten; ja, die Mongolen, unter dem den Europäern günstig gesinnten Subab, Ali Werdi Chan, erlaubten ihnen sogar eine Art Fort bei Calcutta zu errichten, um sich dadurch gegen die Räubereien der benachbarten Völkerschaften zu sichern. Nach Ali Werdi Chan's Tode jedoch, als Dschiragi el Dulad an die Regierung kam, nahm diese Freundschaft ein trauriges Ende. Die Bewohner von Calcutta, die einen Verbrecher der wohlverdienten Strafe entzogen hatten, sollten zuerst den Zorn des Fürsten empfinden. Er überfiel Calcutta am 18. Juni 1756, nahm, nach feiger Flucht des Gouverneurs Drake, des Commandanten Macket und des Capitain Grant, die sich mit dem größten Theil der Besatzung in die dort liegenden Schiffe warfen und alle Uebrigen ihrem Schicksal überließen, die Stadt, und warf die 192 zurückgebliebenen Europäer in ein Gefängniß, das durch das entsetzliche Schicksal dieser Unglücklichen seinen Namen (das berühmte schwarze Loch von Calcutta) bis auf heutige Zeiten unserem Gedächtniß bewahrt hat.

Mitten im Sommer wurden die Armen in einen engen Raum gesperrt, dem nur wenige kleine Fenster nicht einmal die nothdürftigste Luft zuführten. Ihr Bitten und Flehen um Linderung dieses qualvollen Zustandes blieb fruchtlos; die Thüre zu sprengen vermochten sie auch nicht, denn sie öffnete sich nach Innen, und jede Secunde vermehrte die fürchterliche Noth der durch Hitze und Durst zur Verzweiflung Getriebenen. Endlich fühlten selbst die Wachen Mitleid mit ihnen und brachten an die kleinen vergitterten Fenster wassergefüllte Schläuche. Das aber vermehrte eher ihr Elend, als es dasselbe verminderte; mit wahrer Wuth und rücksichtslos auf alles sich ihnen Entgegenstellende

preßten nun die, am weitesten von den Fenstern Entfernten nach vorn — ein unnatürlicher Kampf entstand und das Ende dieses Jammers war der Tod eines großen Theils der Unglücklichen. Als der Soubadhar am nächsten Morgen die Thüre des Gefängnisses öffnen lassen wollte, fand sich diese von Leichen verstopft und von all' jenen Unglücklichen hatten nur 23 die gräßliche Nacht überlebt.

Diese Grausamkeit war der erste Schritt zum Siege und der Oberherrschaft der Engländer. Oberst Clive und Admiral Watson erschienen bald darauf vor Calcutta und rächten die, den Engländern angethane Schmach durch die Wegnahme dieser Stadt. Die Mongolischen Herrscher wurden denn auch von dieser Zeit an, wenn auch nicht abhängig von den Engländern, doch gezwungen ihnen den Zutritt zu ihren Ländern zu gestatten, und dadurch erreichten die Europäer noch leichter als mit Gewalt, was sie eigentlich wollten. Wohl mit freundlichen Worten, aber mit den Waffen stets in der Hand, entlockten sie ihnen Verträge und Bündnisse und versäumten indessen nicht, sich im Lager der Feinde selbst auch Freunde anzuwerben. Die Folgen blieben nicht aus. Der General und Vetter des Subabs, Jaffer Ali Chan, wurde ihr Werkzeug und fiel, in der Schlacht bei Plassy, Juni 1757, mit einem Haupttheil des Mongolischen Heeres von seinem Verwandten ab, den seine eigenen Offiziere erschlugen. Jaffer Ali wurde Oberbefehlshaber von Bengalen, und die Engländer waren von der Zeit an, einzelne Aufstände abgerechnet, Herren von Oberindien.

Ein anderer Feind stand ihnen aber noch in Mysore, der Südspitze Hindostans, in der Person des Hyder Ali, ihres grimmigsten Gegners, entgegen, dessen Kriegsführung vielleicht aus einer Anekdote am besten erkannt werden könnte.

Die Armee der ostindischen Compagnie hatte (1768) lange

vergeblich gesucht ihn zu einer Schlacht zu bringen und die Regierung von Madras, das den Franzosen nach blutigem Kampf wieder abgenommen war, stattete nun Colonel Wood mit leichter Artillerie und einer auserwählten Schaar von Sepoys aus, in der Hoffnung, den stets flüchtigen oder doch beweglichen Feind dadurch zum Kampf zu zwingen. Alles blieb aber vergeblich und Colonel Wood versuchte endlich das Ehrgefühl des heidnischen Fürsten rege zu machen. Er schrieb einen Brief an Hyder Ali, der den allerdings etwas naiven Vorschlag enthielt, sich ihm zu stellen, da es doch für einen so großen König schimpflich sei, einer so kleinen Truppenmacht stets feige auszuweichen.

Hyder Ali antwortete darauf:

„Ich habe Deinen Brief erhalten, in dem Du mich zum Kampfe mit Deinen Truppen aufforderst. Gieb mir dieselbe Art Soldaten die Du hast, und Dein Wunsch soll erfüllt werden. Nach und nach wirst Du übrigens meine Art Kriegführung verstehn. Soll ich meine Cavallerie, von der jedes Pferd tausend Rupien kostet, gegen Deine Kanonenkugeln setzen, die jede nur wenige Pice's werth sind? Nein, ich will Deine Truppen marschiren lassen, bis ihre Beine so dick sind, wie ihre Körper. Du sollst keinen Tropfen Wasser, keinen Grashalm übrig behalten. Ich werde Deinen Aufenthalt kennen, sobald Du die Trommeln rühren läßt, und Du sollst dagegen nicht einmal im Monat wissen, wo ich zu finden bin. Ich werde mit Dir kämpfen, aber erst dann, wenn ich es für zeitgemäß halte, und nicht dann, wann es Dir gefällt."

Und er hielt Wort. — Er verwüstete das Land, zerstörte, als Colonel Wood vorrückte, die Brunnen und Cisternen, und zwang diesen oftmals, nur aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln zurückzukehren. Er wartete aber dabei so geduldig den richtigen Zeitpunkt ab, daß er endlich, als er den Angriff machte,

Colonel Wood, der durch die ewigen Märsche erschöpft war, bei Manbagul überfiel, ihm sämmtliche Artillerie wegnahm und die kleine Armee vollkommen aufgerieben haben würde, wäre nicht Colonel Smith noch sehr zur rechten, ja zur höchsten Zeit erschienen, um die Freunde wenigstens vor gänzlicher Vernichtung zu schützen.

Nach dem Tode Hyder Ali's, der einundzwanzig Jahre regiert hatte, erstand den Engländern, in seinem Sohne Tippoo Saib, ein neuer Feind; durch andere indische Stämme aber und verzweifelte Kämpfe bezwangen sie diesen endlich, indem sie Seringapatnam, die Hauptstadt des Königreichs, nachdem sie den König erst in offener Feldschlacht geschlagen, belagerten, erstürmten und den Feldherrn erschlugen. Mit diesem Sieg war auch ganz Indien in ihrer Gewalt, das jetzt nur noch im Nordwesten von einem wilden, kriegerischen und ihnen keineswegs ergebenem Volk, den Sikhs, die den Punjaub bewohnten, begrenzt wurde. Zwar hatten die Engländer schon mit Rundschid Sing (Sing bedeutet Löwe und ist der Titel ihrer Häuptlinge) einen Vertrag geschlossen, der ihre Schutzherrschaft bis zum Flusse Sutledge — eine kurze Strecke östlich von der Hauptstadt des Punjaub, Lahore, — ausdehnte, und so lange dieser Herrscher, der sich selbst von dem Uebergewicht überzeugt hatte, das die Taktik der Europäer über seine wilden Schaaren ausübte, am Leben blieb, wurde auch der, mehrmals durch freundliche Zusammenkünfte unterhaltene Frieden durch Nichts unterbrochen. Nach dem Beispiel der Europäer aber, und besonders durch französische Offiziere unterstützt, suchte er seine Truppen ebenfalls auf europäischen Kriegsfuß zu bringen; er legte mit Hülfe der Offiziere Ventura, Allard, Court und Avitabile Pulvermühlen, Kanonengießereien und Waffenfabriken an und übte von dem auf 150,000 Mann geschätzten Heer 50,000 nach europäischer Kriegsart ein.

Leidenschaft für geistige Getränke beschleunigte leider das Ende dieses wirklich großen Fürsten der Sikhs. Er starb am 28. Juni 1839 und hinterließ die Krone seinem Sohne Kurruck Sing, dem noch an seinem Sterbebette alle Häuptlinge Gehorsam schwören mußten. Die Schätze, die er während seiner thatenreichen Regierung angehäuft hatte, sollen sich, ohne seine Juwelen, Shawle, Pferde und Elephanten, auf etwa acht Millionen Pfund Sterling belaufen haben. Einen Begriff kann man sich vielleicht von dem ungeheueren Staat und Eigenthum machen, das er besaß, wenn man erfährt, daß allein dreizehnhundert verschiedene Arten von Zügeln, massiv mit Gold, Silber und oft mit Juwelen verziert, in dem königlichen Schatz gefunden wurden. Der weit berühmte Koh-i-Noor-Diamant, auf eine Million Pfd. Sterling geschätzt, war auch in seinem Besitz und er vermachte ihn dem heiligen Tempel von Juggernaut, im Süden von Bengal, wohin fanatische Schwärmer in gewissen Jahreszeiten pilgern. Dieses Geschenk muß aber doch nicht ausgeliefert sein, denn neuesten Nachrichten zufolge befindet es sich noch immer im Schatz von Lahore.

Die Begräbnißfeierlichkeiten dieses außerordentlichen Mannes sind übrigens zu merkwürdig, um sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen; sie geben auch außerdem vielleicht dem Leser einen Begriff von den Sitten und dem ganzen Wesen jenes wilden, kriegerischen Volkes.

Als sein Tod bekannt gemacht worden, versammelten sich augenblicklich sämmtliche Sikh Sirdars in Lahore, um seinem Begräbniß beizuwohnen, und da sich vier seiner Lieblingsfrauen mit sieben Sklavinnen bereit erklärt hatten, in dem Flammenstoß, der seine Leiche verzehrte, auch *ihr* Leben zu enden, so wurden die dazu nöthigen Vorbereitungen ohne weiteren Zeitverlust getroffen. Nun wird zwar behauptet, daß man den unglücklichen

Opfern des Fanatismus alle nur möglichen Vorstellungen mache, sich nicht dem Gebrauch zu unterwerfen, und öffentlich mag das vielleicht, schon der Europäer wegen, wohl häufig geschehen, im Geheimen aber muß die Religion auch zu dieser Scheußlichkeit den Deckmantel liefern, und einmal zugesagt, ist kein Rücktritt mehr möglich.

Nachdem eine doppelte Linie von Infanterie formirt war, rückte die Procession langsamen Schrittes dem Ort ihrer Bestimmung zu, der sich noch inmitten der Palast-Gerechtsame und etwa eine Viertelmeile von diesem entfernt befand. Der Körper des Verstorbenen lag auf einem schiffähnlichen Gestell, dessen goldgewirkte Segel seine Seele (einem Aberglauben des Landes nach) dem Paradiese zuführen sollten, und das von Soldaten abwechselnd getragen wurde. Diesen voran aber schritt eine Bande indischer Musici, die ihre wilden, melancholischen Weisen spielten.

Der Leiche folgten, ebenfalls von ihren Untergebenen getragen, die, in ihre kostbarsten Gewänder gekleideten vier Königinnen, während die Sklavinnen zu Fuß hinterdrein gingen; den ersteren wurde dabei als Zeichen ihres Ranges ein großer Spiegel und ein vergoldeter Sonnenschirm vorausgetragen. Nach diesen kam der Thronfolger der Maharajah, Kurruck Sing, von sämmtlichen Sikh Sirdars umgeben, alle in weißen Gewändern und bloßen Füßen, von denen sich nur die Edelsten des Landes dem Zuge anschließen durften.

Bis zu dem letzten Augenblick dieses fürchterlichen Opfers bezeugten die Königinnen nicht allein gänzliche Gleichgültigkeit gegen das ihnen bevorstehende Schicksal, sondern schienen auch noch heiter und mit ihrem Schicksal zufrieden. Auch die Sklavinnen waren ruhig, aber weniger enthusiastisch.

Nachdem der Körper des Maharajah oder Fürsten nun auf

den aus höchst brennbaren Stoffen bestehenden Holzstoß gelegt war, setzten sich die vier Frauen und die Sklavinnen um ihn her und das Ganze wurde dann mit einem Baldachin der kostbarsten Kashmir-Shawle bedeckt, wonach der Maharajah Kurruck Sing eine brennende Fackel in die Hand nahm und den Stoß anzündete, der augenblicklich in Flammen aufloderte. In demselben Moment erhob das Volk ein so fürchterliches Geschrei und die Trommeln wirbelten dabei in so ohrzerschmetterndem Chor, daß jeder Schrei der armen unglücklichen Opfer unfehlbar übertäubt werden mußte. Aber auch der Minister des Verstorbenen, Rajah Dhyan Sing, machte jetzt, durch die ganze Feierlichkeit in höchste Aufregung gebracht, Miene, als ob er sich, seinem früheren Gebieter nach, in die Flammen stürzen wollte, woran er nur durch das Hinzuspringen seiner Freunde verhindert wurde. Ob diese Theilnahme echt gewesen, ist allerdings schwer zu bestimmen; übrigens war Nichts, was ihn zur Heuchelei bewegt haben könnte, und es ist also wohl wahrscheinlich, daß er, wenn nicht zurückgehalten, die Opfer dieses Fanatismus um eines vermehrt hätte.

Die Asche des Gründers der Sikh-Dynastie wurde nachher mit der der Uebrigen gesammelt und, den religiösen Gebräuchen des Landes zufolge, in den Ganges geschüttet.

Nach ihm bestieg nun sein Sohn Kurruck Sing den Thron; keineswegs aber geeignet, ein so kriegslustiges, unbändiges Volk im Zaum zu halten, als die Sikhs waren, wurde es zur Unmöglichkeit, daß er seine Stellung lange behaupten konnte. Hofintriguen und offene Meutereien wechselten nun in kurzem Zeitraum so mit einander ab, daß das Volk endlich, übermüthig durch manche Siege, und an Blut gewöhnt in den ewigen Kämpfen, endlich auch das englische Joch abzuschütteln suchte, das auf einer seiner schönsten Provinzen lag.

Die Engländer aber, denen die Aufregung und unregelmäßige Regierung des Punjaub keineswegs entgangen war, hatten auch ihrerseits alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen und starke Truppenabtheilungen der Grenze zugesandt, während sich der General-Gouverneur Sir Henry Hardinge selbst nach Umballah begab und seinen Agenten die nöthigen Instructionen ertheilte.

Die Armee der Sikhs dagegen, durch die scheinbar feindlichen Kriegsrüstungen der Engländer erzürnt, brannte jetzt vor Ungeduld, gegen die fremden Eindringlinge geführt zu werden, und Sir Hardinge erließ nun, da er die nächsten Schritte leicht übersehen konnte, eine Proclamation, in der er sich auf die vorigen Verträge berief, die Sikhs ernstlich zu Frieden ermahnte und eine förmliche Aufruhracte feststellte.

Die Sikhs ließen sich indeß, auf ihre Waffengewalt trotzend, wenig durch solche Protestationen irre machen; sie überschritten am 11. Dec. 1845 den Sutledge, die von ihnen früher anerkannte Grenze der Engländer, und griffen den 18. Abends die Truppen derselben mit wilder Tapferkeit an. Zurückgeschlagen, erneuerten sie den Kampf am 21. und feuerten die ganze Nacht vom 21. auf den 22. auf die Briten, wo ihnen das Mondenlicht nur im Mindesten deren Stellung verrieth. Am 22. sammelten sich aber die Engländer zu einem letzten Angriff und schlugen die Sikhs, trotz der verzweifelten Gegenwehr derselben*), über den Sutledge zurück.

Trotzdem gaben diese tapferen Völker den Kampf noch nicht auf; wiederum fielen sie in das nun einmal von den Briten ge-

---

*) Bei einem Angriff auf die 16. Lancers Ihrer Majestät warfen die feindlichen Reiter ihre Musketen fort und sprengten mit Schild und Schwert gegen die Lanzen an.

haltene Territorium ein und wurden nun in den beiden Schlachten von Aliwall und Sobraon, wobei die Engländer jetzt ihrerseits das feindliche Gebiet betraten, förmlich auf's Haupt geschlagen. Nun aber erließ der General-Gouverneur eine Proclamation, in der er erklärte, das Punjaub-Gebiet nicht eher wieder verlassen zu wollen, bis er für diesen unverantwortlichen Friedensbruch von Seiten der Sikhs vollkommene Entschädigung erhalten habe. Die Regierung von Lahore, die natürlich von der siegreichen Armee das Schlimmste erwarten mußte, falls diese nicht, so lange es noch möglich war, wieder beruhigt wurde, säumte denn auch nicht lange, ihre Bereitwilligkeit in alle vorgeschlagenen Bedingungen zu erkennen zu geben, und die Zusammenkunft beschloß man in Lulleana, etwa die halbe Entfernung zwischen dem Sutledge und Lahore, zu halten, wo denn die Engländer als Schadenersatz das zwischen dem Beas und Sutledge liegende Hügelland, die Provinzen Caschmere und Hagara eingeschlossen, beanspruchten, da der Maharajah die eigentlich verlangte Kleinigkeit von anderthalb Cror's Rupien (etwa 1,500,000 Pfund Sterling) nicht baar bezahlen und auch nicht Bürgschaft dafür leisten konnte. Ferner mußten die Sikhs alle die Kanonen ausliefern, die gegen die Engländer gerichtet worden und noch nicht in ihren Händen waren, und die Regulirung oder vielmehr Verminderung des Militairstandes im Sikh-Gebiet ꝛc. ꝛc. behielt sich der General-Gouverneur besonders vor. So rückten denn nun die Engländer, in Begleitung ihrer jetzigen Verbündeten, mit allem Prunk in Lahore ein und schlossen hier den letzten Vertrag, dem gemäß die Civilregierung des Punjaub, bis zur Großjährigkeit des Maharajah Dhuly Sing, die auf den 4. September 1854 festgesetzt ist, den Engländern übertragen, die Hauptstadt aber, so wie andere wichtige Punkte des Landes, von englischen Truppen besetzt bleiben soll. Das Königreich des Punjaub

hat also aufgehört zu bestehen und aus ihm ist der Staat Lahore geworden.

Obrist Lawrence hat nun den Oberbefehl in Lahore übernommen und sucht allerdings seiner so äußerst schwierigen Pflicht, die eigentlich fast einzig und allein darin besteht, die Sikhs ruhig zu halten, nach besten Kräften zu genügen. Lahore selbst ist auch ziemlich ruhig, eben so, einige Räuberbanden ausgenommen, das Land; nur eine fanatische Secte macht den Engländern noch zu schaffen, die um so gefährlicher auftritt, da sie zugleich wild und kriegerisch ist.

Es sind dies die Akalies: fanatische Schwärmer, die keine Herren, keine Gesetze anerkennen, als die ihrigen, und nicht Raub noch Mord scheuen, wenn sie es ihrem Zweck gerade angemessen finden. Selbst Runjeet Sing ist mehre Male nur mit genauer Noth ihren Meuchelwaffen entgangen. Sie sind, ohne Ausnahme, die frechste, schändlichste Menschenklasse und gehen stets bis an die Zähne bewaffnet, wo dann besonders Europäer, sonst aber auch die eigenen Landsleute, ihren Beleidigungen ausgesetzt sind. Eine ihnen eigenthümliche Waffe ist der Quoit, ein Stahlring von etwa sechs bis neun Zoll im Durchmesser und ungefähr einem Zoll Breite, sehr dünn und die Ränder scharf geschliffen. Diesen werfen sie mit mehr Kraft als Geschicklichkeit, bringen aber doch dem, den sie treffen, oft gar gefährliche Wunden bei. Sie bilden, wie die Kosaken bei der russischen Armee, ein leichtes, ungeordnetes Reitercorps und haben den Sikhs, besonders in einem Kampfe gegen die Afghanen, schon bedeutende Dienste geleistet.

Diese Schaar oder Secte hegt einen unversöhnlichen Haß gegen die Briten, daß sie ihnen wohl noch manch' schwere Sorge machen werden; für jetzt vermögen sie freilich mit Gewalt Nichts auszurichten, und müssen sich der Uebermacht fügen.

Ueberhaupt herrscht bei dem größten Theil der Indier ein Gefühl bitteren Grimmes gegen ihre siegreichen Unterdrücker und gar sehr enttäuscht wurden Hindus wie Mahomedaner, als die Engländer den Punjaub eroberten, der ihnen, wie sie sicher gehofft hatten, widerstehen sollte. Das Land selbst aber — das alte Leiden in allen wilden und leider auch civilisirten Staaten — ist nicht einig mit einander; Hindus und Mahomedaner bewachen einander selbst. Wäre es nicht dieser Eifersucht wegen, nie hätten die verhältnißmäßig in geringer Anzahl verwendeten Truppen solche Strecken Landes erobern und behaupten können.

Anders trat den Europäern der jetzt kürzlich von seinem eigenen Vater Dost Mohamed vergiftete Akbar Chan, der Herrscher von Afghanistan, entgegen. Die Engländer hatten allerdings schon Kabul, die Hauptstadt des Landes, besetzt, Akbar wußte aber den keineswegs charakterfesten Sir W. Macnaghtens, den Führer der britischen Truppen, zur Räumung Kabuls zu bewegen. Als er ihn jedoch, unter dem Vorwande sicheren Geleites, bis an die Grenze seines Gebietes gebracht hatte, zog er ein Pistol und schoß ihn meuchlings nieder. Auch die versprochene Sicherheit der Truppen gewährte er nicht; meineidig am Feind, leitete er sogar noch den Ueberfall, und Alle, Alle starben einen schmählichen Tod unter den rachedürstenden Händen dieser Barbaren. Am 6. Januar 1842 rückten 17,000 Mann von ihren Cantonnirungen aus und am 23. kehrte ein Einziger, halb wahnsinnig vor Furcht und Anstrengung, nach Dschellalabad zurück, die Vernichtung der ganzen Armee zu verkünden.

Recht gelegen ist dieser kühne Häuptling den britischen Besitzungen übrigens gestorben, denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er über kurz oder lang einmal wieder den Krieg in Feindesgebiet getragen und den Engländern, die in diesen ungeheueren Flächen doch unmöglich starke Truppenabtheilungen

stationirt halten können, bedeutenden Schaden zugefügt haben würde.

Das stärkste Hügelfort, was während des indischen Krieges (am 28. Mai 1846) von den Engländern genommen wurde, war das von Kote Kangra, von Soondur Singh befehligt. Mit der Erstürmung desselben hatten sie übrigens weiter keine Schwierigkeiten, als das Hinaufschaffen der schweren Geschützstücke in die ihm gegenüberliegende, ebenfalls auf steiler Bergkuppe ruhende Stadt. Die Transportation der Kanonen war in den engen Bergpässen mit entsetzlichen Gefahren und Arbeiten verknüpft, von den Indiern auch für total unmöglich gehalten; durch Elephanten und Ochsen aber, wie durch die rastlose Ausdauer der Soldaten wurde Alles das besiegt, was sich ihnen in den Weg stellte, und kaum erfuhren die Belagerten, daß es den Feinden wirklich gelungen sei, ihre Geschützstücke auf sie zu richten, wobei sie auch zugleich von der höchsten, ihnen gegenüberliegenden Kuppe die britische Flagge wehen sahen, als sie auch dem Commandanten der Engländer einen Boten schickten und sich zur Uebergabe erboten, wenn ihnen ihr Leben gesichert wäre. Dieser aber verlangte unbedingte Ergebung — auf Gnade und Ungnade, und die entsetzten Bergbewohner räumten in der That noch an demselben Abend die Veste.

Doch genug von diesen indischen Kämpfen und Intriguen, wir dürfen in dem fremden Land unsere neuen Einwanderer nicht so lange allein lassen, Calcutta ist ein zu gefährlicher Ort für unerfahrene Ausländer; das Beste ist also, wir suchen sie in dem englischen Hotel, in dessen Verenda sie es sich bei einem kühlen Glas Scherbet sehr behaglich sein lassen, wieder auf, und hören indessen, welchen Eindruck das ganze neue Leben, wie die, für sie Anfangs gewiß abenteuerliche Umgebung auf sie gemacht habe.

6.

Calcutta.

Calcutta, von wo aus unsere Reisegefährten nun ihre verschiedenen Bahnen betreten sollten, liegt, wie schon gesagt, am Ufer des Hooghly, eines der unzähligen, den Sunderbund durchströmenden Arme des Ganges. So schwierig übrigens auch die Schifffahrt stromab ist, so genau sie wenigstens gekannt sein muß, so günstig gestaltet sie sich für den inneren Verkehr, und gestattet und fördert den Gütertransport in den nordwestlichen Theil Hindostans über 1000 engl. Meilen weit.

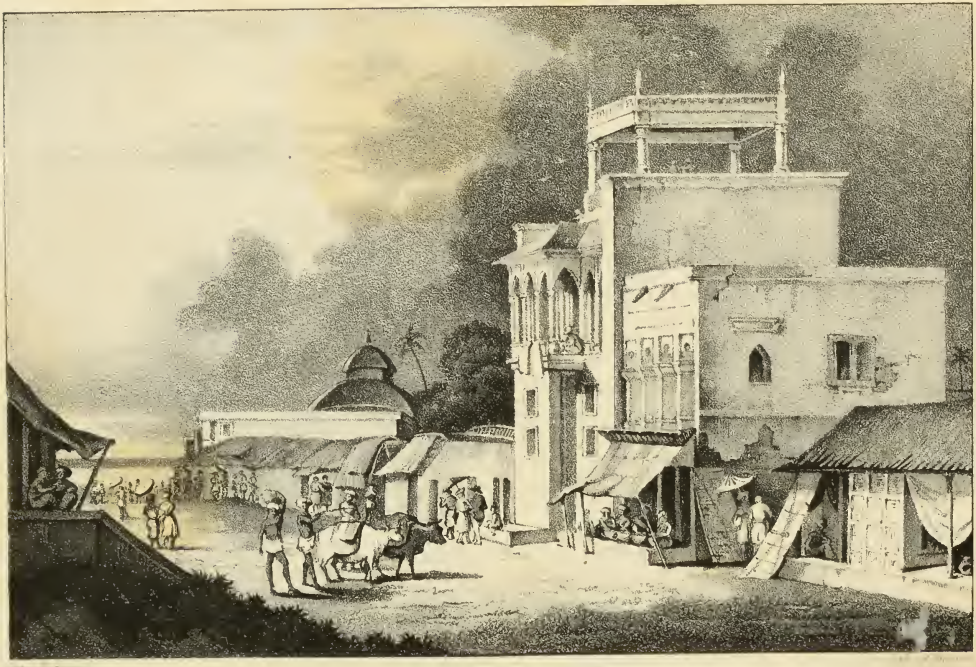
Besonders wichtig für Calcutta ist aber das ungeheuere Fort Williams, das nach der Schlacht von Plessy von Lord Clive begonnen wurde und der ostindischen Compagnie allein 2 Millionen Pfund Sterling gekostet hat. Etwa einen Büchsenschuß von Calcutta entfernt, und am Ufer des Hooghly selbst errichtet, macht es allerdings in dem niederen Land, auf dem es steht, keinen besonders imposanten Eindruck; nichts destoweniger ist es nicht allein sehr stark und umfangreich an sich selbst, sondern auch das bedeutendste in ganz Indien. Zehn bis funfzehntausend Mann sind nöthig, es vollkommen zu vertheidigen. Was ihm übrigens ein etwas ödes und finsteres Ansehen giebt, ist, daß kein Baum noch Haus etwa vierhundert Schritt im Umkreis gelitten werden darf. Die Mündungen der Kanonen starren über eine,

besonders in den heißen Sonnenstrahlen trostlos daliegende Ebene hinaus.

Obgleich nun die Reisenden allerdings noch nicht in der schlimmsten Jahreszeit eingetroffen waren, so wurde es doch schon entsetzlich heiß, und nach wenigen Tagen Aufenthalt in Calcutta bereiteten sie sich auch vor, ihre verschiedenen Bahnen, die sich hier wahrscheinlich trennen sollten, einzuschlagen.

Herr Wegmeier hatte indessen den Advocaten aufgesucht, dessen Brief ihn hierher citirt, und nun mit diesem mehre äußerst lange und wahrscheinlich auch langweilige Conferenzen gehabt, während sich Madame in dem seligsten Zustand befand, der sich für sie auf dieser weiten Welt nur denken ließ. Eine Unmasse von Dienern und Dienerinnen umgab sie nämlich und schien ihr jeden Wunsch an den kleinen, vergnügt blinzenden Augen abzulesen. Die enorme Hitze minderte freilich diesen Hochgenuß sehr bedeutend, denn Madame's Fett gehörte nicht zu den Kleinigkeiten und schien ihr in diesem Klima besonders lästig werden zu wollen. Dazu kam noch, daß sie eine entsetzliche Angst vor Insecten, besonders vor Spinnen und Eidechsen hatte und mehre Male das ganze Haus, in dem sie sich befand, in Schreck und Bestürzung durch ihren gellenden Hülferuf versetzte, den ihr weiter Nichts als vielleicht eine kleine, total unschuldige Eidechse entlockt hatte, die, plötzlich, dicht neben ihr, sie mit den niedlich schwarzen blitzenden Augen gar klug und freundlich angeschaut hatte.

Was Bomfeld's betrifft, so hatte der Aeltere von den Brüdern sich schon mit dem Rittmeister über ihren künftigen Lebensplan vereinigt, und der bestand darin, Calcutta, sobald die gesunde Jahreszeit vorüber sei, zu verlassen und weiter in das innere, hügelige Land hinauf zu ziehn. Unterdessen mietheten sie für ihren derweiligen Bedarf ein Haus wie die, nun einmal



Ansicht von Calcutta.

in Ostindien nöthigen, fast unzähligen Dienstboten, und hatten nur dann einen kleinen Wortwechsel mit den Gebrüdern Bodmer, als diese nämlich eine besondere Wohnung beziehen und sich also von ihnen trennen wollten. Der Rittmeister sowohl als Franz Bonnfeld gaben das aber unter keiner Bedingung zu und der Letztere erklärte sogar, er könne den jungen Mann gar nicht entbehren, da er ja schon angefangen habe, seiner Tochter deutschen Unterricht zu geben. Er müsse nämlich wissen, daß es nichts Schädlicheres für die Ausbildung eines Schülers oder einer Schülerin gäbe, als einen Lehrerwechsel. Uebrigens stände es ihm dann, wenn sie sich in das stille Landleben zurückzögen, jeden Augenblick frei, seine Bahn zu verfolgen; wolle er aber mit ihnen gehen und Freud und Leid mit ihnen theilen, so solle er ihnen herzlich willkommen sein.

Günther bedurfte denn auch keiner so großen Ueberredung; es war ihm fast, als ob er, nach dem Tod des eigenen Vaters, in der Bonnfeld'schen Familie eine neue Heimath gefunden habe, und so zeigte er sich denn, nach kurzer Rücksprache mit dem Bruder, gern bereit, den so freundlichen Vorschlag anzunehmen. Drei Tage später wäre es ihm aber auch schon unmöglich gewesen, sich anders zu entschließen; denn, des Europäers grimmster Feind, ein hitziges Fieber, warf ihn auf sein Lager und ein Glück war es nun für ihn, daß er sich noch unter Leuten befand, die für ihn sorgten wie für den Liebsten der eigenen Familie. Der hinzugerufene englische Arzt machte ein sehr bedenkliches Gesicht, denn Günther's kräftige, starke Natur setzte ihn in diesem Falle auch einer weit größeren und keineswegs verächtlichen Gefahr aus; treue Sorge aber und genaue Befolgung der zahlreichen Vorschriften ließen, wie der Mann der Medicin mit seinem trockenen Gesicht verkündete, noch eine Hoffnung, daß der Patient *vielleicht* am Leben bliebe.

Oskar's Angst um den theueren Bruder, der ihm jetzt Vater und Heimath sein mußte, läßt sich eher denken als beschreiben; der arme Knabe war trostlos und wich nicht vom Bett des im wildesten Fiebertraum Liegenden. Aber auch noch zartere Hände, als sie das Kind besaß, glätteten die Kissen des Armen; Helene Bonnfeld ließ es sich trotz aller Diener und Dienerinnen nicht nehmen, die Aufsicht der Pflege wenigstens, über „den Freund ihres guten Onkels", wie sie sagte, zu nehmen, und ihr liebes Angesicht war denn auch, als der arme Kranke zum ersten Mal wieder in Besinnung und neuerwachender Kraft die Augen aufschlug, das erste, was seinem freudig überraschten, dankenden Blick begegnete.

Ziemlich verwickelt hatten sich in der nämlichen Zeit die Verhältnisse der Wegmeier'schen Familie gestaltet. Allerdings war die Erbschaft in Ordnung und Florian Wegmeier konnte mit den Seinigen augenblicklich in Besitz treten; ein nicht unbedeutender Antheil lag aber nicht in Bengal, sondern in Malacca, und wurde bis jetzt von dem Administrator der Güter verwaltet.

Nun hätte Herr Wegmeier allerdings eben diesem Administrator auch den Verkauf jenes Grundstücks überlassen können, dem ja doch sonst alles Andere anvertraut gewesen; die ihm aber überall hemmend entgegentretenden Clauseln des Testaments verlangten auch wieder, daß wenigstens Einer von seiner Familie, und zwar sein Sohn — und wenn er keinen Sohn habe, sein nächster Verwandter, und wenn er allein stehe (wie umsichtig der so sehr genaue und jetzt todte Onkel gewesen war) er selbst — sich an Ort und Stelle verfüge, um das Grundstück erst anzusehen, das er nur in dem Fall, wenn ihm Familienverhältnisse nicht gestatteten beide Theile zu bewirthschaften, verkaufen dürfe.

Jonas bezeigte nun allerdings auch nicht die mindeste Lust,

eine neue Seereise, und noch dazu in solcher entsetzlichen Jahreszeit, anzutreten, äußerte auch ganz richtig, man müsse schon einen totalen Sonnenstich haben, wenn man sich ganz besonders die heißesten Monate aussuche, den Aequator zu bereisen. Hier half aber weiter kein Bedenken; der Werth des Gegenstandes, der durch eine Verzögerung der Bedingungen auf dem Spiele stand, war zu beträchtlich, da, im Fall sich Wegmeier's weigern sollten, alles das Vorgeschriebene zu erfüllen, das Vermögen einer frommen Stiftung in Calcutta vermacht war, die nun, wie sich das leicht denken ließ, die Bewegungen der Fremden auf das Strengste überwachen und in einem, ihrem eigenen Vortheil günstigen Fall gewiß nicht ermangeln würde, alles nur Mögliche anzuwenden, Nutzen daraus zu ziehen. Hier blieb also weiter kein Ausweg, und Jonas, das arme unglückliche Opfer schon so vieler Fatalitäten, sah sich auch hier wieder, und dießmal zwar als gänzlich alleinstehender Sündenbock, in die fremde Welt hinausgestoßen. Das einzige was er noch thun konnte war, seine Abreise bis zu dem letzten, ihnen durch das Testament verstatteten Termin zu verschieben, wodurch freilich auch nur eine Galgenfrist gewonnen wurde.

Franz Bonnfeld hatte nun beabsichtigt, seine Fracht auf ein neben der Amazone anlegendes Dampfboot zu laden, das sie dann ziemlich nahe zu dem Ort ihrer Bestimmung stromauf nehmen konnte, sah sich aber durch die Steuergesetze Calcutta's in seinen Plänen schneller Beförderung auf das grausamste getäuscht. Jedes Stück Waare, obgleich es ebenfalls aus einer dem Mutterland gehörenden Colonie kam, mußte erst an's Land und durch das „Customhouse" geschafft werden, so daß die Umstände und Kosten, die ihm dadurch erwuchsen, in's Unendliche gingen.

Was Capitain Barring betraf, so hatte dieser, nachdem er seine Ladung abgeliefert, beschlossen, auf eigene Hand nach China

zu gehen, dorthin eine Ladung verkäuflicher Gegenstände, besonders Opium, zu nehmen und von da an zu sehen, wohin ihn weiter sein Schicksal führen, oder mit anderen Worten, was sich dort ihm bieten würde, um neue Speculationen zu unternehmen. Sehr eifrig war er denn auch mehre Wochen damit beschäftigt, die nöthigen Einkäufe zu besorgen, oft aber suchte er Bonnfeld's in ihrer neuen Wohnung auf, sich nach dem Befinden seines jungen Freundes Günther zu erkundigen, an dessen Wohl und Wehe er nicht geringen Antheil zu nehmen schien. Alle Menschen, mit denen der junge Bodmer zusammenkam, hatten ihn lieb gewonnen, da ihm sein freundlich anspruchloses Wesen stets die gute Meinung aller braven Menschen sicherte. Um so mehr erfreute es aber auch Alle, als sie endlich von seiner Besserung hörten und die Ueberzeugung gewannen, daß seine starke kräftige Natur das böse klimatische Fieber glücklich überwunden habe. Wohl war ihm jetzt noch eine entsetzliche Schwäche zurückgeblieben und mehre Wochen lang durfte er nicht daran denken, das Zimmer zu verlassen. In dieser Zeit aber konnte er sich auch am besten durch die Gespräche mit seiner Umgebung über die Verhältnisse des Landes unterrichten, in dem er sich gegenwärtig befand, und wißbegierig wie Günther war, ermangelte er keineswegs, davon so viel als möglich Gebrauch zu machen und Nutzen daraus zu ziehen.

Besonders interessirte ihn die üppig tropische Vegetation, an der er sich, als er erst wieder an kühlen Morgen ausgehen durfte, im botanischen Garten der ostindischen Compagnie erfreute.

Eines der wichtigsten und merkwürdigsten Gewächse in diesem Garten, ja etwas, das sogar in Calcutta Berühmtheit erlangt hat, ist der gewaltige Banian-Baum, der am Ufer des Hooghly, gerade Garden-Reach gegenüber, steht. Dieser Riese

der Wälder, dessen Aeste sich rastlos wieder zur Erde gesenkt, dort neue Wurzeln gefaßt und dann unermüdlich frische Zweige ausgetrieben haben, nimmt einen Umfang ein, der wirklich an's Unglaubliche grenzt. Er ist gemessen und soll zu Mittag, also wenn die Sonne am höchsten steht, eine Fläche beschatten, auf der — für die Person achtzehn Quadratzoll angenommen — achtzehntausend Menschen Raum haben. Natürlich ist aber hierbei auch der Raum mitgerechnet, den jetzt die zahlreichen niedergewachsenen, nun zu Stämmen gewordenen Senker einnehmen.

Die Vegetation Ostindiens überhaupt, wechselt natürlich auch mit der Lage des Landes selbst, das sich ja durch beinahe achtundzwanzig Breitengrade zieht. Die Küste ist aber fast durchgängig, wie in anderen tropischen Ländern, mit der prachtvoll herrlichen Cocospalme bedeckt, die durch die allweise Fürsorge der Natur selbst in so sandigem und dürrem Boden gedeiht, wo gar keine andere Nutzpflanze fortkommen würde.

Die Waldbäume Ostindiens, die an Reichthum und Großartigkeit von keinem Lande der Welt übertroffen werden, sind auch noch nicht einmal alle in Europa gekannt, und bedecken den größten Theil des ungeheueren Festlandes, das sich von Cap Comorin, an der Südspitze Hindostans, bis zu dem Himalaya hinaufzieht. Unter ihnen finden sich Eichen, Teak oder Theka-Bäume (das Holz besonders zum Schiffsbau vortrefflich), Kiefern, Fichten, Wallnuß, Ceder, Ebenholz, Sissoo, Hornbaum, Mango und tausend andere. An der Kumaon-Bergkette findet man nicht selten Kiefern und Lebensbäume von fünfundzwanzig Fuß im Umfang und hundertundzwanzig Fuß Höhe, ehe sie auszuzweigen beginnen.

Das Hauptproduct vegetabilischer Nahrung ist der Reis, dessen Cultur in Bengal vorzüglich getrieben wird; sogar Weizen

wird in den nördlichen Theilen Indiens gebaut und nicht unbedeutende Quantitäten (von trefflicher Qualität) nach England davon verschifft. Auch die Cultur unserer europäischen Kartoffel ist in letzter Zeit, wo man sich Mühe gegeben hat guten Samen zu erlangen, mit großem Vortheil betrieben worden, und die Eingeborenen fangen schon an Geschmack an der, ihnen bis dahin fremden Wurzel zu gewinnen.

In den östlichen und südlichen Provinzen sind die Früchte Indiens mehr tropischer Art, im Nordwesten dagegen nähern sich Aepfel, Birnen, Trauben, Walnüsse und die verschiedenartigsten Beeren, mehr dem Ertrag einer gemäßigten Zone; auch an Gemüsen wird Ostindien mit jedem Jahre reicher, da die Eingeborenen mehr und mehr dahinter kommen, welche zuträgliche Nahrung ihnen eine gesunde vegetabilische Kost liefert. Wie viel aber bei allen diesen neueingeführten Producten auch auf die Lust und Liebe derer ankomme, die sie zu bestellen haben, geht vielleicht am besten aus dem Bericht eines dortigen Residenten hervor, der Folgendes darüber sagt:

„Die Eingeborenen müssen nur sehen, daß sie Nutzen und Vortheil aus dem ziehen können, was auch immer ihrer Sorgfalt anvertraut wird, und die Cultur wird sicher unternommen und gedeihen — ein Beispiel davon liefert die Kartoffel. So sonderbar das auch erscheinen mag, so ist es doch Thatsache, daß die von Europäern gemachten Versuche, sie in Ostindien zu cultiviren, im Anfang gänzlich mißlangen, während die Eingeborenen dagegen das günstigste Resultat erzielten. Der Kartoffelbau wird nun im Furrackabad-Distrikt in einer erstaunlichen Ausdehnung betrieben, was jedoch hauptsächlich der kaum zu erschöpfenden Fruchtbarkeit des Landes zuzuschreiben ist. So bauen jene Pflanzer in ein und demselben Felde zuerst Indigo, den sie früh in der Regenzeit schneiden, und richten gleich darauf

den Boden für die Kartoffel her, wobei sie von beiden Ernten einen ungemein reichlichen Nutzen ziehen.

Zuckerrohr gedeiht überall im Lande, die Zuckerfabrication bleibt aber fast allein auf Bengal und Benares beschränkt. Kaffee kommt am besten in milder, feuchter Temperatur, und in schwarzem kräftigen Boden fort, wo er vor den zu heißen Strahlen in etwas geschützt ist, und auch nicht zu weit entfernt vom fließenden Wasser steht.

Ein bedeutender Ausfuhrartikel und zwar einer, um den schon mancher Tropfen Blutes geflossen, ist der Opium, der selbst in ungeheuerer Masse gebaut und ausgeführt wurde, als noch seinem Vertrieb nach China die größten Schwierigkeiten entgegenstanden und dessen Cultur nun natürlich in neuerer Zeit, wo sich durch die britischen Siege in China auch fünf Häfen des kaiserlichen Reiches dem englischen Handel öffneten, so viel stärker und eifriger gepflegt wird.

Der Mohn (papaver somniferum), aus welchem man Opium bereitet, wird übrigens nicht allein dieses, sondern auch des Samens wegen angebaut, welchen letzteren besonders die höheren Kasten der Eingeborenen sehr gern zu ihrem Backwerk verwenden. Der Opium wird dadurch gewonnen, daß man die Köpfe, sobald sie reif sind, mit einem Dorn einritzt und nun den herausquillenden Saft, nachdem er sich an der Luft verhärtet, vermittelst einer Muschel abkratzt. Während er trocknet, wird er in Klumpen gedrückt und in eine Hülle gewickelt, die aus den Blättern der Mohnblume selbst besteht. Diese verbindet man nämlich dadurch miteinander, daß man sie, so lange sie noch frisch sind, auf einen heißen irdenen Topf legt, und es giebt Frauen, die sich besonders mit der Fabrication dieser Hüllen beschäftigen. Man kann die Mohnköpfe übrigens mehre Male einschneiden und

die ganze Opiumernte dauert, da die verschiedenen Pflanzen doch nicht alle zu gleicher Zeit reifen, etwa sechs Wochen.

Baumwolle wird jetzt ebenfalls sehr bedeutend in Indien angebaut und vorzüglich berühmt ist dort die Dacca-Baumwolle. In dieser Gegend wurde auch früher jener berühmte feine Muslin gearbeitet; die Kunst ist jedoch leider verloren gegangen. Die Faden dazu wurden auf einer sogenannten Tuckwah, einer feinen Stahlspindel, von jungen Mädchen mit den Fingern gesponnen, die noch dazu nur den frühen Theil des Morgens, so lange der Thau noch auf dem Boden lag, zu ihrer Arbeit verwenden konnten; denn so fein waren diese Fäden, daß sie sich, nachdem die Sonne einmal aufgegangen war und die Luft trocknete, gar nicht mehr behandeln ließen.

Besonderen Nutzen scheint übrigens der Anbau des Thee im östlichen und nordöstlichen Theile Indiens zu versprechen, wo vorzüglich in Assam ausgedehnte Distrikte mit der dort wild gedeihenden Pflanze gefunden sind. Auch bei den Singhpohs, einer den Briten unterworfenen oder doch wenigstens tributpflichtigen Nation, wächst ein trefflicher Thee, der sogar von den Chinesen selbst, seiner Güte wegen, geschätzt werden soll, und die Engländer wohl zu der Hoffnung berechtigt, in späteren Zeiten einmal, sogar mit den Chinesen in ihrem bis dahin unter wirklichem Monopol gehaltenen Handel wetteifern zu können. Kurz, Indien wäre, wenn richtig bewirthschaftet, im Stande, alle Producte der heißen und gemäßigten Zone zu erzeugen; noch aber machen das die dortigen Verhältnisse unmöglich, die Eingeborenen sind noch nicht civilisirt genug, d. h. sie haben noch zu wenig Bedürfnisse und halten es nicht für nöthig mehr zu arbeiten, als sie gerade zu ihrem Lebensunterhalt brauchen. Sie darin zu erhalten, liegt dazu im eigenen Nutzen der Priester, denn einmal den Europäern im Handel abhängig gemacht — und ihre Gewalt

ist, wie sie das recht gut einzusehen scheinen, ebenfalls gebrochen. Die Cultur geht aber ihren, wenn auch langsamen, doch sicheren Schritt, wie ein leise glimmendes Feuer, das, von keinem heftigen Winde nur nach einer Richtung hin über die Fläche gejagt, allmählich zwar, aber nach allen Seiten zugleich, sich weiter und weiter frißt und dem, im Verlauf der Jahrhunderte, kein Stamm, kein noch so festes Bauwerk widerstehen wird und kann.

In der Thierwelt ist Indien eben so reich als in der Pflanzenwelt, und es giebt sicher kein Geschlecht, keine Gattung, die nicht in den Ebenen und Hochlanden dieses Theils von Asien seine Repräsentanten hätte. Wilde, reißende Thiere sind es aber besonders, die noch die Wälder und Rohrbrüche des uncultivirten Landes füllen, von denen vorzüglich Tiger und Wolf schon zahllose Menschenopfer ihrer Unersättlichkeit gebracht haben. Hie und da wird das denn freilich durch den Aberglauben der noch in heiliger Dummheit Umhertappenden selbst herbeigeführt; so geschahen unzählige Unglücksfälle bei Agra, wo wirklich tausende von Kindern von Wölfen zerrissen wurden; die armen Eltern fürchteten sich aber einen Wolf zu tödten, da sie glaubten, die Geister der verzehrten Kinder müßten, sobald der Raubthiere Blut vergossen würde, ihren früheren Wohnort heimsuchen und die Lebenden daraus vertreiben. Man suchte deßhalb auch die Wölfe nur so viel als möglich zu fangen und band ihnen dann Glocken um den Hals, was nicht allein die übrigen Bestien verscheuchen, als auch die Kinder vor ihrem Nahen warnen sollte. Nur mit vieler Mühe haben es jetzt die Europäer durchgesetzt, daß dieser entsetzlichen Menge mörderischer Raubthiere wenigstens in nächster Nähe der Stadt nachgestellt wurde.

Auch an Schlangen ist das von so zahlreichen Sümpfen durchzogene heiße Land reichlich gesegnet, und unter den giftigsten wird keineswegs selten die Cobra Capella gefunden, deren Biß

fast unrettbar tödtet. Und doch ist gerade diese Schlange es wieder, die von den weltberühmten indischen Gauklern vorzüglich, zu ihren manchmal oft unerklärlichen Künsten benutzt wird; ja, sie nehmen ihr nicht einmal, wie wohl früher behauptet wurde, die Giftzähne, was sie völlig unschädlich machen würde, sondern die Schlange, mit der sie umgehen und spielen, die sie sich um den Hals legen und deren Rachen sie mit dem Finger öffnen, hat und bewahrt die Fänge, und mit ihnen die Macht, fast augenblicklich ihr ausersehenes Opfer zu tödten. Dennoch thut sie es nicht; fast schon zur äußersten Wuth gereizt, deren ganz sicheres Zeichen das Heben einer beweglichen, im Nacken liegenden Muskel ist, die auf der Oberfläche zwei schwarze, brillenähnliche Flecke bildet, weiß der Gaukler das gefährliche Thier im Nu wieder zu beruhigen. Eine Bewegung seines Armes, das disharmonische Geräusch der Pfeifen und Tomtons, das summende Anschlagen der Gongs, scheint sie förmlich zu bezaubern, und schnell vergißt sie Zorn und Rache, die noch eben in ihren kalten Augen blitzte, und lauscht den wunderlichen Tönen. Die Cobra Capella ist unstreitig musikalisch.

Eine Qual sind dabei, mehr noch als giftige Schlangen und reißende Thiere, die zahllosen Insecten, die besonders den Europäer in der ersten Zeit seines Aufenthalts fast zur Verzweiflung bringen. Die Mosquitos sind dabei die ersten, die den Unglücklichen, der in der Kühle der Nacht Ruhe zu finden und die ermatteten Glieder zu stärken hoffte, bis auf's Blut die ganze Nacht hindurch peinigen, ja an Schlaf ist ohne Mosquitonetz gar nicht zu denken. Solche Mosquitonetze sind übrigens eine treffliche Erfindung, und wären auch in Deutschland, besonders bei schlafenden Kindern, die so oft von lästigen Fliegen gequält werden, mit Erfolg anzuwenden. Sie bestehen nämlich aus einem der Breite des Bettes entsprechenden Streifen von Leinwand,

Baumwolle, Cattun, Seide oder was man sonst dazu nehmen will und sind, um den Schlafenden nicht zu sehr zu beengen, ziemlich hoch, oft fünf bis sechs Fuß über ihm angebracht. Von ihnen aus geht nun an allen vier Seiten wehende Gaze oder sonst ein recht dünner, luftiger Stoff, der nur nicht weite Poren genug haben darf, die kleinen Quälgeister hindurch zu lassen, reichlich bis zum Bett hernieder, und hier hinein legt sich der, der überhaupt zu schlafen und nicht die ganze Nacht als stets mobile, gotteslästerlich dabei fluchende Mückenklatsche da zu liegen wünscht. Das Netz oder Zeug muß jedoch auch noch, sobald man einmal seinen Platz eingenommen hat, überall sorgfältig unter die Matratze geschoben werden, sonst finden diese listigen Insecten doch noch einen Platz, wo sie herein, selten aber wo sie wieder hinaus können, und sitzen dann Morgens, mit blutgefüllten Leibern und ordentlich angeschwollenen Augen, im Innern des Schutzes unter der Decke, wo sie der Gequälte, wenn er nicht auch noch das Zeug mit Blutflecken beschmuzen will, nicht einmal todtschlagen darf. Die Mosquitos sind von der Größe unserer Mücken und diesen auch an Gestalt vollkommen ähnlich.

Viel bösartiger aber als selbst die Mosquitos sind noch die weißen Ameisen oder Termiten, deren zerstörendes Wesen Forbes in seinen orientalischen Memoiren sehr treffend schildert.

„In wenigen Stunden," sagt er, „vernichten oder verderben diese gefährlichsten aller Insecten eine große Kiste mit Büchern, Papier, Seiden- oder Leinenwaaren, was es auch sei, indem sie Alles mit tausend und tausend Löchern durchgraben. Wir dürfen kein Kistchen auf der Erde lassen, ohne es auf Glasflaschen zu stellen, an denen sie, wenn von Staub frei gehalten, nicht hinaufklettern können; das sind aber nur Kleinigkeiten gegen den Schaden betrachtet, den sie oftmals anrichten, wenn sie die Balken eines Hauses oder die Wände eines Schiffes angreifen und

durchbohren. Myriadenweise gehen diese kleinen unermüdlichen Zerstörer an ihre Arbeit, die sie unter einer förmlich gewölbten Incrustation von feinem Sand, der durch einen Saft ihres Körpers sich schnell verhärtet, fortsetzen und dadurch auch vollkommen verdeckt und geschützt werden. Manch' wunderliches Beispiel von der Fertigkeit, mit der sie dabei zu Werke gehen, könnte ich erzählen, will mich jedoch nur mit einem begnügen, das mir selbst begegnete."

„Ich verließ Anjengo in der Regenzeit, um ein paar Wochen mit einem Häuptling jenes Landes in Eddova zuzubringen, verschloß aber, als ich fortging, eines der Zimmer, das meine Bücher, Zeichnungen und einige andere werthvolle Sachen enthielt, so daß der Diener diesen Raum nicht betreten und also auch nicht reinigen konnte. Die Wände waren getüncht und mit Kupferstichen und Zeichnungen unter englischen Rahmen und Gläsern eingefaßt. Als ich nun nach Ablauf der Zeit eines Abends zurückkehrte und meine Stube bei Licht flüchtig übersah, so konnte ich weiter nichts Auffallendes bemerken, es schien sich noch Alles in der alten Ordnung zu befinden; am nächsten Morgen jedoch und bei etwas aufmerksamerer Betrachtung, entdeckte ich nach meinen Bildern zu, zahlreiche bedeckte Gänge an den Wänden hinauf, auch die Gläser derselben sahen sehr trüb aus und die Mahagonirahmen schienen mit Staub bedeckt. So glaubte ich wenigstens erst, und wollte sie abwischen, fand aber zu meinem Erstaunen, daß die Gläser, ganz unabhängig von den Rahmen, durch die weiße Cementmasse der Termiten an die Wand befestigt, und Rückbretter wie Bilder fast gänzlich verzehrt worden waren. Auch an den flachen holländischen Flaschen, auf denen Alles stand, was ich eben vor der Zerstörungswuth der Termiten gesichert wissen wollte, hatten sie sich vermittelst des unter der Zeit gefallenen Staubes hinaufgearbeitet, durch den Boden der

einen Kiste gefressen und schon angefangen, meine Bücher und meine Leinwand zu zerstören. Die Frau des Häuptlings, bei welchem ich mich aufgehalten, fand ebenfalls, als sie von ihrem Landsitz nach dem Fort zurückkehrte, einen ganzen Kasten voll Shawle, Musline und anderer werthvoller Stoffe, die sie gepackt hatte Indien zu verlassen, total vernichtet."

An Mineralien sind die britischen Besitzungen in Ostindien ebenfalls unendlich reich; Eisen, Kupfer, Blei, Antimonium, Zink, Schwefel, Silber und Gold, mit unerschöpflichen Kohlenlagern, finden sich in den verschiedensten Theilen des Landes zerstreut, und scheinen der Hand zu warten, die sie zu Tage fördern soll.

Eisen besonders wird in einer der südwestlichen Provinzen „Cutch" in ungeheuerer Masse und von besonderer Güte gefunden. Man sammelt es dort in Körben, an der Oberfläche der Erde, und die Eingeborenen haben eine große Fertigkeit, Stahlkettenrüstungen, Säbel, Lanzen und verschiedene scharfschneidige Instrumente und Waffen daraus zu fertigen, die sogar die europäischen an Dauer und Güte übertreffen, da jenes Eisen viel geschmeidiger und weicher ist, als das unsere, und daher auch um so weniger brechen und abspringen kann. Uebrigens wird ebensowohl im Süden von Indien, als in Madras und im Himalaya Eisen gefunden.

Kupferminen sind ebenfalls sehr reichhaltig und besonders dadurch ergiebig in Indien, daß das Kupfer reiner und weniger mit fremden Stoffen und Metallen vermischt gefunden wird, die das Schmelzen desselben sonst so schwierig machen.

Blei giebt es ebenfalls in großer Masse, besonders am Tonse.

Salz wird an manchen Orten aus den zahlreichen im Lande zerstreuten Salzseen gewonnen, von denen Mr. Gerard einzelne

an den Quellen des Indus, bis 16,000 Fuß über der Meeresfläche fand; auch im Punjaub ist ein sehr ausgedehntes Salzwerk.

Von edlen Metallen und Steinen trifft man die letzteren, besonders Diamanten und farbige Edelsteine in Golconda, Orissa, Bundlecund und mehren anderen Orten; auch Silber, durch das ganze Land zerstreut, Gold aber, obgleich im Ganzen fast in dem Bett eines jeden Flusses, doch vorzüglich in Nielgherries, wo die an der Westseite der Nielgherri-Gebirge liegende Landstrecke besonders reichhaltig ist.

Doch genug von Pflanzen-, Thier- und Steinwelt dieses ungeheueren Reiches, wir müssen nun zu unseren Freunden zurückkehren, die sonst am Ende, ohne daß wir gar wüßten wohin, in alle Welt hinausstöben; denn von Calcutta aus sollten sich ja ihre bis dahin gleichlaufenden Bahnen trennen. Dazu aber, um nicht eins in das andere zu reden, gehört ein neues Kapitel, in welchem wir vor allen Dingen die Wegmeier'sche Familie auf ihrer ersten Palankinreise begleiten wollen.

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.